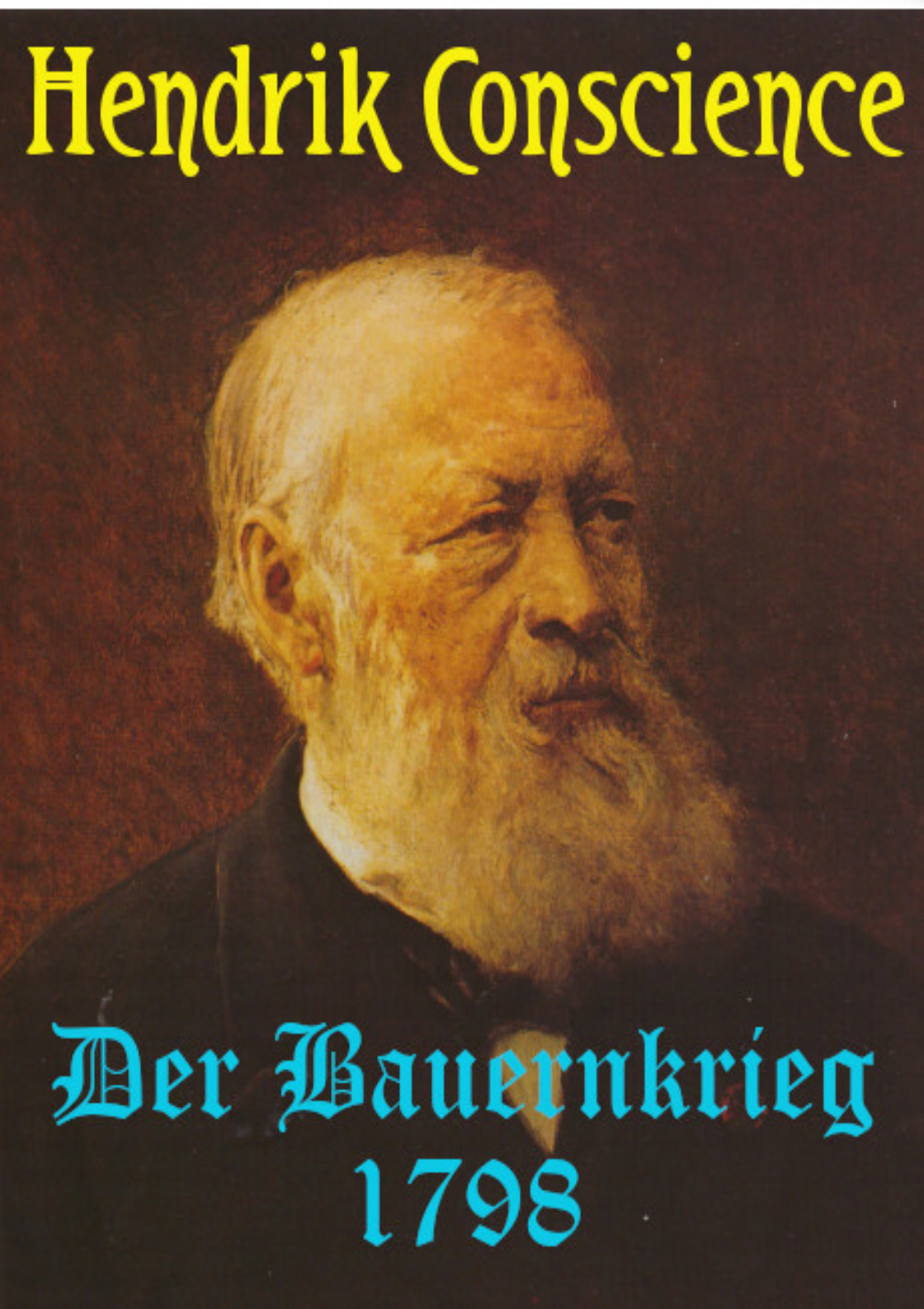
Hendrik Conscience



Der Bauernkrieg 1798

Der Bauernkrieg (1798).

historisches Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert
von
Heinrich Conscience.

Aus dem Flämischen übersetzt
von
Philipp Gigot.

Mit sechs Original-Illustrationen
von
Eduard Dujardin.

Brüssel und Leipzig
Verlag von Kießling und Comp.
1853.

Inhaltsverzeichnis

Der Bauernkrieg (1798).
Teil 1.
Vorspiel. (1793).
I.
II.
III.
IV.
V.
Teil 2.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
XII.
XIII.
Schluß.
Anmerkungen



Teil 1.

Vorspiel. (1793).

Belgien ist die Wiege der Freiheit; wie weit wir auch in unsere Vergangenheit zurückblicken, so finden wir selbst in den ältesten Zeiten die Bewohner unserer Städte im Besitz von ausgedehnten Freiheiten — diese Volksrechte wurzeln im Leben und Streben unserer Urväter und sind seit ihrer ersten Einwanderung in den Boden der Heimat eingepflanzt.

Der schnelle Gang der geschichtlichen Entwicklung in den Völkern deutschen Stammes brachte es mit sich, daß auch die Gemeinden im platten Lande bald ihre unabhängige Stellung gesichert hatten. Gegen das Ende des Mittelalters — in einer Epoche, wo Viele größere Länder, und Frankreich ganz besonders, sich aus dem Drucke der Knechtschaft noch nicht zur Idee der Freiheit erhaben hatten, waren in Belgien die Beziehungen zwischen Fürst und Volk schon geregelt; geschriebene Gesetze wiesen dem einen wie dem andern seine Pflichten und seine Rechte an.

Dieser Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit liegt unzweifelhaft im Blute unserer Ahnen; Belgiens Loos seit seinem ersten Bestehen liefert dafür den schlagendsten Beweis. Ist nicht das ganze Leben der Nation, von ihrer Geburt bis auf die jüngsten Tage, ein einziger Streit, ein unermüdetes Ringen, ein unausgesetztes Blutvergießen, eine riesige Kraftanstrengung — alles im Dienste der Freiheit?

Trotz allen Kämpfen, welche die früheren Generationen durch eine Reihe von Jahrhunderten ausgestanden, trotz den härtesten Prüfungen des Schicksals, hatten die Belgier, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ihre so kostbare bürgerliche Freiheit bewahrt. Der *heitere Einzug*, des Landes Grundgesetz, schirmte noch immer, für den Fürsten, wie für das Volk, die herkömmlichen Pflichten und Rechte; bei jeder Thronbesteigung band ein feierlicher Eid, unter Gottes freiem Himmel geleistet, den neuen Monarchen.

Damals drohte in Frankreichs Horizont das entsetzliche Unwetter, das nachher Europa’s Grundfesten so sehr erschüttern.

Die unleugbare Sittenlosigkeit und Verderbtheit derjenigen, die an der Spitze des Volkes standen und ihm zum Vorbild hätten dienen sollen, hatte die Gemüther in Frankreich für eine Lehre empfänglich gemacht, die jede Autorität leugnete, und somit den Fluch der Willkür und Tyrannei für immer weggebannt zu haben glaubte.

Stolze Geister, mit allen Waffen der Kunst und Wissenschaft ausgerüstet, träufelten das Gift des Zweifels in die empfänglichen Gemüther des Volkes. Den Menschen erhoben sie zum Gotte und empörten sich gegen den Gott, der im Himmel thront; überall machten sie das Gefühl der Menschenrechte rege und suchten dagegen den letzten Funken von Menschenpflichten zu ersticken-.

Der Haß gegen die gläubige Ehrfurcht ihrer Ahnen verleitete sie dazu, Zucht und Gottesdienst, alte Treue und Biederkeit beständig zu verspotten und zu verlästern; statt den Acker vom Unkraut zu säubern, rüttelte ihre leidenschaftliche Ungeduld an jeder Scholle, warf das Unterste zu oberst und begrub in dem wüsten Schutt alle Keime der Gegenwart. So wurde alles Bestehende frevelhaft umgestürzt und Frankreich in eine Bahn gezwängt, wo nur Trümmer und Ruinen die Thätigkeit eines früheren Geschlechts bewährten.

Und als die Herzen nichts mehr übrig behielten, als wilden Haß und trostlosen Unglauben, um sich in blinder Wuth nach dem Unbekannten zu wenden, da trug der Baum des Zweifels seine üppigen Früchte.

In Paris brach das höllische Feuer, an dem man so trefflich geschürt, zuerst aus; der Vulkan goß die kochenden Ströme seiner Lava selbst weit über Frankreichs Grenzen aus.

Der Fremde, der sich unaufgerufen zum Weltverbesserer aufwarf, bot uns seine Freiheit an, unter der einzigen Bedingung, daß wir uns in Frankreichs Ketten begeben sollten.

Wir, die wir mit der Freiheit geboren waren und sie seit undenklichen Zeiten besessen hatten, konnten in dem besudelten Bild von Zweifel, von Mord, Zerstörung und Tyrannei das Erbtheil unserer Voräl̈tern nicht erkennen. Des Landes Unabhängigkeit war uns über Alles theuer. Wir weigerten uns und wurden durch die wilde Uebermacht der Mehrzahl erdrückt.

Im November 1792 lieferte die Schlacht von Jemappes unser Vaterland wehrlos und verlassen in die schnödeste Gewaltherrschaft —

Die Sendlinge der Pariser Clubs, wo Dante ist! Marat und Robespierre als Götter der Zerstörung thronten, verbreiteten sich gleich einer Wolke raubgieriger Raben über Belgien.

Nur vier Monate blieben sie für diesmal hier, und doch war die kurze Zeit ihnen zureichend, unsere schönsten Kirchen zu plündern, die heiligen Vasen in Tonnen zu stampfen und nach Frankreich zu führen, die Gemeinden mit Brandschatzung zu schlagen, die Bürger und Bauern gegen werthloses Papiergeld ihre Magazine und Vorrathskammern leeren zu machen, . . . und so das Gold und Gut von Belgien auf unzähligen Wagen nach ihrer unersättlichen Räuberhöhle, nach dem blutvergießenden Paris, zu schleppen[1].

Von der furchtbaren Macht der Umwälzungen niedergebeugt, sah das belgische Volk der Vernichtung aller seiner Freiheiten, seiner Wohlfahrt, seines Gottesdienstes und seiner Sitten, mit stummer Trostlosigkeit zu; und wenn noch ein Funke von Hoffnung in einzelnen Herzen glimmte, so war es allein das Vertrauen auf Gottes Allmacht und Gottes Beistand. Alle menschliche Hilfe schien vergebens und unzureichend gegen den riesenhaften Andrang von Frankreichs wilder Volksmenge.

Und doch kam ein Tag der Befreiung: die Österreicher schlugen die französische Armee bei Neerwinden, am 18. März 1793. — Der Fremde verließen unsern Boden.

Dann athmete unser Vaterland nach dem bitteren Druck wieder auf. Gesetze, Sitten, Sprache, Gottesdienst, alles wurde in seiner vorigen Form hergestellt; ein Jeder sah mit Vertrauen der Zukunft entgegen, der Handel fing an sich augenblicklich zu heben, die verwüsteten oder verlassenen Felder wurden in Eile wieder besäet, die Kennzeichen der fremden Herrschaft beseitigt, die Kirchen neu verziert; — und überall, sowohl auf den Gesichtern, als in den Herzen schimmerte Freude und Dankbarkeit zu Gott für die unverhoffte Befreiung.

Was wir erzählen werden, hat sich in einem Dorfe der brabantischen Kampine zugetragen, welches wir gewisser wichtiger Ursachen halber hier mit dem Namen Waldeghem bezeichnen wollen.

Dieses Dorf lag einige Bogenschüsse von einem größeren Landweg entfernt; der Platz, wo sein niedrig Kirchlein stand, zeigte sich in der Ferne wie ein Lustwäldchen von mächtigen Linden, und wo oben nur das Kreuz des Thurmes in die Augen fiel, gleichsam um anzuzeigen, daß hier eine Anzahl Menschen unter dem Schatten von Gottes Tempel wohnte.

In der Nähe sah es lieblich und reizend aus: die Dächer seiner Hütten waren mit Moos bewachsen, die Giebel von Weinreben umschlungen oder lagen im stillen Schatten halb verdeckt unter dem dichten Laub der Nußbäume. Doch konnte man auch da einige größere Gebäude bemerken: die Pfarrei, an ihrem Nothglöckchen kenntlich, stand neben dem Kirchhof; ganz dabei die Wohnung des Küsters und Schulmeisters, minder hoch, doch ebenso freundlich; weiter im Dorfe das schöne Haus des Notars, und gegenüber die ausgedehnte Brauerei mit ihren Stallungen und Werkstätten.

Zwischen den Häusern und Hütten, die so zu sagen der Zufall auf beide Seiten des Weges hingestreut hatte, standen einige Räume leer, durch welche das Auge erst über fruchtbare Felder und sanfte Wiesen schweifen konnte und dann auf undurchdringbare Wälder stieß, welche das Dorf von allen Seiten einschlossen, so daß es sich wie ein liebliches Thal zwischen hohen Bergen ausnahm.

An einem Sommertage des Jahres 1793 feierte Waldeghem seine Kirmeß.

Vor der Kirche, unter den hohen Linden, standen verschiedene mit Leinwand überspannte Buden; aber was man darin verkaufte, konnte man nicht sehen, weil die Krämer, die Arme über die Brust gekreuzt, auf einer Kiste oder auf einer Bank lagerten und ihre geschlossenen Läden schweigend zu überwachen schienen.

Vor einigen Wirthshäusern waren Zelte von Segeltuch aufgeschlagen, ohne Zweifel um den Dorfbewohnern als Tanzsaal zu dienen; doch dieselbe unheimliche Stille herrschte auch unter diesen - Zelten. Fast hätte man beim Anblick der Dorfstraße glauben können, daß gestern der legte Tag der Kirmeß gewesen sei, und daß die erschöpfte Bevölkerung durch die Ermüdung verhindert war, die übriggebliebenen Zeichen des Frohsinns wegzuräumen.

Diese allgemeine Stille hätte wunderbar scheinen können, da es kaum drei Uhr Nachmittags war, hätte man nicht bei einem Fernblick durch die Hütten die Lösung des Räthsels erfahren.

Längs der Fußwege, die aus dem dunkelen Gebüsche sich durch Wiesen und Felder gegen die Kirche schlängelten, kamen zahlreiche Familien herauf. Männer, Frauen, Kinder, alle mit einem Gebetbuch, mit einem Rosenkranz, oder beide zugleich in der Hand.

Da die engen Fußwege nur einem einzelnen Menschen den Durchgang gewähren konnten, so gingen alle diese Personen je einer vor dem anderen und alle dicht hintereinander. Aus der Ferne gesehen, schien die

Fortbewegung dieser Leute sehr schleppend, und hätte nicht die bunte Tracht der Frauen, mit dem Hochroth, Grün, Gelb und Weiß zwischen der dunkelblauen Tracht der Männer durchgeschienen, und sonach die Bewegung merklich gemacht, so hätte man fast denken mögen, daß diese Menschenreihen ganz bewegungslos in den Feldern ständen.

So zogen von allen Seiten die Einwohner der Gemeinde Waldeghem der Kirche zu, um der feierlichen Vesper beizuwohnen, welche eben beginnen sollte.

Wenn man im Dorfe selbst die gleiche Bewegung nicht bemerkte, so war es einer berechneten Gewohnheit der Bauern zuzuschreiben, die ihre Häuser um so später verlassen, je näher sie der Kirche wohnten, und daher kommt es, daß die Bewegung der Dorfbewohner zuerst an den äußersten Enden des Dorfes beginnt und sich allmälig fortverbreitet, bis der Glockenschlag die Allerfaulsten aus dem Wirthshause treibt, um den Anfang des Gottesdienstes nicht zu verfehlen.

Und fürwahr, dem würde sich für diesmal niemand haben aussetzen wollen. Es mußte diese Vesper einen bestimmten Zweck haben, um die Neugierde eines Jeden also zu reizen.

Bruno, der Sohn des Notars, welcher bei den Augustinern in Antwerpen die lateinische Schule besuchte, war auf Urlaub, um die Kirmeß in dem Dorfe mitzumachen. Er hatte eine wunderbar schöne Stimme und war in der Musik sehr bewundert. Der Küster hatte deswegen seit langer Zeit und mit großer Mühe den Sängern der St. Cecilia-Gilde eine feierliche Vesper einstudiert, worin sich eine Anzahl Solos befanden. Bruno sollte diese Solos singen.

Seit drei Monaten hatte man in den Familienkreisen der Gildebrüder von St. Cecilia von nichts anderm sprechen hören, als von der Vesper und Bruno’s schöner Stimme; und diese lange Sehnsucht hatte ihre Neugierde dergestalt gereizt, daß sie nun zur Kirche eilten, als müßte dort ein außerordentliches Ereignis stattfinden.

Kurz ehe die Glocke drei schlagen sollte, war die Kirche schon voll Leute. Die Weiber und Jungfrauen unter dem linken Schiff der Kirche; die kleinen Mädchen längs derselben Seite in der Mitte der Kirche, gerade gegenüber die kleinen Knaben mit einem Durchgang zwischen beiden; die Männer unter dem rechten Schiff, so daß die eine Seite der Kirche fröhlich und frisch, mit Schneeflocken von weißen Spitzen und hochfarbigen Zeugen glänzte, während auf der anderen die eintönige blaue Farbe der Männertracht alles verdunkeln.

Unter den Männern bestand noch eine besondere Reihenfolge dem Range oder dem Alter gemäß. Während die Aelteren in der Mitte, wie zufällig, zerstreut saßen, standen die jungen Leute, die angehenden Männer mehr nach vorne zu, um den Altar des heiligen Sebastian, des Beschützers der Schützen-Gilde. Von den heirathsfähigen jungen Burschen fehlte niemand, als blos die Mitglieder der St. Cecilia, die ihren gewöhnlichen Platz auf der Chorbühne wieder eingenommen hatten.

Knapp am Altar des heil. Sebastianus stand ein rüstiger Jüngling, den Ellbogen auf die Kniebank lehnend und halb nach dem Bilde des Heiligen hingewandt. In seiner Haltung lag etwas Mißbilligendes, auf seinem Angesicht etwas Hartes und Spöttelndes, als wäre er sich nicht recht bewußt, daß er sich im Gotteshause befinde. Es entfielen ihm selbst von Zeit zu Zeit schlechte Witze über Bruno und die versprochene Vesper, welche er an einen ältlichen Mann richtete, der, mit gekrümmtem Rücken und verwelktem Gesichte einige Schritte von ihm entfernt, vor dem Pfeiler auf den Knien lag.

Was er sagte, mußte den alten Mann sehr kränken, denn er knirschte unmuthig mit den Zähnen, und mit dem bittersten Ausdruck der Verachtung unterbrach er ihn:

»Schweiget, gottloser Kerl, Ihr seid nicht einmal werth, Bruno’s Schuhriemen zu lösen.«

Die Umstehenden gaben hinreichend durch ihre Blicke zu verstehen, daß sie dem alten Manne Recht gaben; einige entfernten sich selbst mit Widerwillen von dem trotzigen Jünglinge. Als dieser dessen gewahr wurde, lachte er spöttisch und zuckte die Achseln. Er dachte gewiß den alten Mann von neuem zu plagen, als plötzlich die kleine Seitenthür der Kirche sich öffnete und die Aufmerksamkeit eines Jeden sich nach diesem Punkte richtete.

»Bruno!« rief der alte Mann freudig. »Veva!« murrt der Spötter, und seine Augen brannten von Zorn.

Da trat wirklich ein Jüngling, schlank von Gestalt, fein von Gesicht und mit dem sittsamen Ausdruck eines Mädchens in die Kirche; er hatte einen großen Blumenstrauß in der Hand und begleitete ein junges Mädchen, das den Kinderjahren kaum entwachsen, doch bereits ein schönes Frauenbild war, so regelmäßig, so fein, so edel von Angesicht, daß ihr Anblick bezauberte und zu Träumereien verlockte.

Es war Genoveva, die einzige Tochter des Küsters und Schulmeisters, der auf sein angebetetes Kind all’ das Gefühl seiner sinnigen Seele

ausgegossen hatte und ihr für ihr zartes Alter eine Bildung hatte angedeihen lassen, die sie unter den Dorfbewohnern als eine Wundererscheinung gelten ließ.

Die Jungfrau hielt gleichfalls einen Blumenstrauß in der Hand und nahm dazu noch denjenigen, welchen ihr Begleiter getragen hatte.

Sie schritt langsam über den Chor, bestieg die Treppen des Altars, nahm die halb verwelkten Blumen herab und stellte ihr frisches und wohlriechendes Opfer, Gott zu Ehren, neben das Tabernakel.

Dann kehrte sie wieder zurück und nahm den Stuhl, den Bruno für sie bereit hielt.

Der Jüngling ging, um sich nach der Chorbühne zu begeben, wo der Küster schon die Orgel spielte, langsam durch die Kirche.

Bei seinem Durchgang wurde die Stille durch das Schieben der Stühle gestört, jeder richtete sich auf, um den schönen Studenten zu sehen, der in der feierlichen Vesper vorsingen sollte; und daß er seinen Dorfgenossen willkommen war, das konnte man deutlich an dem stillen Lächeln der Zufriedenheit und Freundschaft erkennen, die ihm aus jedem Gesicht entgegenstrahlte. Er beugte, über diese Huldigung gerührt, sein schamrothes Haupt, beschleunigte seine Schritte und erreichte seinen Platz auf der Chorbühne gerade in dem Augenblicke, als der Küster die Orgelpfeifen auszog und dadurch die Ankunft des Pastors verkündete.

Der Pastor trat wirklich durch eine Thür neben dem Altar herein. Man konnte keinen ehrwürdigeren Mann als diesen Priester sehen. Obwohl er schon 70 Jahre alt sein mochte und hoch von Gestalt war, so ging er noch aufrecht, als hätte das Gefühl von der Erhabenheit seiner Sendung auch seinem Gemüthe und seiner Haltung Erhabenheit aufgedrückt. Weißes Haar, glänzend wie Schnee unter dem Sonnenlichte, umkränzte seinen Schädel und fiel in ungezwungener Fülle auf seine Schultern. Sein Angesicht, ruhig und sanft, war von tiefen Runzeln gefurcht; seine Augen waren noch hell und zeugten durch ihren friedlichen Blick von der Liebe und der Güte des Herzens.

Bei seinem Eintritt einen langanhaltenden Blick auf seine Pfarrkinder werfend, schien ein himmlisches Lächeln auf seinem Angesichte zu glänzen, und es war, als ob seine Augen vor Rührung sich befruchteten. Ja, er blieb eine kurze Weile bei der Thür stehen und schaute wie in einem seligen Traume die Menge an, welche die Kirche langsam füllte.

Außer einigen wenigen, hatte er alle diese Menschen getauft; er hatte alle in der christlichen Lehre erzogen, er hatte sie in ihren Krankheiten getröstet, ihnen in ihrer Armuth beigestanden; er hatte ihnen den Himmel als letzte Hoffnung angewiesen, als sich im Nachbarlande die Hölle geöffnet, und Verfolgung, Mord und Raub über das Vaterland ausgebreitet hatte. Er wußte alles, was sie gethan und gedacht hatten. Jede Falte in ihrem Herzen, selbst die tiefste, lag ihm offen und wies ihm ihre Geheimnisse.

So war ihm dieses Volk mehr als eine Schaar von Brüdern; es war sein geistiges Blut, das theure Eigenthum seiner Seele; für diese Menschen lebte er und liebte sie wie ein zärtlicher Vater seine Kinder liebt.

Doch welche Ehrfurcht fühlten sie für ihn, welche Liebe hatten sie ihm alle geweiht, ihm, der das Bild der Gottheit selbst, dastand, um zu erquicken und zu trösten oder zu segnen, bei jedem Vorfall, der ihre einförmige Lebensbahn unterbrach.

Diese Betrachtung durchflog wie ein Blitz des Priesters Seele, und um so mehr freute er sich, seine Familie nach der bitterer und hoffnungslosen Verfolgung wieder glücklich zu sehen.

Noch ganz in der sanften Beschauung verloren, wendete er sich zum Altar, um die Vesper zu beginnen. Da athmete er den frischen Hauch der Blumen, und ein Blick der Dankbarkeit leuchtete aus seinen Augen, indem er der jungen Genoveva im Vorbeigehen ein mildes Lächeln zuwarf.

Die Vesper begann.

Da die Glieder von St. Cecilia in voller Anzahl waren, und der Küster sie mit großer Sorgfalt angeleitet hatte« sangen sie viel einstimmiger als gewöhnlich; doch in der Ueberzeugung, daß sie eingeschult waren, schrieen sie um so lauter und sangen gegen die dröhnende Orgel, als hätten sie im Wettstreit mit dem mächtigen Instrumente den Preis erringen wollen.

So dauerte es eine Zeitlang fort, bis Bruno, nach einem Zwischenspiel der Orgel, die Solo-Hymne vortragen sollte.

Still und sanft, mit einer beinahe unhörbaren Stimme, aber so fein und deutlich, daß es die Seele zum Schmelzen brachte, begann Bruno den Lobgesang:

Ave, maris stella . . .

Und dann, nach und nach den Ton kräftiger steigernd und durch das Zittern der Noten seinem Gesang mehr und mehr Gefühl verleihend« gelangte er an die Strophe:

Monstra, te esse matrem . . .

die er zuerst mit gedämpfter Stimme schluchzte und dann wie einen Hilferuf in stehenden Klagen zum Himmel entsandte.

So fuhr er im Lobgesang fort und bewegte seine herrliche Tenorstimme mit so viel Freiheit und Ungezwungenheit, daß man die Musik vergaß und dachte, daß dieser Gesang die natürliche Sprache der menschlichen Seele war.

Und es muß wohl so sein, daß alles Wahre und Schöne selbst in den schlichtesten Herzen Saiten findet, die harmonisch wiederhallen; denn es war so still in der Kirche, als wären alle Dorfbewohner in Bildsäulen verwandelt.

Nur ein Mensch scharrte von Zeit zu Zeit mit den Füßen, oder hustete vernehmbar; und das war der Spötter bei dem Altar des St. Sebastian.

Obschon dieser Lärm Viele ärgerte, so konnte es die Ruhe der Uebrigen doch nicht stören; Bruno's schöne Stimme machte sie die Welt vergessen; es war ihnen, als stieg ihre Seele mit in die Höhe, so wie die Töne mit Kunst und Gefühl aus Bruno's mächtiger Brust sich gegen den Himmel emporheben und in ihrem Falle die ganze Kirche mit Harmonie erfüllten.

Man sagt, daß die Musik eine undeutliche Sprache ist. Dies mag der Fall sein, wenn sie schlecht vorgetragen oder zu nichtssagenden Spielereien verwendet wird. Die wahre Musik ist aber die Sprache des Gemüths, und wenn sie aus dem Herzen und zum Herzen spricht, dann versteht oder fühlt vielmehr selbst das stammelnde Kind ihre leisesten Anklänge.

Die Worte, die Bruno sang« gehörten der lateinischen Sprache an; ihre materielle Form machte sie demnach für die Zuhörer unverständlich — und doch begriffen die Bauern ganz wohl, was er sagte, und doch empfingen und theilten sie den Eindruck des Gesanges. Es entging ihnen nicht, daß es ein Gebet war — ein Gebet, so feierlich, so innig, so bezaubernd, daß sie desgleichen noch nie vernommen hatten — ein Gebet, das sie bald durch seine tiefen Trauertöne düster stimmte, bald durch seine Flehlaute mit zu Gott hinauszog, bald zu unwillkürlichem Zittern und Beugen brachte, sowie die Noten durch ihr ängstliches Zagen die Zerknirschung des Sängers vor dem Allmächtigen verriethen — ein Gebet endlich, das sich ihrer ganz bemeisterte und jede Brust hob, als der schöne Sänger das Magnificat selbst begann, und die Strophe:

Magnificat anima mea Dominum!

aus Bruno’s Kehle wie gellender Trompetenton zu den Gewölben der Kirche emporstieg.

Später fielen die Chöre ein und wechselten wieder mit Gebeten des Pfarrers und Tenorsolos ab, bis am Schlusse der Vesper ein Jeder aufstand und sich anschickte, die Kirche zu verlassen.

Auch Bruno war von seiner Bühne heruntergekommen und durchschnitt die strömende Menge, um seinen Vater und Genoveva zu erreichen, die sich am Altar befanden.

Der Jüngling war aufgeregt und heiter; seine Wangen waren bedeutend geröthet, und freundlich blickte er um sich, als wollte er fragen, was man von seinem Gesange dächte. Doch sein Lächeln blieb von den Männern wie den Weibern unerwiedert — alle wichen in stummer Ehrfurcht zurück, um ihm den Durchgang so viel wie möglich zu sichern, und starrten ihn an, als ob sich ihnen ein Wunder offenbarte.

Die schlichten Leute standen auch wirklich noch immer unter dem Zauber seiner Stimme, ihre Herzen bebten noch vor Rührung; es schien ihnen unerklärlich, daß der junge Mann eine so große Gewalt über sie geübt und ihnen die niegeahnten Gefühle von ihrem eigenen Werth und der Lebensfülle eingeflößt hatte — jetzt erst hatten sie gemerkt, daß auch unter ihrer rauhen Hülle ein dichterisches Gemüth schlummerte!

Deshalb blickten sie dem lieben Bruno dankbar und verwundert nach, als er sich gegen das obere Ende der Kirche richtete.

Der alte Mann am Altar des St. Sebastian war gegen einen Pfeiler gelehnt, und die hellen Thränen liefen ihm aus den Augen.

Der Jüngling, der dies gewahr wurde, stellte sich zu ihm und erkundigte sich mit Theilnahme, was ihm denn fehle.

»Ach« Bruno, Ihr herzlieber Bruno!« schluchzte der Alte, und schien ganz verzückt, »Jetzt habe ich lange genug gelebt! Gott lohne Euch das Glück, das Ihr dem armen Jan heute gespendet. Ich bin ganz von Sinnen, es ist mir, als käme ich vom Himmel herunter!«

»Ich glaub’s wohl, er hat zu tief ins Glas geguckt!« meinte spöttisch der Gegner des Alten, der noch immer seinen Ellbogen auf die Kniebank stützte.

Der Alte wandte sich um und entgegnete mit Heftigkeit:

»Lacht mich immerhin aus, scheltet mich den närrischen Jan — doch seht«, Simon, auf meinen Armen habe ich das Kind getragen« es

auferzogen und tagtäglich in meinen Gebeten erwähnt! Der Herr hat mich erhört: Bruno ist zum Jüngling herangereift . . . «

»O über den Milchbart, der wimmern kann, wie ein Mädchen! Ihr solltet Euerem Bruno Weiberröcke anthun und ihm eine Haube aussetzen . . . !«

»Kommt, Jan«, sprach der Jüngling und zog den Alten mit sich — »laßt den Simon, und begleitet uns zur Kirmeß: der Vater hat es mir erlaubt.«

Inzwischen hatte sich die Kirche fast geleert.

Draußen war Alles wie durch einen Zauberschlag umgestaltet. Aus der Ferne hörte man das einladende Spiel der Geigen durch den Lärm der Kirmeß dringen.

Einige ältere Leute waren in Gruppen auf dem Kirchhofe stehen geblieben, um sich über die Neuigkeiten des Tages zu unterhalten. Sie redeten hin und her von der französischen Republik und den Jakobinern, von dem Tode Marats und der Lage des Kaisers von Österreich; sie freuten sich über die gesegnete Ernte und drückten die Hoffnung aus, daß Gott das Land vor weiteren Einbrüchen und Räubereien bewahren würde.

Da stand auch der freche Bursche, den wir früher am Altar des St. Sebastian getroffen. Es war Simon, der Sohn des Brauers, der, seit dem allzufrühen Tode seiner Mutter, sich und seinen Lüsten überlassen blieb; während der ersten Monate der französischen Herrschaft war er nach Brüssel gerannt, und Niemand wußte, was er in der Hauptstadt getrieben hatte. Doch er war mit schlechten Gedanken zurückgekommen, und dies war für die Bauern ein hinreichender Grund, zu denken, daß er dort eben nicht mit den besten Gesellen verkehrt haben müsse.

Jedenfalls war er nicht der Liebling des Dorfes, dessen ruhige Bevölkerung er durch sein wüstes Leben und rohes Poltern oft ärgerte. Nur einige der ärmsten Jungen bildeten seinen Hof und begleiteten ihn beständig; die Bierkannen, mit denen er freigebig traktierte, lohnten sie dafür.

Es war wirklich schade um den Simon, der für einen hübschen Jungen gelten konnte. Er war ziemlich groß, mit regelmäßigen Zügen und hatte auch etwas Erziehung genossen; doch in seiner Haltung lag ein gewisser Trotz, sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Härte, und sein gewöhnliches Lächeln verrieth bittere Spottlust. Ein erfahrenes Auge konnte aus den ersten Blick erkennen, daß der junge Mann, obgleich kaum vier und zwanzig Jahre alt, doch schon seines Lebens satt war, weil er es sich durch Haß und Hochmuth vergällt hatte.

Die Triebfeder aller seiner Handlungen war eine übertriebene Eigenliebe, die Sucht es allen Andern zuvorzuthun und sich dadurch die allgemeine Bewunderung zu sichern.

Er bildete sich auf seine Talente nicht wenig ein; Keiner konnte besser singen und tanzen, oder sich artiger benehmen als er; Keiner konnte sich mit ihm in Verstand, Beredenheit und Bildung messen. Seine Kameraden im Dorfe, sagte er oft, wären eine Schaar von dummen Tröpfen, denen der Pfarrer nur die Fratze des Teufels vorzuhalten brauchte, um sie in ihr Bett zu jagen, wo sie dann die ganze Nacht über von nichts, als von Hölle und Fegefeuer träumen.

Ein halbes Dutzend ärmlich gekleidete Jungen, die um Simon am Eingange des Kirchhofs standen, erinnerten ihn an die zwanzig Kannen Bier, die er am Schlusse der Vesper zu zahlen versprochen hatte; Simon aber schenkte ihnen kein Gehör, sondern zog und putzte an seinem Rocke, und schob die Mütze über das linke Ohr, als ob er Jemanden erwartete, den seine persönlichen Vorzüge gewinnen sollten.

Eben traten fünf bis sechs Personen aus der Seitenthür der Kirche.

Es war der Notar und seine Frau, ihr Sohn Bruno und ihr bejahrter Diener Jan und dazu der Schulmeister mit seiner Tochter Genoveva.

Die beiden Familien schritten langsam durch die Gruppen, die ihnen voll Ehrfurcht Platz machten und den beiden jungen Leuten eine schmeichelhafte Bewunderung zollten. In den bezeichnenden Blicken, welche die Bauern dabei unter sich austauschten, stand zu lesen:

»Ja, die sind wahrhaftig für einander geboren. Ein schöneres Paar ist auf der ganzen Welt nicht zu finden!«

Derselbe Gedanke stand noch klarer ausgeprägt im Gesichte des Notars und des Schulmeisters, deren Augen in verzeihlichem Vaterstolze froh schimmerten.

Der alte Jan vollends war außer sich vor Freude. Er hielt sich so gerade wie möglich, drehte den Kopf nach allen Seiten und schien einem Jeden mit Stolz zurufen zu wollen:

»Den Jungen habe ich aufgezogen!«

Ihr Weg über den Kirchhof führte sie an Simon vorbei, der mißmuthig dastand und vor Eifersucht zitterte, als er Bruno und Genoveva, Hand in Hand, auf sich zukommen sah.

Der Brauersohn blickte dem Mädchen starr in die Augen« so daß diese den Kopf niederbog und sich fester an ihren Begleiter schmiegte; dann

warf er auf den jungen Studenten einen durchbohrenden Blick. Doch der vorbeigehenden Genoveva wollte er sich gefällig zeigen, lächelte ihr entgegen und wünschte recht freundlich einen guten Morgen; das Mädchen aber, ärgerlich und beschämt, kehrte ihr Gesicht von ihm ab und flüchtete sich zu ihrem Vater, der schon auf der Straße stand.

Der alte Diener war über das, was er gesehen« höchst aufgebracht; er stellte sich vor Simon hin, drohte ihm mit der Faust und rief ihm zu:

»Wagt es noch einmal, Ihr ungezogener Trunkenbold!« —

Simon überhörte diese Drohung; mit gesenkten Augen war er gegen die Kirchmauer gelehnt und murmelte einige Worte vor sich hin« welche ihm die blinde Rachsucht eingab.

Doch nach wenigen Augenblicken sprang er auf und sprach zu seinen Gesellen, um sich seines Verdrusses zu entledigen:

»Kommt jetzt, heut soll es lustig hergehen. Trinken dürft Ihr, so viel Ihr wollt. Die Kirmeß ist noch nicht zu Ende; vielleicht bringt sie uns ganz eigene Dinge!«

Und mit seinem Gefolge lief er durch die Menge und stürmte mit wildem Schreien hin zum nächsten Tanzboden.«

Der große Marktplatz im Dorfe wies ein so lärmendes Gewimmel, daß dem unvorbereiteten Zuschauer dabei Hören und Sehen vergehen konnte.

Das Geschrei der Quacksalber, Krämer und Taschenspieler, das Gerassel der Trommeln, das Geschmetter der Trompeten und Waldhörner, der durchdringende Laut der Geigen, das wehklagende Grunzen der Schweine, die zu Hunderten feil standen, der schallende Gesang der Burschen — das Alles verschmolz zu einem anhaltenden Brausen und Sausen, das, aus einiger Entfernung, von einem riesenhaften Bienenkorbe herzurühren schien.

Die Menge wogte auf dem Markte hin und her; der Eine stieß und drängte den Andern, oder schritt ihm unsanft auf die Füße — doch störte das nicht im Mindesten den allgemeinen Ton von munterer und fast ausgelassener Laune.

An der einen Seite, gegen die Kirche zu, entfalteten sich viele Buden, in denen man allerlei Zuckerzeug und Spielereien, Gegenstände für den Hausrath, Wäsche und fertige Kleidungsstücke feil bot. Diese Seite bot im Vergleich zur andern ein Bild von Ruhe und Ordnung; sie wies kaum ein Zeichen des wilden Ungestüms — höchstens taumelte hie und da ein Bauer

vor einem pfundeschweren Pfefferkuchen zurück, der ihm aus einer Bude etwas zu derb unter die Nase geschoben wurde.

Die Aeltern Bruno's und Genoveva's waren nach dieser Seite hingegangen; einige Zeit lang besahen sie die vielen schönen Sachen, und dann kaufte der Student das kostbarste Gebetbuch, mit Silber beschlagen, um es seiner Freundin zum Andenken an die Kirmeß zu verehren.

Dann wollten sie sich auch gegenüber umsehen und erfahren, was die Quacksalber und Taschenspieler mit ihren lauten Rufen, tollen Sprüngen und eigenthümlichen Gebärden zu verkünden hatten.

Hier war das Treiben ungemein rege; die lärmendsten Possenreißer hatten sich zusammengefunden.

Wo Bruno und Genoveva sich zeigten, räumte man ihnen willig und voll Ehrfurcht die besten Plätze; und obgleich die beiden Familien sich von den Buden ziemlich entfernt hielten, so konnten sie doch Alles ganz bequem sehen und hören.

In der Ecke an der Herberge zum Löwen stand ein Quacksalber in auffallender Tracht, der um den Hals eine Kette von Menschenzähnen trug. Sein Hanswurst stieß in die Trompete und pries die unerhörten Wunderkuren die sein Herr in allen Weltgegenden zu Wege gebracht hatte. Zum Beweis wies er auf große pergamentene Blätter mit rothen Siegeln, welche die unglaublichen Resultate bestätigten — freilich in fremden Sprachen, die Niemand im Dorfe zu lesen oder zu verstehen wußte.

Der Hanswurst war noch mitten in seiner Lobrede, als ein Bauer dazukam, dessen geschwollene Wange zur Genüge verrieth, an welchem Uebel er litt.

»Was habt Ihr denn vor, Sus?« frug ihn der Notar. »Der Kerl wird Euch abmartern!«

»Gleichviel«, entgegnete der Bauer, »länger kann ich's nicht aushalten. Und wenn er mir auch den Kopf vom Leibe reißen sollte, der Zahn muß heraus!«

Der Quacksalber hatte die arme Beute wohl ersehen, darum rieb er sich die Hände, brachte den Hanswurst zum Schweigen und wandte sich recht würdig an die Leute um ihn« während er seinen Patienten bei den Schultern faßte und ihn näher zu sich zog:

»Meine werten Zuhörer und Zuhörerinnen, Ihr werdet alsbald sehen, daß ich weit über die gewöhnlichen Salbader, Urinbeschauer, Pedikuren u.s.w. stehe, die von der Chirurgie nichts verstehen und nur zu oft ihrem

unglücklichen Opfer mit dem Zahne die halbe Kinnbacke ausreißen! Nein, nein, folgt allen meinen Bewegungen, und Ihr werdet Euch überzeugen. daß der berühmte Nicophorus in seiner Kunst ein unerreichter Meister ist!!«

Dabei schob er den rechten Aermel zurück, schnalzte mit den Fingern, setzte den Bauer mit dem Kopf gegen die Lehne eines Stuhles und griff nach einer eisernen Zange:

»Ihr meint wohl, dies Instrument sei aus Eisen oder Stahl? Nun, in meiner Hand wird es zu einer Feder, die nicht im Geringsten schmerzt und das Zahnfleisch ganz leise kitzelt — es hat nicht mehr zu bedeuten« als eine Fliege, die sich auf die Lippen setzt. Bewundert die Gewandtheit des Doktor Nicophorus! Und doch nehme ich nie mehr als sieben Stüber für einen Zahn. Nichts als sieben Stüber! Ich halte ihn fest, ich kriege ihn! Eins, zwei, drei — hier ist er!«

Und er schwang die Zange mit ihrer Beute in die Höhe.

Der Bauer war heulend zu Boden gesunken und lärmte ganz entsetzlich; doch der Hanswurst trompetete noch lauter, und Nicophorus rief im vollen Triumph ein Mal über das andere:

»Ohne Schmerz, ohne den geringsten Schmerz!«

Der Patient wälzte sich und jammerte um Hilfe; die Umstehenden dachten, er thäte er aus Spaß« und lachten aus voller Kehle. .

Doch der Hanswurst, der in dem heftigen Blutverlust des armen Teufels sah, daß Alles nicht recht abgelaufen sei, flüsterte ihm zu, während sein Meister den gaffenden Bauern Wunderdinge erzählte: "

»Schämt ihr Euch nicht, Ihr großer Tölpel, Ihr plärrt ja wie ein Kind! Ihr bildet Euch ein, daß es wehe thut — es ist aber nicht wahr!«

Da hob der Bauer, mit verweinten Augen und verzerrtem Gesichte, die zwei Vorderfinger in die Höhe und wimmerte:

»Zwei Zähne« du lieber Gott, zwei — mit dem schlechten ein ganz guter!«

»So, zwei Zähnezwei Zähne», war die Antwort, »dann macht, daß Ihr fortkommt! Mein Meister fordert sieben Stüber per Zahn — so daß Ihr ihm vierzehn Stüber zu zahlen habt — da hilft Euch kein König! Packt Euch fort — ich will es auf mich nehmen und vorgeben, Ihr hättet mir die ganze Summe bezahlt!«

Das ließ sich der Bauer nicht zweimal sagen und bahnte sich, die Hand vor den Mund haltend« einen Weg durch die Menge, bis er hinter der

Kirche verschwand.

»Seht hin«, jubelte Nicophorus, »die Freude bringt den Mann dazu, daß er rennt, wie ein Hase. Ja, der ist geheilt — ich brauchte blos meinen Finger an seinen Mund zu setzen, um ihn im Augenblicke von seinen Schmerzen zu befreien!«

Eine Weile darauf standen Herr und Knecht wieder auf ihren Stühlen und priesen um die Wette ihre Wunderwaaren; doch mit Ausnahme von etlichen Pulvern, die ein langes Leben sicherten und doch nur vier Heller kosteten, war der Absatz nicht bedeutend; auch kehrten sich die meisten Umstehenden von ihm ab und eilten einer nahen Bude zu, in der hitzige Scheltworte auf Streit und Hader deuteten.

Die beiden Familien folgten dem Strome der neugierigen Bauern.

Hier trieb ein Taschenspieler seine Kunststücke. Mit den Muskaten und Bechern hatte er den Bauern schon viel vorgemacht, und verlangte dann einen Franken von Jemandem aus der Gesellschaft.

Ein Knecht aus einem Pachthofe, der zeigen wollte, daß er im Besitze einer silbernen Münze war, die er allmälig abgespart hatte, reichte ihm den gewünschten Franken.

Der Taschenspieler verschluckte sogleich das Geldstück und behauptete dann, daß es dem Bauer in der Nase stecke. Dieser griff zu verschiedenen Malen an seine Nase; doch nach einer viertelstündigen vergeblichen Arbeit überfiel ihn die Angst, sein Franken könne wohl auf immer weggezaubert sein, so daß er in vollem Aerger mit der Faust auf den Tisch schlug und den Taschenspieler einen elenden Gaudieb schalt.

Der Schulmeister, der den Bauer gut kannte, wollte ihn besänftigen und ihm begreiflich machen, daß die Kirmeß einen unschuldigen Scherz wohl billige; aber der Bauer war ganz im Harnisch und bestand darauf, sich an dem Betrüger zu rächen.

Sobald der Taschenspieler hinreichend viel Leute versammelt fand, bat er den ergrimmten Bauer, stille zu stehen, und zog ihm den Franken mit vieler Anstrengung aus der Nase.

Der arme Kerl starrte ganz verblüfft auf das Geldstück und wußte nicht mehr recht, ob der Franken echt geblieben wäre; unterdessen machte ein Knabe mit einer bleiernen Büchse die Runde unter den kichernden Bauern, die nach diesem letzten artigen Stücke ihre kleine Gabe williger reichten.

Doch die Ernte des Taschenspielers war bald zu Ende; die Aufmerksamkeit der Menge wurde von ihm abgelenkt« sobald einige

Stimmen froh ausriefen:

»Jantje von Lierre ist mit neuen Liedern da!«

In einiger Entfernung war ein Mann — dem ein Arm fehlte — damit beschäftigt, einige Pfähle in dem Boden festzumachen — dann rollte er vor denselben eine große Leinwand auf, worauf verschiedene Bilder gemalt waren. Auf den meisten konnte man mit Entsetzen Soldaten mit bloßen Schwertern, blutige Leichen und die schreckliche Guillotine erblicken.

Der Liedermann hatte ehemals unter den Patrioten gedient und war in allen Dörfern durch die neuen, schönen Lieder, die er selbst dichtete, rühmlichst bekannt. Seinen rechten Arm hatte er in dem letzten Gefechte der Patrioten, bei Huy, verloren; doch diente ihm noch der Stummel am Ellbogen, denn er hatte daran eine eiserne Hand befestigt und schloß in diese die lange weiße Ruthe, womit er während des Singens auf die Bilder wies.

Die linke Hand rührte geschäftig eine kleine Trommel, die ihm vorn über den Bauch hing.

Hinter der Leinwand stand ein Weib mit einer Geige.

Bald versammelten sich viele Bauern um den alten Soldaten; auch Simon kam mit seinen Gesellen herbei; doch, sei es, daß sie zu viel getrunken hatten, oder den Sänger zu stören beabsichtigten, sie lärmten und tobten, als ob das ganze Dorf ihnen allein gehörte.

Deshalb hielten sich Bruno und Genoveva in ziemlicher Entfernung.

Alle Vorkehrungen waren jetzt getroffen — einige Schläge auf die Trommel luden die Schreier zur Ruhe ein. Dann wies Jan mit dem langen Stabe nach den Bildern in ihrer Ordnung — und sang und sprach dazwischen so durcheinander, daß man sich nicht genug wundern konnte, wie er die Singweise immer wieder so richtig einschlug.

»Ihr lieben Bauern, Bürger und sonstige Menschenkinder, kommt hierher! Der alte Jan ist wieder da und auf Euer Plaisir bedacht, er hat Euch wundersame Historien vorzusingen, darum schließt Euere Ohren und Eueren Beutel auf, aus daß Ihr etwas zu hören, und er etwas zu verdienen bekommt.«

Denn es kündet dies mein Lied
Was jetzt in Paris geschieht.
Unheilsvolle Neuigkeiten
Thun sich durch das Land verbreiten.

»Doch darum müßt Ihr noch nicht zittern, Ihr Bürger und Bauern! Der alte Jan weiß, was er mit sich führt; die Sache ist wohl erschrecklich, aber »Ende gut, Alles gut, werdet Ihr zuletzt mit mir sagen.«

Unheilsvolle Neuigkeiten
Thun sich durch das Land verbreiten,
Wie die Sünd' und Missethat
Gottes Hand erreichet hat.
's gilt dem Chef der Sanskulotten,
Der des Himmels wagt' zu spotten,
Und das Beil, das nimmer ruht,
Tränkt mit guter Menschen Blut.

»Ja, liebe Bürger und Bauern, hier seht Ihr, wie Marat im finstern Walde von einer Hexe auferzogen und mit Wolfsmilch genährt wird; weiter, wie er mit einem ungeheuren Messer seinen eigenen Vater verfolgt; weiter, wie er an der Spitze der rasenden Jakobiner die Gefangenen erwürgt; seht den Schelm, der bis an die Knie im Blute watet und seinen Gesellen immer zuruft: »Noch mehr! noch mehrt«

»Dumme Lügen,« unterbrach Simon, »was wollt Ihr den Dorflümmeln wieder weismachen, die so schon an Verstand nicht zu reich sind!«

»Wer mich nicht gerne hört, darf fortgehen!« schob der Sänger ein.

»Die Hexe, und die Wolfsmilch und das Blutbad bis an die Knie sind trefflich angebracht,« fuhr Simon fort. »Es sollte mich wundern, wenn nicht der leibhaftige Teufel daraus würde!«

Statt aller Antwort zeigte der Sänger ein Blatt und sprach mit Festigkeit: »Hier steht es schwarz auf weiß gedruckt.«

Und ohne sich weiter stören zu lasse, sang er weiter:

»Vor Marat, dem Bösewicht,
Frankreichs Volk zu Füßen liegt.
Hunderte läßt dieser hängen,
Köpfen« ersäufen und versengen.

»Hier könnt Ihr den Schurken Robespierre . . . «

Bei diesem verhaßten Namen machte die Mehrzahl der Umstehenden ein Zeichen des Kreuzes.

»Hier, sage ich könnt Ihr den Schurken Robespierre sehen, bei dem sich Marat mit Unmuth erkundigt, warum die Guillotine diesen Morgen während einer ganzen Stunde hat rasten müssen.

»Spricht zum Teufel Robespierre:
's geht die Guillotine nicht mehr!
Hunderttausend Menschenleben

Müssen wir dem Beil noch geben,
Und ich spreche: Es genügt.

»Erlogen, erlogen!« schrie Simon.

»Könnt Ihr denn nicht still bleiben, Ihr verlaufener Sanskulott! — Daß Euch das Donnerwetter —

»Ja, meine lieben Bürger und Bauern, seht, wie selbst dem Robespierre das Ding etwas unheimlich wird — Marat meint: wenn wir die ganze Welt umbringen, bis auf zwei, so bleiben wir dann sicher die Herren.

Und ich spreche: Es genügt,
Wenn im Sack die Menschheit liegt.

Seht das Mädchen, reizend schön —
Jetzt thront sie in lichten Höh'n —
Will recht gern ihr junges Leben
Gott und ihrem Volk hingeben . . .

»Hier seht Ihr die Jungfrau am Spinnrad sitzen; ein großes Messer liegt zu ihren Füßen — weiter findet Ihr sie wieder, wie sie das Messer unter dem Halstuch verbirgt, ihren kleinen Reisebündel schnürt und von ihren armen Aeltern Abschied nimmt.

Will recht gern ihr junges Leben
Gott und ihrem Volk hingeben,
Zieht, ein großes Messer in der Hand,

Nach Paris« durch's ferne Land.

»Jetzt klopft sie an Marats Thür, wie hier zu sehen.

's fragt die Magd des blut'gen Helden,
Wen sie ihrem Herrn sollt' melden.
Weither komm' ich« heiß' Cordav,
Rett' Euern Herrn vor sicherm Weh.

Und der Wütherich Marat,
Der lag eben in dem Bad,
Menschenblut war's, sinteweilen,
Dies kann jede Krankheit heilen.
Lotte kommt, es fragt Marat,
Was sie ihm zu sagen hat?

»So ist das Mädchen bei dem Henker vorgelassen und findet ihn in seinem Bad aus Menschenblut; um sich eine Gelegenheit zu ihrem Vorhaben zu verschaffen« will sie sich über die Einwohner ihrer Stadt beklagen, worauf Marat sich dahin ausspricht, die ganze Stadt müsse ein Opfer des Todes werden.

Meine Stadt, so spricht Charlotte,
Lebt gen Staat und Kirch' im Spotte —
Marat denkt nicht her noch hin:
Alle auf die Guillotin'!

»Das konnte die reine Jungfrau nicht ertragen; sie zieht ihr Messer heraus, wie es hier abgebildet steht.

Lotte ruft: Die ganze Stadt?
Bluthund, stirb in deinem Bad!
Weiter hat sie nichts gesprochen,
Ihm das Herz im Leib' erstochen.
Marat fällt, schreit ohne Maß
Nach Rob'spierre, dem Satanas —
Marats Seele, sonder Zweifel,
Ist geborgen bei dem Teufel!

»Der Lärm zog die Jakobiner herbei, die das Mädchen in Stücke reißen wollten; erst auf Robespierre's Dazwischenkunft haben sie sie in Fesseln geschlagen und nach dem Gefängnis geschleppt. Seht her, wie grausam sie mit der armen Corday umgehen!«

»Sie hat es auch wohl verdient«, jubelte Simon, »die Creatur, die sich in Anderer Häuser schleicht, um sie umzubringen!«

»Ihr Wollt die hehre Jungfrau doch nicht angreifen«, rief der Sänger voll Entrüstung.

»Ich nenne sie nicht bei ihrem rechten Namen,« war die Antwort, »das Wort ist allzu häßlich!«

»Es wäre Euch wohl lieber, wenn ich dem Robespierre und seinen Jakobinern ein Loblied sänge! Doch seit den drei Monaten, wo Ihr, die rothe Mütze auf dem Kopf, im Sanskulotten-Club in Brüssel haustet, sind die Zeiten, Gottlob, anders geworden, mein frecher Junge!«

»Diese Anspielung schien dem Brauersohne ungelegen zu kommen, um so mehr, da sich die Bauern von ihm scheu entfernten, als ob er mit der Pest behaftet wäre.

»Laßt den Bänkelsänger in Frieden, fuhr der alte Soldat fort, er weiß mehr von Euch, als Ihr vermuthet, und Ihr könntet es bereuen, ihn in seinem ruhigen Broterwerb gestört zu haben!«

Simon murmelte etwas zwischen den Zähnen, blickte mit grimmen Augen auf den Sänger und wies ihm die geballte Faust:

»Ich werde Euch wohl noch zu treffen wissen!«

Nach dieser Drohung ging er mit stolzen, gemessenen Schritten in die Herberge zum Löwen.

Der Sänger verfolgte seine Weise« als ob nichts vorgefallen wäre.

Und das Volk« voll Raserei
Schleppt Charlot' in die Abtei.

Und es wurde laut geschrie'n:
Sie muß auf die Guillotin'.
Hierauf ziehen die Scheusale
Lotte fort zum Tribunale.

»Hier seht ihr das Tribunal, wo Robespierre das Urtheil spricht, weiter den Karren, auf dem das Mädchen; weiter die Ausgeburt der Hölle, Guillotine genannt. Die arme Charlotte schreitet entschlossen hinauf und hat die Augen zum Himmel gewendet.

Lotto steigt zur Guillotin'
Kehrt zum Herren Aug' und Sinn!
's Messer fällt, das Haupt rollt nieder . . .

Die Heldin stirbt — stirbt wenigstens für diese Welt — doch wir wollen hoffen, geliebte Zuhörer, daß sie oben in alle Ewigkeit lebt.

's Messer fällt, das Haupt rollt nieder,
Gott gibt sie ihr Leben wieder —
Das Schafott trieft, von Blute roth —
Vivat Lotte, Marat ist todt![2]

Das Lied, das nun zu Ende war, schien auf Genovevas Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und sie war noch in ihre Gedanken versunken, als sie schon an die fernsten Buden des Marktes gelangt war, wo man Waffeln und Zuckerzeug verkaufte. Mit einem Male wandte sie sich an ihren Begleiter:

»Bruno, hat Charlotte Corday gut oder schlecht gehandelt?«

»Dieselbe Frage stellte ich eben mir«, antwortete der Student.

»Und wie ist Euer Urtheil ausgefallen?«

»Blutvergießen, Veva, bleibt doch immer entsetzlich. Vielleicht lastet jetzt Gottes Zorn auf ihr.«

Genoveva schien mit dieser Antwort nicht ganz einverstanden; voll unmuthigem Zweifel schüttelte sie den Kopf und sprach sinnend:

»Wohl möglich . . . und doch ist Charlotte eine Heldin, und selbst wenn sie gesündigt hätte, ist ihr Gottes Verzeihung gesichert. Sie starb jedenfalls für ihren Glauben und ihr Vaterland — das arme Weib wagte es, das Ungeheuer zu züchtigen, vor dem alle Männer in ganz Frankreich« ja in ganz Europa bebten!«

Der Jüngling beeiligte die Schritte des Mädchens, um die Aeltern einzuholen, die ihnen weit voraus waren. Unterwegs sagte er »Veva, wir wollen diese traurigen Betrachtungen aufgeben und Alles dem Rathschlusse Gottes anheimstellen. Der Gedanke an einen Mord, und sei er auch noch so gerechtfertigt, bringt mich zum Schaudern. Kommt, wir wollen den Aeltern in den Löwen nachgehen, wo man heiter tanzt . . . «

Wie sie durch die Herberge gingen, um das Zelt im Hinterhofe zu erreichen, fiel ihr Blick auf Simon, der, schon ziemlich betrunken, mit seinen Gesellen um die Wette lärmte und heulte und mit groben Flüchen, die Faust so derb auf den Tisch fallen ließ, daß die Kannen wackelten, und das Bier zu Boden strömte.

Kaum bemerkte der Brauersohn Genoveva, so sprang er auf, that so gefällig, wie möglich, und taumelte dem Mädchen entgegen, indem er mit vielen Verbeugungen und Kratzfüßen frug:

»Will Jungfer Veva mir die Ehre erweisen« mit mir zu tanzen?«

Das Mädchen war über seine Frechheit entrüstet und kehrte sich mit der kurzen Antwort ab:«

»Laßt mich in Frieden; ich tanze nicht.«

»Ei was«, rief Simon, »wir wollen recht munter sein!«

Dabei faßte er das Mädchen an der Hand und wollte sie mit Gewalt unter das Zelt ziehen.

Genoveva blickte dem Bruno scharf in die Augen, als wollte sie ihm vorwerfen: .

»Und das laßt Ihr geschehen? Wagt Ihr es nicht, mich zu vertheidigen?«

Da zuckte eine wilde Flamme in Bruno’s sonst so sanftem Auge; mit einem Satze hatte er Simons Hand von Genoveva fortgeschoben und den ungebetenen Bewerber so heftig zwischen die Rippen gestoßen, daß dieser bis an die Wand zurücktaumelte.

Ueber seine eigene That erstaunt, zitterte der Student wie Espenlaub; Simon brüllte gleich einem gehetzten Stier und hätte ihm wohl einen übeln Streich versetzt; doch der Notar und der Schulmeister stellten sich ihm entschlossen entgegen.

Bruno verschwand mit Genoveva unter dem Zelte.

Simon« der noch nicht um alle Besinnung gekommen war oder sich vielleicht eine spätere Rache versprach, begnügte sich weidlich auf Bruno zu schimpfen, setzte sich dann wieder zum Tische hin und verlangte mit Ungestüm nach frischem Bier.

Etwas später finden wir die Aeltern Bruno's, sowie den Vater Genoveva's und den alten Diener Jan, auf einer Bank unter dem Zelte: sie sehen mit seliger Wonne auf ihre Kinder, die sich des Tanzes erfreuen und von allen Seiten Lobsprüche und freundliche Worte zugeflüstert bekommen.

Dieses Seelenvergnügen würde in ihnen den wilden Simon wohl zum Vergessen gebracht haben, wenn nicht das wüste Lärmen, das von Zeit zu Zeit aus der Herberge herschallte, an die fortdauernde Sauferei gemahnt hätte.

So sprachen sie von dem tollen Jungen und bedauerten aufrichtig den armen alten Brauer, der sich die Kirmeß versagen mußte, um nicht die Liederlichkeit seines Sohnes mit anzusehen. Sie erwähnten auch der Winke des Sängers über den Aufenthalt Simons in Brüssel, und Simon wurde demnach ziemlich ungünstig beurtheilt.

Am meisten war der alte Knecht aufgebracht und erhitzte sich so sehr gegen den Säufer, wie er ihn nannte, daß der Notar ihn mehre Male beschwichtigte.

So waren einige Stunden verronnen — für Bruno und Genoveva, die beständig zusammen tanzten, gewiß mit die schönsten ihres Lebens.

Der Notar sprach davon, nach Hause zu gehen . . .

Da tönte aus der Herberge ein Lärm« der auf einen heftigen Streit und Kampf mit den Stühlen deutete; Schimpfworte und lästernde Flüche beherrschen die Stimmen jener, welche sich gutmüthig ins Mittel legen wollten, man hörte die Tische umstürzen, Gläser und Kannen in Stücke springen . . .

Die Musik spielt unter dem Zelt immer weiter; doch alle müßigen Zuschauer strecken die Köpfe gegen die Herberge.

Und ehe man den Hergang der Sache recht begreift, stehen die Zänker in voller Verwirrung auf dem freigebliebenen Raume; ein junger Kerl, der einen steinernen Krug schwingt, macht sich aus der Mitte los, wirft drei oder vier Umstehende zu Boden und stürmt, vor Wuth schäumend, in das Zelt, wobei er die fürchterlichsten Drohungen ausstößt:

»Sterben muß er! Den Kopf schlag' ich ihm ein, dem scheinheiligen Kirchenhocker i«

Diese Erscheinung bringt alle Tänzer zum Flüchten, und mit einem Schrei der Rache läuft Simon auf sein auserwähltes Schlachtopfer zu.

Alle waren wie versteinert — die Sache hatte sich so schnell entwickelt — nur der alte Jan stellte sich mit aufgehobenen Händen vor Bruno hin« und ein Angstschrei entfuhr seiner Brust.

Da traf der schwere Krug« der dem Bruno zugedacht war, den armen Jan — blutend und besinnungslos sank dieser zu den Füßen seines jungen Herrn nieder.

Jetzt werfen sich zwanzig Bauern auf Simon und bringen ihn zu Boden; so sehr er auch um sich haut und beißt, wird er mit Stricken festgebunden und schnell in das Dorfgefängnis geschleppt.

Den treuen Diener richtet man auf und setzt ihn auf einen Stuhl in der Herberge; während man das Blut, das aus seiner Wunde strömt, zu stillen sucht, steht Bruno weinend neben ihm, als hätte er den Tod eines Vaters oder Bruders zu betrauern; auch Genoveva schluchzt und hält sich das Tuch vor die Augen.

Nach Kurzem erholt sich Jan und öffnet die Augen. Sein erster Blick fiel auf Bruno, dessen Hand er gerührt ergriff und dazu seinen Dank stammelte.

Jetzt beeilten sich Alle, die unheilvolle Stätte zu verlassen und heimzukehren. Den alten Jan trug man auf einer Bahre aus der Herberge; der Notar und seine Familie begleiteten den Verwundeten.

Der Weg führte sie am Gefängnis vorbei — es war dazu ein Gewölbe in einem alten steinernen Hause eingerichtet.

Zwischen den eisernen Gittern des Fensters erblickten sie den Kopf des Trunkenboldes, der sie unheimlich angrinste und mit allerlei Drohworten die Faust nachballte.

* *
*

Am nächsten Morgen kam der Schultheiß mit einigen Gerichtsschergen nach Waldeghem, um über das Vorgefallene zu inquiriren.

Doch als man das Gefängnis öffnete, fand man es ganz leer.

Simon hatte sich aus dem Staube gemacht — trotz aller Nachforschungen war über ihn selbst nach Monden und Jahren nichts zu ermitteln.«

* *
*

Bald darauf brachte der Sieg von Fleurus die Fluth der französischen Armee zum zweitenmale über unser unglückliches Vaterland.

I.

An der Chaussee, die nicht weit von Waldeghem lief und dieses Dorf mit größeren Gemeinden, und dann mit der Stadt selbst in Verbindung setzte, stand ein großes Wirthshaus, das einen Adler zum Aushängschilde hatte.

Es gehörte dem Baes Cuylen, der zugleich Müller war. Seine Mühle lag knapp dabei und über die gewöhnliche Höhe, denn nach der Ostseite reichte der *Adler* bis an eine ausgedehnte Waldung, welche sich nach dieser Richtung auf einige Stunden erstreckte. Um nun den Wind, der von dieser Seite herblies, so gut wie möglich aufzufangen, hatte Baes Cuvlens Großvater mit Umsicht die Mühle recht hoch bauen lassen.

Eines Sonntags Morgens, im Oktober des Jahres 1798, trat Baes Cuylen aus seinem Hause, um nach der Mühle zu gehen. Sus, sein Knecht, der ihm auf dem Fuße folgte, war sichtlich verstimmt und murrte vor sich hin.

Der Müller kehrte sich gegen ihn und sagte ärgerlich:

«Sus, ich begreife Euch nicht recht, mein guter Junge. In der harten Zeit, die wir durchmachen, sträubt Ihr Euch die kleine Mühe zu übernehmen!«

»Die kleine Mühe,« meinte der Knecht, »die andern dürfen in der Herberge sitzen, während ich mich den ganzen Sonntag über da oben auf der Mühle ausblasen lassen muß, um mich nach den Krähen, den Sanskulotten, umzusehen, die etwa herumschwärmen könnten. Wenn Ihr die Mühle doch nur am Dekadi stille halten wolltet!«

»An dem verruchten Republikanersonntag?« entgegnete Baes Cuylen ganz entsetzt, »Ihr seid wahrhaftig zu alt, um mir eine solche Gottlosigkeit leichtsinnig zuzumuthen!«

»Ich wollte, der letzte Sanskulotte hinge am Galgen!« rief der Knecht, »dann wäre es mir vergönnt, mich, wie die Andern, des Sonntags auf dem ebenen Boden zu ergehen, statt dort oben zu hocken!«

»Ihr müßt Euch die kleine Mühe nicht so arg ausmalen,« fiel ihm der Baes gutmüthig ins Wort. »Ueberlegt, daß in dieser Zeit ein Jeder sein schweres Kreuz zu tragen hat. Blickt auf die unglücklichen Diener des Herrn, auf unsre armen Priester, die sich lieber verfolgen und einstecken lassen, als daß sie ihren Glauben abschwören; dann führt man sie in wüste Inseln auf einer unbekannten See, wo sie allerlei Raubthieren zur Beute fallen, wofern ihnen Gott nicht beisteht. Blickt auf die elenden Rekruten, die sich ganze Wochen lang in Büschen und unterirdischen Höhlen

verborgen halten und, den Tod im Herzen, jeden Augenblick Verrath und Auslieferung zu befürchten haben . . . «

»Das sehe ich nicht recht ein, Baes. Im ganzen Dorfe will ihnen ja keine Menschenseele etwas zu Leide thun?«

»Und der Bürgermeister und die Schöffen?«

»Die Glieder der Municipalität, wie sie jetzt heißen. Die halten sich auch ruhig, denn ihre eigenen Kinder halten sich auch im Finkenbusch auf. Es kommt mir vor, Bass, daß ich fast eben so gern Soldat würde, als wie ein gehetztes Thier in beständiger Angst zu leben.«

So waren sie an die Mühle gelangt und kletterten hinauf.

»Ich rathe Euch Soldat zu werden, Sus! Dann bereitet Eure Waffen, um auf Geheiß der gottlos den Sanskulotten die Priester einzufangen, die Kirchen zu berauben, die Bauernhöfe zu plündern, die Dörfer in Brand zu stecken und das unschuldige Blut der Märtyrer zu vergießen!«

Sus schlug ein Kreuz und rief, als er die letzten Stufen erklommen hatte:

»Ich hatte mir das Ding nicht recht überlegt, Bars. Da bewahre mich der Herr davor; lieber sterbe ich auf der Stelle!«

»So wollt Ihr diesen Sonntag noch auf der Mühle zubringen und Euch fleißig umsehen?«

»Ja, lieber Bars, doch . . . «

»Ihr wollt es nicht abschlagen?«

»Nein, nein, aber alles thät ich lieber als den Sonntag hier oben auf der Mühle zuzubringen. Es ist verzweifelt langweilig. Stellt mich eher bis an den Hals ins Wasser; ich habe nichts dagegen, es wäre zum Mindesten eine Abwechslung.«

»Schon gut, Sus; aber es sieht Niemand aus dem Dorfe besser in die Ferne als Ihr!«

»Gute Augen haben auch ihre schlimme Seite, lieber Baes; ich merke das am Besten an mir selber. Wäre ich halb blind, so dürfte ich unten im Löwen sitzen und hätte meinen Schoppen Bier in der Hand. Doch es sei, in Gottes Namen. Ich will mir wieder bis zum Abend für das liebe Vaterland die Augen aus ihren Höhlen gucken. Gebt mir doch die Fahne her.«

Der Baes langte aus einer Kiste eine kleine roth-blau-weiße Flagge hervor, die er dem Sus reichte — dieser war inzwischen bis zum Dache der Mühle geklettert, in das, nach den vier Seiten hin, kleine, fast unmerkliche Löcher gebohrt waren.

Ehe er die Fahne aufsteckte, kroch der Knecht herum und legte sein Auge an ein jedes dieser Löcher.

Au der Westseite hielt er sich länger auf.

»Entdeckt Ihr Etwas?« erkundigte sich der Baes mit Angst.

»Pst,« war die einzige Antwort.

»Nun, was gibt's, Sus?« erneute der Baes seine Frage.

»Am Ende des Weges fliegt der Staub in die Höhe — es kommt etwas.«

»Es wird wohl ein Wagen sein, Sus!«

»Nein, ich sehe etwas durch die Staubwolken blinken, das aussieht wie bloße Säbel oder Gewehre.«

»Kommt doch schnell herunter,« meinte jetzt der Baes mit Zittern, »Gott weiß, ob wir nicht verrathen sind. Werft mir die Fahne zu!«

Doch der Knecht guckte noch immer durch das Loch:

»Jetzt hab' ich es heraus; es ist ein Frachtkarren, der von der Stadt zurückkehrt; die kupfernen Nägel am Pferdegeschirr hatte ich blinken sehen!«

»Sus, Sus, Ihr habt mir recht Angst gemacht!« seufzte der Baes und holte tief Athem.

Jetzt steckte der Knecht die Flagge aus der Mühle und bemerkte:

»Wißt Ihr wohl, Baes, daß wir unsern Kopf aufs Spiel setzen? Wenn die Sanskulotten einmal dahinter kommen, so sind wir schlecht gebettet. Ihr habt wohl gehört, daß die Guillotine jetzt auch in Antwerpen steht?«

»Schweigt von der Teufelsmaschine, Sus. Die besten Jakobiner stecken doch bekanntlich am Sonntag ihre dreifarbige Fahne aus!«

»Am Dekadi, Baes?«

»Darauf kommt es nicht an; die Fremden, die hier durchkommen, sprechen doch von mir wie von einem wilden Republikaner.«

»Und wenn sie der Sache auf den Grund kommen, wie dann, Baes?«

»Ich Sus, das wäre freilich schlimm, doch Gott wird dafür sorgen. Nun haltet fein die Schildwacht — zum Mittag bringt Euch Driesken das Essen hinauf, und eine gute Kanne Bier dazu . . . «

* * *

Kaum war die Fahne auf der Mühle aufgepflanzt, so sah man einige Köpfe aus den Gebüschen ringsum sich erheben, die mit Vorsicht nach allen

Seiten guckten. Mehrere junge Leute schlichen bis zur Chaussee, prüften die Enden und gingen dann in die Herberge.

Es waren die flüchtigen Rekruten, die, der Conscription anheim gefallen, sich sträubten in der französischen Armee zu dienen.

Bisher kannte Belgien kein Gesetz, welches die Militärpflichtigkeit auferlegte: alle unsre Armeen waren aus Freiwilligen zusammengestellt gewesen. Deswegen traf auch von allen Schlägen, welche der Fremdling unserer Unabhängigkeit gebracht hatte, keiner so hart, und keiner erbitterte mehr als die Einführung der Conscription.

Eine unerhörte, entsetzliche Tyrannei schien es den Belgiern, dergestalt jeden Augenblick ihrer Familie entrissen werden zu können, um im Dienste derjenigen ihr Blut zu verspritzen, welche sie selbst wie Sklaven behandelten und Alles, was ihnen werth und theuer war, umstürzten.

Bei ihrer Gottesfurcht, ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter, welche durch die Verfolgung selbst zugenommen hatte, hatten sie weniger Angst vor dem Martertode als vor der Verpflichtung, denjenigen Beistand zu leisten, in denen sie nicht blos die Feinde des Vaterlandes, sondern die Diener des Teufels und die Vorläufer des Antichrist erblickten.

Obgleich sich in den meisten Dörfern, die einer Stadt näher lagen, bereits Soldaten gezeigt hatten, um die widerspenstigen Rekruten aufzusuchen und einzufangen, und eine große Anzahl wirklich weggeführt war, so hatte sich Waldeghem bis jetzt aller Equisition entzogen. Doch ließen die Gerüchte, die sich von einem Dorfe zum andern fortpflanzten, vermuthen, daß auch die stille, abgelegene Gemeinde plötzlich von den Menschenfängern überrascht werden könnte.

Darum hielten sich die meisten Rekruten verborgen. Die ängstlichsten blieben im Dickicht des Waldes, wohin ihnen, sobald es Abend wurde, das Essen und Trinken von ihren Angehörigen gebracht wurde; andere, die größere Zuversicht gewonnen, staken, in der Nähe ihrer Wohnungen, in Kellern, Ställen und Scheuern.

Am Sonntag aber, wenn keine drohenden Nachrichten eingelaufen waren und demzufolge die Fahne oben auf der Mühle wehte, kamen die Rekruten alle in der Herberge zusammen, kurz ehe das Hochamt begann, um von einander und von ihren Freunden im Dorfe zu vernehmen, was sie zu befürchten oder zu hoffen hätten.

Waren die Nachrichten günstig, so wohnten die meisten dem Hochamte bei, weil in andern Dörfern, wenigstens in solchen, wo die Kirchen noch

nicht geschlossen waren, die Ueberraschung der Rekruten bei der Frühmesse stattgefunden hatte.

So saßen in einem Nebenzimmer der Herberge an zwanzig Personen, alles flüchtige Rekruten, mit Ausnahme von drei bis vier Alten, die aus dem Dorfe hergekommen waren, um ihre Söhne zu sehen und nebenbei die Neuigkeiten zu vernehmen.

Es ging in der Versammlung recht munter her; man besprach; mit lautem Jubel eine gute Nachricht. Doch bald wurde Alles wieder stille; denn wie man die Nachricht näher beleuchtete, stellte sie sich als ein unbegründetes Gerücht dar.

Der alte Bauer, der in einer Ecke saß, behauptete, das Ding könnte nicht wahr sein, da sein Knecht erst vor drei Tagen in der Stadt gewesen und doch davon nichts gehört habe.

»Ah, hier kommt Bruno!« rief die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme, »der wird wohl darum wissen!«

Wirklich war es Bruno, der langsam hereintrat und einem Jeden freundlich die Hand drückte, ehe er sich setzte.

»Nun, wie steht’s? Ist die Republik zum Teufel? Sind die Alliierten in Frankreich eingerückt? Sitzt in Paris ein neuer König auf dem Thron?« klang es von allen Seiten.

Bruno blickte wehmüthig auf die Frager, schüttelte mit dem Kopfe und antwortete ganz traurig:

»Die französische Republik hat viele Hunderttausend Soldaten; die Alliierten zittern vor ihren Generälen, und jetzt, wo sie ganz Italien bemeistert haben, wird Europa für ihren Uebermuth zu enge: sie machen sich an Asien . . . Laßt Euch nicht durch eitle Hoffnungen irreleiten, Kameraden. Von Oben allein haben wir Rettung zu erwarten: hier auf Erden bleibt uns keine Hoffnung.«

»Seid Ihr dessen auch ganz gewiß, Bruno?« unterbrach einer der jungen Leute. »Ein Hausierer aus Lierre kam gestern durch den Wald; der hat uns als unbezweifelt erzählt, daß sich England, Preußen und Österreich, kurz alle Mächte, gegen Frankreich verbündet haben; die Armeen der Republik sind über die Grenze zurückgeworfen, und der neue König ist mit den Alliierten.«

»Daran ist kein wahres Wort,« seufzte Bruno. »Unser Zustand bleibt derselbe: unser armes Vaterland liegt in Ketten, die Altäre Gottes sind

zertrümmert. Wir haben keine Aussicht . . . Die Menschenkräfte reichen hier nicht aus.«

»Wie sollen wir uns dann helfen?« frug der Sohn aus dem Löwen, der etwas muthiger aussah als die Andern.

Bruno blickte schweigend vor sich hin.

»So kann es doch nicht fortdauern,« fuhr der Andere fort, »wir können nicht lebelang Verstecken spielen. Ueber kurz oder lang macht man auch auf uns Jagd, wie in den andern Gemeinden, und dann faßt man uns ab und verurtheilt uns zum Tode, oder, was noch schlimmer ist, man steckt uns in die Uniform, und wir müssen für die blutgierige Rasse kämpfen, die unser Land mit Füßen tritt und uns behandelt wie das liebe Vieh!«

»Diese mit Energie gesprochenen Worte machten aus Bruno Eindruck; er stand auf, zog die Hand des braven Burschen an sein Herz und entgegnete:

»Hier regt sich auch das Gefühl nach Thatkraft und Rache; doch wozu kann das frommen, Karl. Die Erde ist schon vom vergossenen Blute gesättigt. Eine Waffenerhebung von unserer Seite könnte nur unsere armen Aeltern und Freunde neuen Verfolgungen aussetzen und ihr Leben in Gefahr bringen. Wir können nichts thun, als warten . . . warten und beten.«

»Wißt Ihr denn nicht, daß alle Wälder von Flüchtlingen wimmeln, die nichts sehnlicher wünschen als sich mit den Franzosen zu messen?«

»Wohl weiß ich das,« seufzte Bruno, »doch siehe ich täglich aus dem Grund meines Herzens zum lieben Gott, aus daß er meine Landsleute vor einem so unnützen Vorhaben bewahre. In wenigen Tagen wären wir zerstäubt und vernichtet . . . «

Da flüsterte ihm Karl ins Ohr:

»Lieber Bruno, gibt Euch nicht die Angst, Genoveva zu verlieren, eine so große Vorsicht ein?«

Bruno’s Wangen färbten sich und er wollte auf den Vorwurf antworten, als ein anderer Rekrut eintrat und höchst erfreut anfing:

»Dem Himmel sei Dank, Flandern hat sich erhoben! Bei Rupelmond haben die bewaffneten Bauern die Franzosen angegriffen und sie geschlagen; das ganze Waesland steht unter den Waffen! Die Sanskulotten von Antwerpen haben sich mit ihren Kanonen über die Schelde zurückgezogen. Diesmal geht der Tanz los.«

Diese Nachricht brachte einen unbeschreiblichen Effekt hervor. Die ganze Versammlung klatschte; Alle fielen sich um die Hälse und jubelten, sangen und weinten im wilden Freudentaumel durcheinander.

Bruno allein blieb gelassen und blickte mit einer Art von Mitleiden auf das allgemeine Entzücken.

»Nun,« rief ihm Karl zu, »die Sache macht sich? Oder traut Ihr der Nachricht nicht?«

»Ach, Ihr wißt nur die Hälfte,« sprach Bruno niedergeschlagen. »Am Abend desselben Tages wurden die Bauern aus Rupelmond in eine Kirche gedrängt; die Sanskulotten haben das Feuer daran gesteckt, und unsere armen Brüder sind alle zu Asche verbrannt. Das Waesland ist jetzt von französischen Truppen bedeckt . . . «

Bei diesen Worten erbleichte ein Jeder; die Aufregung wich der vollkommensten Entmuthigung; sie ließen alle ihre Köpfe sinken und verstummten.

»Wißt Ihr, was der Fuhrmann aus Gierle dem Pachter Woens gestern mitgetheilt?« hub ein Rekrut nach einer Pause an, »falls unser Pfarrer sich zum Eide versteht, so läßt man uns sammt und sonders in Frieden.«

»Und wir brauchen nicht mehr Soldaten zu werden,« fiel ein junger Kerl ein, der in einem Winkel saß und wenig Courage zu haben schien.

»Nein. Wenigstens meint es der Fuhrman aus Gierle!«

»Nun, warum schwört denn der Pfarrer seinen Eid nicht? Dann kämen wir frei!«

»Ja, warum schwört er nicht? So viel ist ja auch nicht daran gelegen,« sprachen ihm verschiedene Stimmen nach.

»Ihr wißt nicht was Ihr eben wollt, liebe Freunde,« nahm Bruno das Wort. »Man verlangt von den Geistlichen, daß sie allen Königen ewigen Haß, und der Republik Treue schwören. Kann ein Priester einen solchen Eid leisten, selbst wenn die Jakobiner in Paris drohen, daß sie allen Gottesdienst abschaffen? Auch sträubt sich die belgische Geistlichkeit dagegen. Ueber sechshundert Priester sind schon nach den Inseln geführt; ein gleiches Loos erwartet die andern. Auch unser greise Pfarrer ist mit verurtheilt. Ihr könnt darauf rechnen, daß die ersten Soldaten, die im Dorfe erscheinen, unsern guten Hirten mitführen und die Kirche schließen, wie es ja überall geschieht. Jedenfalls täuscht Ihr Euch, wenn Ihr meint, der Priestereid habe etwas mit der Conscription zu thun.«

»Warum rettet er sich nicht durch die Flucht?«

»Wohin denn? Und er will auch nicht fliehen, sondern mit uns ausharren, so lange er kann, und eher den Tod eines Märtyrers sterben, wenn ihn Gott dazu beruft . . . «

»Da läutet man zum Hochamt!« meinte Einer aus der Versammlung. »Wer geht zuerst? Weist uns die Plätze an, Bruno, sonst rennen wir Alle zusammen hinaus.«

Während Bruno sich diesem Wunsche fügte, trat Baes Cuylen — der die ganze Zeit an der Thüre gestanden und den Blick unverwandt auf die Fahne gerichtet — langsam herein und winkte dem Brauer, er solle mit ihm herausgehen.

Da stand ein Knecht, der dem Brauer ein Papier überreichte und dazu erklärte.

»Der Bote bringt das eben für Euch; es hat Eile!«

Mit diesen Worten grüßte er seinen Herrn und wandte sich zum Dorf zurück.

Schon die Ueberschrift des Briefes wirkte ergreifend auf den Brauer; er erblaßte und bebte wie ein Rohr und starrte die Buchstaben an.

Er schien zu befürchten in diesem Zustande überrascht zu werden; denn er stellte sich gegen einen nahen Baum und blieb in tiefes Sinnen versunken.

»Le, le ci . . . le oitoyen Meulemans! Und es ist die Hand meines Sohnes! Gott sei Dank, daß mein einziges Kind noch lebt und zu mir zurückkehrt!«

Fieberhaft aufgeregt, erbrach er den Brief und versuchte die erste Zeile zu entziffern. Sie erhielt die Worte: Liberté Égalité, Fraternité on la mort! Au citoyen auteur de mes jours — aber der Brauer verstand nichts von dem, was er las. Der Brief war von seinem Sohn unterzeichnet, jedoch in einer Weise, die ihm Bedenken einflößte. Sein Taufname hatte einen Zuwachs erhalten, es stand da deutlich *Simon-Brutus*.

So blickte der Brauer eine Weile auf den Brief, dann steckte er ihn ein und wandte seine Schritte zum Dorfe:

»Der Pfarrer muß mir das Räthsel lösen! Was hat das nur zu bedeuten, lieber Gott!«

Eben schickte sich der achtzigjährige Pfarrer an in die Kirche zu gehen, als der Brauer bei ihm vorgelassen wurde und ihm den Brief mit den Worten zeigte:

»Um Gottes Willen, Herr Pfarrer, lest mir den Brief, ehe Ihr zur Messe geht; er brennt mir in den Händen; ich ahne ein großes Unglück! Er ist von meinem Sohn Simon!«

»Von Euerem Sohn Simon!« rief der Pastor mit froher Verwunderung. Er war auf Abwege gekommen; doch der Herr hat ihn wieder zurechtgeführt. Laßt mich nur sehen, was er Euch meldet!«

Und der Pfarrer ging zum Fenster, um mehr Licht auf das Papier zu bekommen, und las mit halblauter Stimme den Inhalt, wie folgt:

Liberté Égalité, Fraternité ou la mort.
Au citoyen auteur de mes jours.

celle-ci sert pour vous informer quo votre fils, délégué par l'administration centrale du département des Deux-Nèthes, se rendra dana trois ou quatro jours dans son village natal, pour y asurer l'entière exémtion des lois de la République et délivrer ses anciennes connaiddances des ohaines du dospotiame et de tous les auppôts du fanatisme infernal de ces hypocrites maudits, qui, sous la masque du sacerdoce, vous tiennent courbés dans la fange de l'abrutissement.

Rendez grâce à la République française: ai vous êtes encore dignes du titre d'hommes, si le servilisme et l'ignorance n'ont pas éteint jusqu'aux dernières facultés de ceux au milieu de qui j'ai reçu la lumière, un beau jour va luire pour Waldeghem.

Je vous apporte la liberté et, avec elle, la protection et l'appui do cette sublime République française, qui, dans son amour infini, embrasse d'une même et généreuse étreinte tous les peuples de la terre, et me charge, moi indigne, de vous portor l'inoeffable bonheur d'être comptés au nombre de ses enfants!

Si, oontre mon attente, je trouvais les habitans de Waldeghem oncore croupissant dans la boue immonde des vieilles momeries, je saurais faire mon inexorable dovoir en vrai républicain.

Ayez la complaisance de faire dire au meunier Cuylen, que je oompte loger chez lui, pour être plus près de la grand' rute.

Votre fils,

Simon-Brutus.[3]

Da erschreckte der Brauer; denn er sah, wie den Augen des Priesters die Thränen entfielen und er erbleichte.

»Himmel, was habt Ihr?« rief er unwillkürlich aus. »Was steht in dem unglückseligen Schreiben?«

Der Pfarrer ging bis auf ihn, nahm seine Hand und sprach mit Mitleiden:

»Ihr dauert mich recht von Herzen, armer Freund!«

»Was habe ich denn zu befürchten?« erkundigte sich der entsetzte Brauer, »doch man läutet eben zum letzten Male; das Amt soll gleich beginnen. Um Gottes Willen, Euer Ehrwürden, was steht nur in dem Briefe?«

»Ich muß es Euch doch mittheilen. Euer Sohn läßt Euch wissen, daß er binnen drei oder vier Tagen hier in Waldeghem erscheint, um die Beschlüsse der französischen Republik auszuführen und alle Anhänger der Tyrannei und des Fanatismus, womit er die Religion meint, zu verfolgen, Er verspricht uns den Schutz Frankreichs, wofern wir uns durch Gehorsam und Unterwürfigkeit einer solchen Wohlthat werth zeigen. In dürren Worten, er kommt, um Eueren alten Pfarrer und die armen Rekruten einzustecken.«

»Großer Gott,« wimmerte der Brauer und hielt sich die Hände vor die Augen, »dies Henkergeschäft hat mein Sohn übernommen!«

»Tröstet Euch doch, mein armer Freund!« redete ihm der Pfarrer zu. »An Euch liegt keine Schuld. Leben wir nicht in den Tagen der Prüfung? Der liebe Vater wird uns Alles dort oben ersetzen . . . Ich muß gehen, die Stunde zum Amte ist da. Vielleicht bieten meine Hände heute zum letzten Male dem Herrn das gefällige Opfer in der bescheidenen Kirche . . . Ich sehe auf dem Brief kein Datum, es ist vergessen. Das Schreiben mag zwei bis drei Tage alt sein — morgen oder übermorgen dürfte Euer Sohn hier sein . . . Mäßigt Eueren Schmerz, stillt Euer empörtes Gefühl und geht nach Hause; ich besuche Euch nach dem Amte. Auf baldiges Wiedersehen!«

Noch ein Mal drückte der Pfarrer dem armen Brauer die Hand und schritt dann durch den Hof auf die Kirche.

Um den Baes Meulemans zu trösten, hatte er seinen eigenen Kummer bezwungen, doch jetzt überkam ihn große Wehmuth bei dem Gedanken, welches Unglück seinen guten Pfarrkindern bevorstehe.

Wie er in die Kirche trat, warf er einen langen Blick auf die ganze Versammlung und nahm, im Innersten seiner bedrückten Seele, Abschied von ihr — da wankten seine Beine, und seine Augen richteten sich klagend zum Himmel.

Doch beherrschte er sich genug, um seine Rührung zu verbergen; und nachdem er sein Meßkleid angelegt, schritt er die Stufen des Altars hinauf.

Das Amt ging langsam vor sich. Trotz dem Gesange lastete eine Todtenstille über der Kirche, wogegen die vier übriggebliebenen Stimmen in der Chorbühne vergebens kämpften. Alle andern Glieder der Sanct-

Cäcilia waren der Conscription anheimgefallen oder flüchtig geworden. Einige standen jetzt um den Altar des Sanct-Sebastian.

Ihr Gesang war schleppend, die Orgel stöhnte — alle Köpfe waren so tief gebeugt, alle Herzen so sehr mit Gram erfüllt, daß die düstere Stimmung der Gemeinde selbst einem Fremden alsbald aufgefallen wäre . . .

Als sich der Priester endlich umwandte, um die Gläubigen zu segnen, und ein Jeder sich aufrichtete, da glitten zwei Thränen über die Wangen des Alten.

Dieser Anblick that allen Anwesenden unbeschreiblich weh. Sie zitterten Alle, und die Thränen der Weiber und Mädchen, wie die befremdeten Blicke der Männer forschten nach dem Grunde der ungewohnten Erscheinung.

Der Priester hatte sich zum Altar zurückgewandt.

Da erschallte an der Eingangsthüre ein großer Lärm; eine mächtige Stimme erfüllte die ganze Kirche und donnerte:

»Au nom de la loi, que personne ne bouge ici! Fermez toutes les issuues![4]«

Und im wilden Chorus antworteten an fünfzig Stimmen:

»Vive la République françaide! Liberté Égalité, Fraternité ou la mort![5]

Unter den obwaltenden Umständen reichten die französischen Laute, was auch ihr Sinn sein mochte, vollkommen hin, um die unglückliche Gemeinde mit Todesangst zu erfüllen.

Ein Jeder sprang kreischend auf und suchte sich durch die Flucht zu retten; aber die große Thür war bereits verschlossen und mit Soldaten besetzt. Dann suchte die Menge die kleine Seitenthür zu gewinnen, welche noch frei zu sein schien. Man schob und stieß sich, um sich zuvorzukommen; doch bei dem Anblick von einem Dutzend Bajonetten, deren Spitzen ihnen entgegendrohten, und von den grinsenden Gesichtern der Soldaten, die dahinterstanden, prallten die Flüchtlinge auch hier zurück.

Nach einigem lärmenden Hin- und Herwogen legte sich das Gedränge, und die Mehrzahl sank verzweifelt aus den Stühlen und Bänken nieder.

Der Pfarrer kniete am Altar; er regte kein Glied und schien in ein Steinbild umgewandelt zu sein.

Am Eingang der Kirche schrie und tobte ein Mann — man konnte nicht verstehen was er sagte, aber sein Geheul beherrschte den Lärm.

Es mußte der Anführer der Soldaten sein — wenigstens gehorchten sie ihm.

Er zählte an dreißig Jahre — seine regelmäßigen Gesichtszüge waren ungemein barsch und trotzig. Ein gewaltiger Knebelbart und das lange Haar das ihm über die Wangen und bis auf die Schultern fiel, machten den Ausdruck noch grimmiger. Auf dem Kopf trug er einen aufgekrämpten Hut mit wallenden Federn; sein Rock, bis an den Hals zugeknöpft, war um die Hüften von einer dreifarbigen Schärpe umgeben, worin zwei große Pistolen steckten. Seine Stiefeln waren frei und auf den Beinen umgekappt. Ein ungeheuerer Säbel, in eiserner Scheide, schleppte ihm nach.

Die Soldaten, die ihn begleiteten, schienen recht dazu erwählt, um den Landleuten Schrecken einzujagen — die Bauern, die es wagten, einen scheuen Blick auf sie zu werfen, sahen in ihnen gewiß eine Rotte von Teufeln, welche die Hölle ausgespieen hatte, um die armen Menschenkinder zu quälen und zu plagen.

Sie waren alle bejahrte Männer mit rüstigem Gliederbau; die Augen glühten in dem sonnverbrannten, trotzigen Gesichte; dazu trugen sie langes, verwildertes Haar und starke Schnurrbärte.

Ihre Röcke sahen verschaffen und elend aus; nur die Säbel und Gewehre waren sauber gehalten und blinkten wie Silber.

Sobald der Anführer, der die dreifarbige Schärpe und den Federbusch auf dem Hute hatte, merkte, daß der Lärm sich genug vermindert hatte, um seine Worte der Menge verständlich zu machen, flüsterte er den Soldaten etwas zu, brachte sie in Reih’ und Glied und kommandierte dann mit voller Stimme:

»Portez armes! En avant, marche![6]

An zehn Soldaten verließen die große Pforte und folgten ihm bis zur Mitte der Kirche.

Die Dorfbewohner strömten wieder voll Herzensangst hin und her. Da sie das Kommando nicht verstanden, so bildeten sie sich wohl ein, ihre letzte Stunde hätte geschlagen. Doch beruhigten sie sich ein wenig, als sie sahen, daß die kleine Truppe unter der Kanzel stehen blieb. Ihr Anführer wollte die Kanzel besteigen, fand aber an einer kleinen Thür vor der Treppe ein unerwartetes Hindernis.

Auf ein Zeichen mit seinem Finger hob der neben ihm stehende Soldat den Kolben in die Höhe — ein Schlag schallte durch die ganze Kirche, die kleine Thür fiel in Stücke, und der Kommandant zeigte sich auf der Kanzel.

Dann zog er einen Pack Papiere aus seinem Rocke hervor, entfaltete eines davon, hing seinen Hut an den Arm des Crucifixes, das neben ihm am Rande der Kanzel stand, und hielt folgende Rede mit vielen wilden Gebärden:

»Habitants de la commune de Waldeghem, . . . Doch, ich vergesse mich, Ihr Sklaven versteht die edle Sprache eines freien Volkes nicht — also — Inwohner der Gemeinde Waldeghem, Ihr erblickt in meiner Person einen Euerer alten Bekannten; ich bin derselbe, der unter dem Namen Simon Meulemans mit Euch in den Ketten der Knechtschaft und Verdummung lag, und der jetzt, nachdem er sich an der Brust der großen Weltmutter, der französischen Republik, gelabt hat, werth gefunden wurde, um, wie viele tausend andere, als Apostel der Freiheit und Erlösung die neue Lehre bis in die fernsten Weltgegenden zu verbreiten!«

Der Name Simon Meulemans vermochte die ganze Versammlung« zitternd aufzublicken; mehr als Einer konnte sich selbst eines Angstschreies nicht erwehren. Indeß fuhr der Kommandant fort:

»Wie dieses Papier es beurkundet, hat die Administration centrale du département des Deux-Nèthes mir aufgetragen, in Waldeghem die Beschlüsse und Gesetze der Republik in Ausführung zu bringen, und mit unbarmherziger Strenge, ja selbst mit der Todesstrafe diejenigen zu züchtigen, die sich dem souveränen Willen des Volkes widersetzen wollten.

»Der echte Republikaner kennt zwar nur Ein Vaterland — die Welt selbst, nur eine Familie — die Menschheit — doch würde ich mich nur ungern dazu entschließen, in dem Dorfe, wo ich zufällig das Tageslicht erblickte, Gewalt anzuwenden. Darum führt Euch meine Worte zu Gemüthe, Inwohner von Waldeghem, und erhebt Eure trägen Geister zu der Höhe, wozu die edelmüthige französische Republik Euch durch mein Organ einladet.

»Bis zu diesem Tage hat die Sonne der Vernunft noch keinen Strahl in Euer dunkles Innere geworfen; wie das liebe Vieh krocht Ihr in der Nacht der Unwissenheit und des Fanatismus weiter! Ihr gehorchtet der eisernen Ruthe des Despotismus, ließt Euch geduldig unter das Joch der Knechtschaft spannen und habt, Ihr erbärmlichen Sklaven, die Hand derer geküßt, die Euch aus selbstischen Absichten dieser Entmenschung preisgaben!

»Jetzt aber ist es Tag geworden, das Licht strömt auf Euch nieder, nehmt es gutwillig in Euere Herzen auf! Verläugnet die elenden Gewalthaber, die Euch vorspiegelten, sie hätten das Recht, Euch zu ewiger Knechtschaft zu

verurtheilen; verleugnet die Gaukler, die, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, um ihren Lüsten zu fröhnen, Euch zu albernen Kindern machten. Werft mit einem Mal alle die Fesseln von Euch, die Euch bis jetzt drückten, beschreitet die neue Bahn, welche die glorreiche französische Republik der Menschheit erbrochen hat, um sie recht bald zum Bewußtsein ihrer Macht zu bringen, und an die Stelle des alten Gottes zu setzen, mit dem man Euch allzulange in das Bett jagt . . . . i«

Diese entsetzlichen Lästerungen fielen wie sengende Blitze in die Ohren der Bauern und empörten sie dergestalt, daß sie zu leblosen Bildsäulen wurden, und nur mehr, bei jedem neuen Frevel, zittern konnten. Die Mehrzahl hielt sich den Kopf in die Hände, um sich so gut wie möglich vor der Lästerzunge zu bewahren, in der sie die Eingebung des Teufels zu erkennen glaubten.

Nur am Altar des Sankt-Sebastian hörte man etwas murren; aber ein Soldat, der mit einem drohenden Blicke auf die jungen Leute trat, erstickte diese unwillkürliche Aeußerung.

Bei den letzten Worten des Redners hatte der Pfarrer seine Arme in die Höhe gestreckt. Diesem entging die Bewegung nicht, und er grinste spottend gegen den Altar, sprach aber ungehindert weiter:

»Schwört Haß und ewige Feindschaft den Königen und Tyrannen, den Grafen und Baronen, den Meistern und Zwingherrn! Macht Euere Seele frei — dann könnt Ihr zu einem höheren Berufe reif werden und es verdienen, mitzusitzen an dem großen Bankett der verbrüderten Völker — dann erhebt Ihr Euch aus Euerer jetzigen Verthierung zur Idee der Menschheit . . . «

»Ja, Inwohner von Waldeghem, ich bringe Euch die Freiheit. Ihr habt die Wahl zwischen Sklaverei, und dem Haß der französischen Republik dazu — oder Freiheit und Unabhängigkeit, nebst der Freundschaft der großen Nation! Diese Wahl aber habt Ihr nur heute noch: morgen ist es zu spät!«

Hier hielt der Redner ein und durchsuchte seine Papiere.

»Für dies Mal, dächte ich, ist’s genug: wen der schändlichste Fanatismus oder der feigste Servilismus nicht ganz verblendet hat, der wird wohl erbötig sein, mir, dem Bevollmächtigten der centralen Gewalt, in Allem eine hilfreiche Hand zu leisten. Darum hört mich aufmerksam an!

»Bis zu dem Moment, wo das Volk von Waldeghem seinen souveränen Willen durch die Einsetzung einer neuen Municipalität wird kund gethan haben, bleibe ich, Simon-Brutus« ci-devant Simon Meulemans, allein der

Vertreter der Exekutiv-Gewalt; wer also mir, dem Abgesandten der französischen Republik, widerstreben wollte, den lasse ich ohne Weiteres festnehmen und bestrafe ihn nach dem Urtheil, das ich über ihn zu fällen habe.

»Sollte es vorkommen, daß ein Soldat der französischen Republik hier verwundet oder gar erschlagen wird, so lasse ich dem Thäter und seinen Mitschuldigen sogleich eine Kugel vor den Kopf schießen und ihre Behausungen niederbrennen. Entwischt der Verbrecher selbst der gerechten Sühne, so bleiben seine Aeltern, Geschwister, oder sonstige Angehörige, für ihn verantwortlich-.

»Ja Folge eines speziellen Auftrages der Central-Administration, lasse ich vor Allem und ehe sich Jemand aus der Kirche entfernt, festgreifen: für's Erste, alle die jungen Kerle, die der Conscription zugefallen sind und sich durch feige Flucht zu retten suchten; für's Zweite, den Jakobus Dominikus Torfs, Pfarrer zu Waldeghem, der sich geweigert hat auf die Constitution zu schwören und deshalb nach der Insel Oléron verwiesen ist. Im Namen der französischen Republik fordere ich sämmtliche Anwesende auf, zur Ausführung dieser Befehle mitzuwirken — diejenigen, die säumig sind, treffen die obenangedeuteten Strafen . . . Ihr habt doch verstanden? Es ist mir Ernst — einem Republikaner ist es immer Ernst!«

Während des Lesens der Orders hatte sich Bruno an die jungen Leute um den Altar des St.-Sebastian und einige andere Bauern sachte herangemacht und einem Jeden etwas zugeflüstert. Sie hatten sich unmerklich dichter an einander geschlossen und blickten, mit unverwandtem Auge und bebend, auf den Pfarrer hin, der noch immer vor dem Hauptaltar auf den Knien lag und betete.

Simon-Brutus, als er merkte« daß sich Nichts in der Kirche rührte, kehrte sich zu seinen Leuten und wiederholte auf französisch seine Orders. Den Pfarrer befahl er unverzüglich festzunehmen.

Einige Soldaten marschierten auch von der großen Pforte nach dem Altar; doch in demselben Augenblick wurde es um den St.-Sebastian rege.

Gegen vierzig Männer, Bruno an ihrer Spitze, näherten sich langsam dem Altar. Sie hielten so fest an einander, daß sie sich wie eine undurchdringliche Mauer forthoben.

Stumm und entschlossen rückte eine Abteilung dieser Gruppe auf die kleine Seitenthür. Inzwischen beredete Bruno den Pfarrer zur Flucht; und als der Greis seinen Platz nicht lassen wollte und erklärte, er wolle lieber sterben, hob ihn Bruno gewaltsam auf und zog ihn mit sich.

Simon-Brutus, der nichts sah, aber den Plan witterte, rief seinen Leuten zu:

»Courez, courez, au nom da la loi, arrètez ces brigands!«

Doch ehe die Soldaten den Altar erreichen konnten« hatten die Bauern aus der vordersten Reihe, mit kaltem Muth, die Brust bis an die Bajonette gerückt, welche die Seitenthür versperrt hielten; die Soldaten« die dahinter standen, waren auf einen derartigen Entschluß nicht gefaßt, oder sie konnten es nicht über sich bringen, die wehrlosen Gegner niederzumetzeln; so wichen sie auf ein paar Schritte zurück. Der Ausgang war frei und bald sahen sich die erstaunten Soldaten durch die Schaar der dreißig Leute, die jetzt auf dem Kirchhof postiert waren, von der Seitenthür abgeschnitten.

Da entflieht Bruno mit dem Pfarrer vom Altar weg durch die freie Thür!

Jetzt merkten die Soldaten auf dem Kirchhof, was vorgegangen war; es fielen einige Schüsse auf den flüchtigen Pfarrer und seinen Begleiter; auch gebrauchte man die Bajonette gegen die Menge, so daß ein Todter und zwei Verwundete blieben.

Doch hatte sich Alles dies blitzschnell zugetragen und eben sobald wurden die Leute in der Kirche gewahr, daß ihnen der Ausgang durch die Seitenthür gesichert sei.

Diese Entdeckung begrüßte ein lauter Jubel: Frauen, Männer und Kinder stürzten unaufhaltsam zum Altar und strömten von da durch die rettende Thür hinaus. Das wilde Gedränge schob die Soldaten und selbst Simon-Brutus, der auf die Schüsse herbeigelaufen war, widerstandslos vor sich hin; blind und gleichsam außer sich, sahen und hörten die Bauern keine Waffen und keine Drohungen mehr.

Bald befand sich in der Kirche keine einzige lebende Seele.

Simon-Brutus, mit einer Pistole in der Faust, raste und tobte auf dem Kirchhof; dem Korporal dem er die Seitenthür zur Bewachung anvertraut, drohte er mit Todtschießen.

In der Ferne sah man noch hie und da Frauen und Kinder laufen; die Männer hatten bereits das Gebüsch erreicht.

Eine Truppe von Soldaten lief um ein Haus hin und her, das, unweit der Kirche, gegen ein Eichengehölz lag. Sie forschten nach dem Pastor; denn er war mit seinem Befreier in dieses Haus verschwunden.

Simon-Brutus schaute dem Treiben ziemlich lange zu und schickte dann einen Mann hin, der seine Kameraden zurückrufen sollte.

Diese kamen mit des Priesters Casel, Stola und Chorhemd zurück; ihn selbst hatten sie nicht ausfindig machen können.

Der Kommandant drohte mit seiner Pistole« schimpfte weidlich aus die schuldigen Soldaten und klagte bitter, daß sie eine so schöne Gelegenheit, den unbeeidigten Geistlichen und die flüchtigen Rekruten einzufangen, hätten entschlüpfen lassen.

Allmälig legte sich sein Zorn und er sprach:

»Wir wollen doch sehen« ob mehr Muth und Achtsamkeit dieses Unglück nicht wieder gut machen können! Jetzt brauche ich vier entschlossene Leute. Man hole einen Karren, ein Paar Pferde, etliche Fässer und Säcke herbei. Macht schnell! Die Andern können mir folgen . . . !«

Die vier kommandierten Leute zogen nach dem Dorfe; der Rest folgte dem Kommandanten in die Kirche.

Eine Stunde darauf stand vor der großen Pforte ein mit zwei Pferden bespannter Wagen; die Soldaten waren daran, die Monstranz, Kelche, Schüsseln, Leuchter und was sonst noch aus edelm Metall war und einen Geldwerth hatte, in Tonnen zu stampfen oder in Säcke zu packen und dann auf den Wagen zu laden.

Dann ließ sich Simon-Brutus eine Wachskerze vom Altar reichen, drückte auf die Pforte und die Seitenthür sein Siegel und schrieb darunter mit einem Stück Kreide:

Es lebe die französische Republik.
Bei Todesstrafe zu öffnen verboten

Dann warf er die Kerze zur Erde und rief seinen Leuten zu:

»Folgt mir mit dem Wagen; wir gehen nach der Herberge und wollen etwas Ruhe genießen, ehe wir uns an der thörichten Vermessenheit der Brigands rächen.«

Die Truppe verließ den Kirchhof und hatte einen Theil des Dorfes zu durchziehen, ehe sie an den Querweg kam, der nach der Mühle führte.

Bei ihrem Marsch stieß sie auf kein lebendes Wesen: Alles war wie ausgestorben und glich einer unermeßlichen stillen Gruft.

II.

Gegen den Abend saß Simon-Brutus mit einem Dutzend seiner Leute in der Herberge zum *Adler*.

Die andern Soldaten waren in der Scheune gelagert und weithin schallten ihre wüsten Lieder und ihre wiederholten Freudebezeigungen.

Vor dem Thor der Herberge schritt ein Soldat mit dem Gewehr in der Hand auf und ab; sein Gesicht war roth und er wankte auf den Beinen, aber er hatte einen trotzigen Ernst bewahrt und blickte sich nach allen Seiten um, als ob er einen Ueberfall befürchtete.

Da zeigte sich auf der Bahn« die nach dem Dorfe führte, ein einzelner Bauer. Die Schildwache heftete ihre glühenden Augen auf den Mann, der langsam heranschritt, legte das Gewehr an die Schulter und schien bereit den Hahn abzudrücken.

Doch sah der Bauer, der unachtsam auf die Herberge kam, nicht darnach aus, als ob er Böses im Sinne trüge; das Alter und die schwere Arbeit hatten seinen Rücken gekrümmt, und er ging so schleppend und gleichgültig weiter, als ob er von allen Tagesereignissen in Waldeghem nichts gewußt hätte.

»Qui vive?« schrie ihn die Schildwache an.

Der Greis nahm seine Mütze ab, verneigte sich zu verschiedenen Malen und grüßte den Soldaten auf das Ehrerbietigste.

»Qui vive?« hieß es nochmals.

»Gut Freund«, lautete die Antwort des Bauern, der sich dem Adler langsam näherte.

Der Soldat murmelte etwas in den Bart, ließ aber den Alten herankommen. Erst als er an der Schildwache vorbei in die Herberge treten wollte, wurde er zum Stehen gebracht und dann am ganzen Körper untersucht und betastet; doch es fand sich Nichts vor« was Argwohn erregen konnte, so daß der Soldat mit einem lauten Lachen über die sonderbaren Mienen des Alten ihn zum Thor hineinschob und sagte:

»Passe, passe, imbécile, tu ferais rirr une setinelle de la République française![7]«

Darauf trat er in die Herberge, forderte eine Kanne Bier, setzte sich an den Herd und steckte seine Pfeife an, alles so gleichgültig, als ob er zum Hausgesinde des Müllers gehört hätte.

Baes Cuylen griff nach der Zange, schürte damit im Feuer, und indem er sich hierbei bückte, brachte er seinen Kopf knapp an den des Alten und frug leise:

»Jan« ist unser Pastor weg und in Sicherheit?«

»Ganz wohl!« knurrte dieser.

»Und Bruno? Auf ihn hat man es am meisten abgesehn!«

»Ganz wohl!« hieß es wieder.

Da stellte der Baes die Zange in den Kamin zurück und entfernte sich vom Bauer.

In dem großen Zimmer daneben, wo sich Simon-Brutus mit seinen Gesellen aufhielt, ging es viel ruhiger her, als in der Scheune. Alle um einen großen Tisch versammelten Soldaten trugen gewisse Abzeichen an ihrer Uniform, die bewiesen, daß Simon-Brutus nur die Offiziere und Unteroffiziere zugelassen hatte.

Auf dem Boden gegen die Wand befand sich Bettzeug zwischen Bündeln Stroh; die Gewehre, Säbel und Patrontaschen hingen darüber.

Simon-Brutus, der eine rothe Mütze auf dem Kopfe hatte, saß an dem oberen Ende des Tisches; vor ihm lagen Federn und Papier, er war am Schreiben.

Die andern hatten einen großen Krug vor sich und tranken Gerstenbier aus steinernen Kannen. In jede Kanne, die sie sich neu einschenkten, gossen sie aus einer gewöhnlichen Flasche ein Glas voll Branntwein. Ihre mißvergnügten Aeußerungen bezeugten, daß ihnen das Getränk« trotz der Zugabe, schlecht und fade vorkam; aber man konnte an ihren rothen Gesichtern und entflammten Augen merken, daß sie nicht mehr am ersten Krug Bier und an der ersten - Schnapsflasche waren.

Das Gespräch wurde natürlich auf französisch geführt; denn, mit Ausnahme des Simon Brutus, waren die Soldaten alle fremd und verstanden kein Wort Flämisch.

Eben meinte ein Sergeant« zu Simon-Brutus gewandt:

»Ab, ça, Bürger Commissär, Ihr müßt zugeben, daß Euer Vaterland eine ganz verfluchte Gegend ist, wo sich selbst eine Kolonie französischer Bettler nur mit Mühe fristen könnte. Wie? wir kommen her, um die Kerle von ihren Tyrannen zu erlösen; wir bringen ihnen die Freiheit, wir schlagen uns um ihre Unabhängigkeit — und zum Lohn dafür wollen sie uns mit Kartoffeln und abgerahmter Milch füttern. Glaubt man denn, die Soldaten der französischen Republik hätten das Fieber oder die Gelbsucht am Leibe?

Der dumme Baes hat sich heut Morgen damit entschuldigt, daß er auf unsre Ankunft nicht vorbereitet sei — doch wie steht es diesen Abend, Bürger Commissär? Ihr, die Ihr der Sprache des elenden Landes kundig seid, müßt wahrhaftig dafür sorgen, daß wir nicht gleich Kindern mit einer Mehlsuppe abgespeist werden!«

»Ich dachte eben daran«, entgegnete lachend Simon-Brutus, »doch es wird schon spät und es ist kein Fleischer im Dorf . . . «

»Nun« dann macht bons,« rief ein Anderer« »und wofern der Baes nicht gehörig laufen will, so werden ihn ein paar flache Säbelhiebe den rechten Weg lehren!«

»Das ist das Geringste«, fuhr Simon-Brutus fort, »so wie so müssen unsere Leute essen, und etliche Schafe wären wohl auszutreiben — aber wer wird sie schlachten und zubereiten?«

»Weiter nichts?« unterbrach ein Korporal, »nun, der alte Marias-Scävola, hinten in der Scheune, war vordem Fleischer. In zwei bis drei Stunden hat der alles Vieh geschlachtet, das sich im Dorfe vorfindet; denn, mit Respekt zu melden, Bürger Commissär, außer den dummen Bauern selbst, steckt soviel Vieh nicht in dem elenden Neste!«

»Und wollen wir uns ein paar Hühner auftischen lassen?« frug Simon-Brutus.

»Eine Hammelskeule wäre auch nicht zu verachten«, bemerkte der Sergeant.

»Ferkel muß es hier auch geben«, meinte ein Dritter.

»Nun wohl«, sagte Simon-Brutus, »ich will die nöthigen Vorkehrungen treffen. Bürger Korporal, ruft den Baes her.«

Einer der Soldaten stand auf, öffnete die Zimmerthür und kam bald darauf mit dem Müller zurück.

Baes Cuylen blieb stumm an der Thür stehen und hielt die Schlafmütze in der Hand, recht wie ein Einfaltspinsel.

Simon-Brutus, der unterdessen noch geschrieben hatte, nahm zwei Blatt Papier vom Tische und redete den Baes an:

»Lebt Bürger Verloons noch?«

»Ihr meint den Pachter Claes? Ja, der lebt noch, Herr Commissär.«

»Was, Herr!« rief der Kommandant ärgerlich aus, »kommt mir noch ein Mal mit dem Sklavenwort! Wir sind alle Bürger der französischen Republik!«

»Ich wollte sagen, daß er noch lebt, Bürger«, stammelte der Baes.

»Habt Ihr noch Schafe im Dorfe?«

»Gestern hatten wir wohl noch fünfzig, Herr Bürger.«

»Schon wieder?« fuhr Simon-Brutus auf und schlug mit der Faust so gewaltig auf den Tisch« daß der Baes vor Angst zitterte.

»Mit Verlaub« Bürger Commissär, was sagt denn der Dummkopf?« frug ein Sergeant.

»Er hat die Frechheit, oder vielmehr den Blödsinn« mich mit Herrn zu titulieren, mich, den Bevollmächtigten der Centralgewalt!«

Der Sergeant ging an die Wand, zog seinen schweren Säbel aus der Scheide und stellte sich neben den Baes:

»Bürger Commissär« seid so gut ihm in seinem Kauderwelsch begreiflich zu machen« daß bei jedem Monsieur, das noch ans seinem Munde kommt, ihm mein Säbel an den Hals fahren soll!«

»Nein, nein, bleibt ruhig sitzen, Bürger Sergeant«, befahl der Kommandant, »für den Augenblick ist das Abendessen das wichtige Geschäft.«

Damit kehrte er sich zum Baes und sagte:

»Merkt wohl auf das, was auf dem Zettel steht:«

Der Bürger Verloons wird hiermit aufgefordert, zum Dienst der französischen Republik zwei Schafe zu verabfolgen.

Der Bevollmächtigte der Centralgewalt,

Simon-Brutus« alias Meulemans.

»Versteht Ihr das?«

»Gewiß, Bürger!«

»Wollt Ihr es besorgen?

»Für welche Zeit, Bürger?«

»Gleich, augenblicklich; denn sie sollen noch heut Abend verzehrt werde.«

»Ich will sie durch Jan vom Notar herbeischaffen lassen.«

»Was? wie? Jan vom Notar? Der närrische Jan? Lebt der auch noch?«

»Er ist an dem Hiebe über den Kopf« den Ihr ihm vor vier bis fünf Jahren gabt, nicht gestorben« Herr — nein, ich wollte Bürger sagen — denn er sitzt da draußen am Kamin und raucht seine Pfeife.«

»Wie konnte er es wagen sich in den Adler einzuschleichen? Vielleicht gibt er. den Spion ab.«

»Da legte sich der Baes einen Finger an die Stirn und lächelte:

»Der Mann ist ganz einfältig und weiß nicht recht was er thut.«

»Ganz wohl«, entgegnete der Kommandant, »doch ich will, daß Ihr selber, sonder Verzug, Euch nach den Schafen umseht. Hier ist ein zweiter Requisitionszettel für vier Hühner; die könnt Ihr selbst liefern.«

»Mir recht, Bürger«, stammelte der Baes, »aber die Bürger hinten in der Scheune rupfen eben meine Hühner und den Hahn mit dazu.«

»Dann sucht sie anderswo aufzutreiben; denn haben müssen wir sie. Und jetzt, macht schnell und geht!«

Der Baes kehrte sich um und ging zur Thür hinaus.

Simon-Brutus verfiel in tiefe Gedanken und starrte auf den Tisch vor sich.

»Der Bürger Commissär scheint zerstreut zu sein«, bemerkte der Sergeant, indem er alle Kannen voll goß und auch den Branntwein nicht vergaß. »Freilich wissen wir nicht, was er aus dem Kauderwelsch vernommen hat, doch das ist kein Grund, unsere Kehlen trocken zu lassen. Es lebe die französische Republik!«

»Kameraden«, hub Simon-Brutus an, »ich habe vor fünf Jahren einen eigenthümlichen Fall erlebt. Bei einem Streit mit einem Haufen feiger Bauern schlug ich, aus Versehen, mit einer steinernen Kanne einem alten halbverrückten Knecht den Schädel entzwei — in derselben Nacht entwischte ich aus dem Gefängnis und eilte nach Paris, um mein Blut und Leben dem Dienste der französischen Republik anzubieten. Nun, nebenan sitzt ein Kerl am Feuer und raucht ruhig seine Pfeife. Wer meint Ihr, daß es ist?«

Alle sahen sich neugierig an« blieben aber die Antwort schuldig.

»Es ist der Knecht selbst, den ich todtgeschlagen zu haben glaubte. Und ich muß gestehen, Bürger Kameraden, daß mich seine wunderbare Herstellung freut. Es ist doch ein ganz anderes Ding, wenn man einem Anhänger der Tyrannei die verdiente Strafe zukommen läßt, oder so einem armen Tropfe den Kopf einschlägt.«

»Da habt Ihr ganz Recht«, bekräftigten die Andern, »unschuldiges Blut vergießt ein Republikaner nie!«

»Wie, wenn wir dem vom Tode Erstandenen eine Kanne Bier anböten!« frug ein Korporal.

»Ich möchte ihn gern sehen,«

»So ruft ihn denn herein«, gebot der Kommandant« »er sitzt allein am Feuer.«

Gleich darauf kam der Korporal Arm in Arm mit dem Alten zurück.

Jan, der alte Diener des Notars, ging noch mehr gekrümmt als vor Jahren: fast reichten seine Hände bis an die Knie. Er schien nicht allzuverwundert zu sein und lächelte die Soldaten freundlich an, als wären es alte Bekannte. Dazu hielt er die Mütze in der Hand und grüßte freundlich nach Rechts und Links.

»Ei« guten Tag« Simon Meuleman! Was seht Ihr fein aus? Es freut mich, daß ich Euch wohlbehalten wiedersehe. Guten Tag, Ihr Soldaten!«

Simon-Brutus und seine Gesellen brachen in ein langes Gelächter aus. Jan rückte sich einen Stuhl zurecht, zog an seinem Pfeifchen und sprach:

»Ihr erlaubt doch, Simon? Sitzen bekommt mir besser als Stehen. Was steht zu Diensten?«

»Der Kerl sieht noch dümmer aus als die Andern«, meinte ein Soldat, »aber es ist doch ein guter Teufel!«

»Ich will ihn ansprechen«, bemerkte der Kommandant, »ich muß mich nach Etwas erkundigen . . . Jan, rückt etwas näher. So ist es recht . . . Ihr wart wohl gegen mich sehr aufgebracht?«

»Im Anfang allerdings; doch sobald ich genesen war, sagte ich mir: Das rührt von dem starken Bier im Löwen her — und ich vergaß das ganze Zeug. Ein schlimmer Hieb ist bald versetzt, und trotz meines Alters, guck' ich auch mitunter zu tief in's Glas. Ein Pferd verläuft sich nie in's Wirthshaus — dies Laster ist dem Menschen eigen.«

»Womit bringt er Euch zum Lachen, Bürger Commissär?« frug ein Sergeant.

»Ha« ha!« war die Antwort, »er behauptet, daß die Pferde sich nie in's Wirthshaus verlaufen!«

»Wenn er zu der Entdeckung seine sechzig Jahre gebraucht hat, so gratuliere ich ihm dazu«, spöttelte der Sergeant.

»Laßt mich mit ihm sprechen,« fiel Simon-Brutus ein, »und stört mich nicht. Vielleicht erfahre ich Dinge, die uns nützlich sein können. Jan, seid ihr noch beim Notar?«

»Gewiß, Simon; wo sollte ich denn sein? Zur Arbeit bin ich zu alt und steif geworden.«

»Und wie steht es mit Bruno? Er fiel wohl in die Conscription?«

Der alte Jan nickte mit dem Kopfe.

»Und jetzt ist er gewiß flüchtig?«

Auch diese Frage wurde in gleicher Weise beantwortet.

»Wo mag er jetzt sein?«

»Das weiß selbst sein Vater nicht; er hat sich mit dem Pfarrer aus dem Staube gemacht. Der Hirt beim Pächter Claes erzählte mir« er hätte ihn in einer zweispännigen Kutsche durch die Furt fahren sehen« und zwar so schnell, daß das Wasser bis in den Kasten hinein drang.«

Diese Nachricht mißfiel dem Kommandanten; er zitterte vor Aerger an allen Gliedern, als er sich an seine Kameraden wandte:

»Da seht! Der Pfarrer und der Anführer dieser Brigands haben sich in einer Kutsche fortgemacht. Morgen können wir hübsch suchen; die Vögel sind ausgeflogen, das Nest ist leer. Daran ist Euere Unvorsichtigkeit Schuld, Korporal Horace.«

»Bah, bah!« fiel ein Sergeant ein, »der Rache der französischen Republik entrinnen sie doch nicht: dazu ist die Welt zu klein!«

Simon-Brutus blickte einen Augenblick vor sich und richtete sich dann wieder an den Knecht, der seine Pfeife immer fortrauchte:

»Und wie geht es der Genoveva?«

»Die ist bildschön geworden — so zierlich und doch auch so stolz — eine wahre Perle!«

»Ist sie noch ledig?«

»In fünf Wochen verheirathet sie sich: der Kontrakt ist schon unterzeichnet — freilich müßt Ihr dann wieder aus dem Felde sein!«

»Und wer ist der Bräutigam?«

»Eine schöne Frage! Das wißt Ihr so gut wie ich. Wer sollte es denn sein als mein junger Herr, der Bruno — es wäre denn, daß Ihr wieder dazwischen fahren wolltet?«

Simon-Brutus hatte sich seinen Betrachtungen hingegeben und gerührt den Kopf sinken lassen.

»Ihr sagt, sie wäre noch immer so schön, als zur Zeit, wo ich im Dorfe war?«

»O, viel schöner; damals war sie ein Kind — jetzt sieht sie aus wie eine Königin!«

Da stieg ein eigenes Gefühl in Simons Brust auf; allerlei süße Erinnerungen an verflossene Tage durchkreuzten ihm den Kopf; tief ergriffen rieb er sich die Stirn, um die Bilder, die ihn bestürmten, zu verscheuchen und über sein Herz wieder Meister zu werden.

Da schüttelte er den Kopf, griff hohnlachend nach seiner Kanne und reichte sie dem alten Jan:

"»Da« trinkt, und möge es Euch wohl bekommen!«

»Auf unsre Gesundheit!« sagte der Knecht und leerte die Kanne zum Theil, setzte sie dann hin und flüsterte dem Kommandanten mit geheimnisvoller Miene zu:

»In dem Bier steckt Schnaps, Simon!«

»Um so stärker ist es, Jan. Trinkt nur, es wird Euch nicht schaden! Doch jetzt könnt Ihr gehen und Euch auf meine Rechnung eine Kanne schenken lassen.«

»Schönen Dank« lieber Simon«, antwortete Jan und ging mit vielen Grüßen aus dem Zimmer.

Simon-Brutus schien von einem lästigen Gedanken verfolgt zu sein; er schlug mit der Kanne auf den Tisch, sprang auf und rief:

»Der Bauer hat Recht; das Bier ist ein Gesöff für die Hunde, es brennt mir wie Feuer in der Kehle. Wein will ich haben, und käme er aus des Teufels Keller!«

»Ganz gut«, antwortete der Sergeant, »aber wie kommen wir dazu? Auf der Pfarrei ist nichts zu finden; die Bauern haben alles fortgebracht. Unser Wirth behauptet, keinen Wein zu haben — morgen will ich ihm welchen suchen helfen.«

»Es wäre wohl Wein zu finden«, fiel der Kommandant ein, »aber man müßte ihn im Dorfe bei Leuten holen, die sich über unsre bons nicht mehr lustig machen würden, wenn ein paar blanke Säbel sie begleiten. Wir sind aber zu müde und es wird spät.«

»Laßt mich es versuchen«, rief der Korporal Horace, »der Wirth braucht nur einen Korb zu geben, und wenn ich ihn nicht mit Weinflaschen gefüllt zurückbringe, so könnt Ihr sagen, daß ich seit diesem Morgen in einen Esel verwandelt bin! Wie viel Flaschen kann ein Mann wohl tragen, Bürger Commissär?«

»Zwanzig sind eine hinreichende Last!«

»Dann macht einen bon für zwanzig Flaschen.«

Simon-Brutus griff zur Feder und stellte den hon aus.

Der Korporal stand auf, um nach seinem Säbel zu langen, aber ein Fehltritt brachte ihn aus dem Gleichgewicht und er fiel mit dem Ellenbogen auf den Tisch zurück.

»Bürger Horace«, lachte der Sergeant, »das Hundegesöff scheint Euch die Beine schwer gemacht zu haben!«

»Was Ihr da meint?« erwiderte der Korporal und strich den langen Knebelbart; »aber die verfluchten Stühle halten es nicht mit den Republikanern; sie spreizen sich« als wollten sie mir den Hals brechen . . . Doch, ich denke daran, wie finde ich das Haus, wo der Wein zu kriegen ist?«

»Seht hierher«, entgegnete Simon-Brutus und reichte ihm den Zettel, »es ist beim Notar. Ich gebe Euch zum Führer den Knecht des Notars selbst.«

Er ging an die Thür, rief den Alten beim Namen und frug:

»Jan, Euer Herr hat wohl noch Wein in seinem Keller?«

»Das weiß ich so genau nicht, Simon; doch denke ich, er hat welchen.«

»Wollt Ihr, der Republik einen Dienst erweisen?«

»Der Republik so gut wie dem ersten Besten!«

»Führt den Korporal nach dem Dorf, in Eueres Herrn Haus; er soll dort zwanzig Flaschen Wein holen.«

Bei diesem Befehl zitterte Jan am ganzen Leibe.

»Ist Euch bang, daß der Notar uns den Wein abschlägt?«

»Das nicht«, äußerte Jan höchst verlegen, »nur sieht mir der Kamerad da, dem ich den Weg weisen soll« so wild aus . . . «

»Er wird Euch nichts zu Leide thun; es ist ein braver Kerl.«

»Nun, in Gottes Namen!«

Damit faßte er den Korporal beim Aermel und zog ihn durch das Zimmer:

»Kommt« Kamerad« ich führe Euch hin!«

So verließen beide die Herberge und schlugen den Fußpfad ein, der nach der Chaussee führte.

Es war schon ziemlich finster; auf den offenen Wegen sah man noch vor sich, aber im Dickicht des Waldes war das Dunkel schon undurchdringlich.

Der Korporal murmelte zu sich selbst, schwieg aber bald, weil Jan ihn doch nicht verstand; so gingen sie schweigend fort.

Nach einigen hundert Schritten, die sie auf der Chaussee gemacht hatten, lenkte Jan einen Weg seitwärts ein, drang dann bald in das Gehölze und setzte dem murrenden Korporal auseinander, daß er einen kürzeren Weg verfolge. Sie kamen über große morastige Wiesen und erreichten dann wieder einen mit Bäumen bewachsenen Grund, wo sie sich längs eines Baches hielten.

Doch alle diese Wege und Stege, durch Gestrüppe« Wiesen und Felder, brachten sie noch nicht in die Nähe des Dorfes.

Die Irrfahrt dauerte schon eine halbe Stunde, und der Korporal ward um so ärgerlicher, als ihn die Finsternis zu allerlei Fehltritten veranlaßte und er jeden Augenblick über unvorhergesehene Hindernisse strauchelte. Mehr als ein Mal hatte er sein Mißvergnügen über den abscheulich langen Weg geäußert, und als er wieder ein schwarzes Gebüsch vor sich erblickte, brach er in volle Wuth gegen Jan aus. Dieser kehrte sich aber nicht daran, sondern wies auf das Gebüsch und sagte:

»Gerade durch und längs der Kirche, zum Notar.«

Da faßte ihn der Korporal beim Kragen und rüttelte heftig.

»Maudit paysan d'enfer, tu as l'air de mécaniser les caporaux de la République française? Allons, tire droit au village, ou je te tue.[8]«

»Versteh' nichts vom français,« war die einzige Antwort.

»Mais comment est-il possible qu'un être humain ignore la langue française[9],« seufzte der Korporal ganz verzweifelt.

Und er stieß den Bauer voraus und folgte ihm.

Da taumelte mit einem Male, mitten im Gehölze der Korporal in eine tiefe Grube.

Der Knecht« der herüber gesprungen war und auf der andern Seite stand« schrie jetzt.

»Achtgegeben, Kamerad; hier ist Wasser!«

Der Korporal arbeitete sich nicht ohne Mühe aus der Grube heraus; er zog seinen Säbel, schwang ihn in der Luft und wollte auf seinen unglücklichen Führer einhauen. Doch plötzlich blieb er verdutzt stehen und fing an zu schimpfen:

»Weg ist das Satanskind! Der Kerl hat mich irre geführt! Das soll er morgen entgelten — und haue ich ihn nicht in vier Stücke . . . nun so hacke ich ihn ganz klein! Kamerad! Bürger! Da ist aber keine Spur vom Bürger! Was nun beginnen? Das versteht sich von selbst, zurückkehren, von wo ich

hergekommen. Das Wasser trieft mir am ganzen Leibe, und ich muß wieder durch den verdammten Graben.«

Wirklich durchwatete er den Bach und ging mit raschen, obgleich wankenden Schritten quer durch das Gehölz, auf den Fußsteg zu, der ihn bis hierher geführt hatte.

Unterwegs jammerte und fluchte er in Einem fort; noch stieß er auf allerlei Löcher, Graben und sonstige Hindernisse — endlich sah er aus der Ferne ein Licht schimmern.

»Da ist doch ein Licht in der vermaledeiten Wildnis! Die Leute dort müssen mich zum Notar führen, und müßte ich ihnen die Hand an den Kragen legen und den Rücken mit der Säbelspitze kitzeln!«

Und er steuerte quer durch die Felder auf den einsamen Pachthof, hinter dessen Fenster das kleine Licht schimmerte.

Inzwischen war Jan aus anderen Wegen in das Dorf gelaufen und klopfte jetzt an dem Hause seines Herrn.

Nach einigen Fragen von innen, wodurch man sich versicherte, daß er es war und Niemanden mit sich führte, schob man die Riegel vorsichtig weg und ließ ihn durch die nur zum Viertel geöffnete Thür herein.

Der Notar saß mit seiner Frau und seinem Sohn Bruno an einem Tische. In aller Eile rief der Knecht:

»Bruno, versteckt Euch schnell. Ein Sanskulotte kommt mir nach, um Wein zu holen; ich sollte ihn herführen. Um Euch aber mahnen zu können, habe ich ihn über den Moorgrund in den Bach geleitet. Doch wird er gewiß herkommen; denn das Teufelsvolk läßt sich durch nichts abschrecken. Ich mag auch nicht hier bleiben; denn er schlüge mich sicher todt . . . Macht, daß ihr fortkommt; ich verkrieche mich im Erlbusche.«

Bruno nahte sich seiner zitternden Mutter, umarmte sie, drückte seinem Vater die Hand und verschwand mit dem alten Diener.

Der Notar verriegelte die Hausthür und setzte sich dann wieder zu seiner Frau hin:

»Entsetzt Euch nicht so sehr, liebe Marie; die Soldaten brauchen Wein, und ich kann sie nach Wunsche bedienen. Bruno ist jetzt verborgen; ein einziger Mann sucht wohl nicht nach ihm und würde ihn auch nicht finden . . . Doch dürft Ihr nicht hier bleiben, Marie; geht hinauf und seid ohne Sorgen; der Soldat gibt sich zufrieden, sobald er den gewünschten Wein hat. Es wird wohl nicht mehr absetzen als ein paar grobe Redensarten und etwas Gepolter — darum müßt Ihr Euch nicht kümmern.«

Die Frau antwortete nicht und hielt sich die Hände vor den Kopf.

»Wenn Ihr noch nicht Lust habt hinauszugehen, Marie, so bleibt noch ein wenig bei mir; sobald wir aber klopfen hören müßt Ihr ohne Verzug von hier fort.«

Trotz den tröstenden Worten des Notars war es ihm auch bange um's Herz.

So saßen beide recht wortkarg da und warteten auf die Ankunft des Soldaten.

Nach einer geraumen Weile und als sie sich bereits die Hoffnung machten, der angedrohte Besuch könnte ausbleiben, brachte sie ein schwerer Schlag auf die Hausthür, den Säbelgeklirr begleitete, zum jähen Aufspringen.

Die arme Frau eilte mit Beben auf die Treppe; der Notar ging nach der Thür und frug auf französisch:

»Wer ist da?«

»Korporal der französischen Republik!« lautete die Antwort.

Worauf er die Riegel zurückschob und die Thür öffnete.

Da stürzte ein Soldat herein, den blanken Säbel in der Hand, schwang die Waffe über seinem Kopfe, rannte durch das Zimmer, ohne auf den Notar zu achten, und schrie:

»Wo steckt der Halunke — in Stücke will ich den Verräther hauen. Mich, einen Soldaten der französischen Republik, führt er eine Stunde lang kreuz und quer und läßt mich zuletzt in eine stinkende Pfütze fallen! Wo ist der Räuber, der Brigand?«

»Nach wem fragt Ihr« mein Herr?«

»Mein Herr! Mein Herr!« tobte der Korporal, »wollt Ihr mit meinem Säbel nicht bekannt werden, so nennt mich Bürger, wie es unter freien Leuten gang und gebe ist!«

»Nun, Bürger, darf ich wissen nach wem Ihr fragt? Ich stehe Euch zu Diensten!«

»Wenigstens spricht der Kerl französisch«, murrte der Soldat und warf beständig so wüthende Blicke um sich, als ob er Jemanden verschlingen wollte.

Dann wandte er sich zum Notar:

»Nach wem ich frage? Ich will wissen, wo Euer Knecht geblieben ist — ein Schlingel, der die ehrlichen Leute im Walde irreführt, und sehen will

ich, ob die Soldaten der französischen Republik schwimmen können! Wo ist der Kerl? Heraus mit der Sprache! Das Blut kocht mir in den Adern, den Schuft bringe ich ohne Gnade um!«

»Der Knecht ist nicht hier«, antwortete der Notar, »er ist mit den Andern aus der Kirche geflüchtet, seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen!«

»Ah, Ihr dürft mich nicht foppen!« rief der Korporal und schwang seinen Säbel« »sonst könnte es mir einfallen, daß gewisse Gesetze der Republik die Meister für die Verbrechen ihres Gesindes verantwortlich machen. Drum seid auf Euerer Hut!«

»Kamt Ihr hierher, blos um meinen Knecht aufzusuchen?«

»Glaubt Ihr denn, Bürger, daß ein Soldat der französischen Republik nichts Besseres zu thun hat, als einem solchen Kerl nachzulaufen? Nein, es führt mich ein anderer Zweck her. Ihr habt doch Wein im Keller stehen?«

»Gewiß, Bürger!«

»Und viel?«

»Zur Genüge, denke ich!«

Der Korporal suchte in seinem Rocke nach, doch vergebens:

»Ich hatte einen Requisitionsbrief, muß ihn aber im Wasser verloren haben. Wenn ihr Eueren Knecht noch lebend erblickt, so kann Euch der sagen, wo er steckt, oder ihn holen.«

»Ich brauche den Zettel nicht«, bemerkte der Notar, »den Wein kann ich Euch ohne Anweisung liefern.«

Der ruhige Ton, mit dem dies Anerbieten gemacht wurde, besänftigte den Korporal; er steckte seinen Säbel in die Scheide, nahm den Notar bei der Hand und schüttelte sie nach Leibeskräften:

»Ihr seid doch eine ehrliche Haut; dazu sprecht Ihr französisch, und wir können uns verständigen. Gebt mir etliche zwanzig Flaschen alten französischen Wein — und alles ist abgemacht. Wir Republikaner sind so schrecklich nicht — wie gezähmte Löwen beißen wir nur, wenn man uns angreift . . . «

Der Notar hatte die Lampe vom Tisch genommen und wollte das Zimmer verlassen. Als er sah, daß der Soldat ihm folgen wollte, meinte er:

»Bleibt ruhig hier Bürger, ich will Euch den Wein heraufbringen-«

»Ja«, erwiderte der Soldat, »wir sind zwar gute Freunde, und ich setze mein volles Vertrauen in Euere Gefälligkeit; doch, nichts für ungut, Bürger, folge ich Euch wie Euer Schatten, bis ich die Flaschen gesehen und gefühlt

habe. Denn Ihr begreift, daß es mir wenig Spaß machen würde, bis zum Morgen in einem verlassenen Hause mutterseelen allein zu sitzen.«

»So kommt mit, wenn Ihr’s vorzieht, ich wollte Euch die Mühe ersparen.«

»Ihr seid ein braver Kerl«, lächelte der Soldat und ging dem Notar in den Keller nach.

Dort blickte er verwundert um sich und klopfte dem Notar auf die Achsel:

»Ihr seid Notar, wenn ich recht gehört habe?«

»Das bin ich wirklich.«

»So sagt mir doch, Bürger Notar, ob Ihr je gedient habt?«

»Niemals, Bürger.«

»Fast sollte man es meinen Euere Flaschen scheinen so wunderhübsch einexerziert und stehen in Reih’ und Glied, wie die Bataillons in Schlachtordnung. Die dort im Winkel sind die Kaiserlichen und lassen die Köpfe hängen . . . Nennt mir nun Euere Truppen, auf daß ich eine Wahl treffen kann!«

Der Notar gab kaltblütig dem Einfall nach und zeigte ihm einen Verschlag nach dem andern. Zuerst stieß er auf Rheinwein.

»Pfui mit dem deutschen Wein!« rief der Korporal. »Es ist sauere Milch!«

»Hier stehen etliche Flaschen spanischer Wein!«

»Das gibt der Apotheker den Kranken zu saufen.«

»Da seht Ihr Champagner!«

»Das klingt schon besser!«

»Und da Tours. Ein schöner Weißwein . . . «

»Gut für Weiber und Kinder.«

»Ja dem größten Verschlag liegt ordinärer Bordeaux.«

»Jetzt sind wir am guten Fleck. Und wo ist Burgunder?«

»Der liegt neben an.«

Der Korporal nahm eine Flasche aus dem letzten Verschlage, griff nach einem Pfropfenzieher, auf den er schon lange seine Augen gerichtet hatte, und sprach:

»Ich will Euch etwas Neues mittheilen, Bürger Notar. Ihr erblickt in mir ein Kind der Stadt Tonnerre, wo der Burgunder zum Göttertrank gedeiht!«

Damit öffnete er die Flasche und schüttete sie wohl die Hälfte in den Mund. Dann hielt er ein, um Athem zu holen und den Wein besser zu kosten, schmunzelte »Exzellent« delikat«, und leerte die Flasche beim zweiten Schluck.

»Das hilft mir wieder auf . . . Das verdammte Bier hat mir den Magen kalt gemacht — der Schluck Wein wird ihn erwärmen.«

Der Notar hatte schon vorher die unangenehme Bemerkung gemacht, daß der Soldat etwas benebelt war, und mußte fürchten, daß der so schnell geleerte starke Burgunder ihn ganz betrunken machen würde. Deshalb griff er schnell nach einem Korbe und erkundigte sich:

»Nun« Bürger, wollt Ihr Bordeaux oder Burgunder haben?«

»Ich will von jedem die Hälfte nehmen!«

»Ihr spracht von zwanzig Flaschen?«

»Ein und zwanzig« Bürger Notar; der Träger will eine für seine Mühe haben!«

Der Korb war bald vollgepackt. Der Notar gab dem Korporal das Licht, trug den Korb selbst nach Oben und überreichte ihn dort dem Soldaten:

»Da habt Ihr den Wein; möge er Euch gut bekommen.«

Doch der Korporal setzte sich am Tische nieder, zog eine Flasche aus dem Korbe und erklärte:

»Ich muß vor Allem rasten, ich bin ganz marode. Die Flasche für den Träger darf ich wohl angreifen; den Rest trinke ich unterwegs.«

Der Notar entdeckte mit Schrecken, daß seine Augen funkelten und seine Zunge nicht mehr ganz geläufig war.

»Bürger Korporal«, hub er an, »ich bin Euerem Begehren freundlich nachgekommen . . . «

»Ganz gewiß, Bürger Notar,« lallte der Betrunkene.

»Darum erweist mir einen Gegendienst, lieber Freund . . . «

»Ich bin zu Allem bereit.«

»Ich fühle mich gleichfalls sehr müde und ginge gern zu Bette; Ihr würdet mich sehr verbinden, wenn Ihr es geschehen ließet.«

»Ich soll mich beurlauben, meint Ihr. Das ist im Nu geschehen.«

Trotzdem stand er aber nicht auf, sondern starrte auf den Tisch hin, als ob er Etwas zu überlegen hätte.

Der Notar dachte, daß ihn der Schlaf überwältigen würde; darum rief er ihn nach einer Pause laut an:

»Euere Kameraden werden durch Euer langes Ausbleiben beunruhigt sein, Bürger. Thätet Ihr nicht gut daran, jetzt aufzubrechen?«

Da hob der Korporal den Kopf in die Höhe und frug lachend.

»Ihr müßt Geld haben, Bürger Notar?«

»Geld,« wiederholte der Befragte ängstlich.

»Nun ja, Geld, ein Notar ist nie ohne Geld!«

»Warum erkundigt Ihr Euch darnach? Selbst wenn ich Geld hätte, würde ich es Euch auf die legale Requisition geben . . . «

»Geben! geben! als ob sich ein Soldat der französischen Republik um Euer Geld bekümmerte. Ihr müßt Euch nicht einbilden, daß unser einer bettelt oder stiehlt.«

»Das fällt mir auch nicht ein,« unterbrach der Notar.

»Ich habe etwas Anderes im Sinne,« fuhr der Korporal fort, strich sich den Knebelbart und sah mit drohenden Augen auf den Notar. »Da wir als gute Freunde scheiden wollen und . . . «

»Denkt doch an Euere Kameraden — die glauben müssen, daß Euch ein Unglück passiert ist.«

Doch der Korporal war auf jede Einrede taub geworden — er nahm seinen Tschako ab und reichte ihn dem Notar:

»Er wiegt nicht mehr als ein gewöhnlicher Tschako . . . Und doch, Bürger Notar, Ihr mögt es mir glauben oder nicht, stecken darin viele tausend Livres.«

Der Notar antwortete mit keinem Worte.

»Ich will Euch die Geschichte auseinander setzen,« sagte der Korporal und holte aus dem Tschako einen Pack gedruckter Noten heraus« die er auf dem Tische ausbreitete und dann weiter stotterte:

»Seht, Bürger Notar, die Noten hier stellen Euch das Geld der französischen Republik vor —- aber in diesem Lande von Wilden und Negern ehrt man die Münze der Freiheit nicht gehörig — es ist gerade, als ob ich keinen Heller im Vermögen hätte. Doch ist es ehrlich errungene Beute, die ich in einem Kloster fand. Seid Ihr nun wirklich der brave Mann für den ich Euch halte, so tauscht Ihr das Zeug gegen Gold um.«

»Aber ich habe kein Gold«, stammelte der Notar ganz betreten.

Da richtete sich der Korporal empor; seine Beine wankten, und es wollte ihm nicht recht gelingen seine senkrechte Stellung zu behaupten:

»Ah ça, Bürger Notar, wenn Ihr es versuchen wollt, einen Diener der französischen Republik hinter's Licht zu führen, so ist es mit unsrer Freundschaft alle! Ihr hättet kein Gold? Das könnt Ihr einem Andern aufbinden!«

»Und doch hab' ich wahrhaftig kein Gold,« wiederholte der Notar.

»Dann will ich nachgeben und mich mit Silber abspeisen lassen!«

Der Notar zitterte und schlug die Augen nieder.

»Es kommt Euch doch nicht auf die lumpigen paar tausend Livres an?«

»Bedenkt nur, Bürger, daß das Papiergeld außer Curs ist. In Paris selbst ist es keine zehn Procent mehr werth.«

»Das ist nur eine lächerliche Verschwörung der Aristokraten. Das Geld der Republik verliert seinen Werth nun und nimmer!«

»Selbst wenn ich Euch das Geld zu geben im Stande wäre, so könntet Ihr die Masse doch nicht fortschleppen.«

»Das ist eine Kleinigkeit, Bürger Notar. Zur Noth trete ich Euch ein halb Dutzend Flaschen wieder ab.«

Nach diesen Worten blieben sie beide still; nur wurde der Korporal allmälig höchst aufgebracht und heftete seine zornentbrannten Blicke auf den Notar, der sich den Kopf in die Hände stützte und mit Ergebung abwartete, was die nächste Zukunft ihm bescheiden würde.

Plötzlich machte der taumelnde Soldat einen Schritt voraus, faßte den Notar beim Kragen und rüttelte ihn heftig:

»Ihr wollt mir doch nicht einschlafen und mit dem Bürger Horace Eueren gnädigen Spott treiben . . . Das wollen wir noch sehen! Ihr seid um kein Haar besser als der fanatisierte Bauernpack im Dorf! Gebt mir Gold für das Papier, sonst . . . «

In demselben Moment zeigte sich hinter dem Fenster, das in den Hof ging, der Kopf eines jungen Mannes, der die Scene mit Flammenblicken anstarrte.

»Ich will Euch die Zunge schon lösen . . . « schrie der Soldat und stieß den Notar beinahe vom Stuhl herunter.

Der Kopf hinter dem Fenster wurde ganz bleich; und Horace würde gemeint haben eine Leiche zu sehen, wenn er sich eben jetzt umgedreht hätte.

»Treibt mit mir was Ihr wollt«, schluchzte der Notar, »ich gehe auf Euere unbillige Forderung nicht ein.«

»Also krieg’ ich kein Geld von Euch?« lärmte der Korporal. »Wirklich nicht?«

Und er zog seinen Säbel, warf den Notar mit roher Gewalt zu Boden, setzte ihm ein Knie auf die Brust und heulte:

»Wollt Ihr das Geld herauszahlen? Noch immer stumm? Entschließt Euch rasch, sonst seid Ihr ein Kind des Todes!«

Schon schwang er den Säbel höher und meinte seinem Opfer einen Hieb zu versetzen — da ging die Hinterthür auf. Mit einem entsetzlichen Angstschrei stürzte der Jüngling, dem jetzt die Haare zu Berge standen, herein und schlug mit einem schweren Holzscheit den Soldaten so heftig in das Genick, daß dieser mit einer dumpfen Wehklage zusammenstürzte und sich nicht mehr regte.

Der junge Mann rückte die Leiche des Soldaten von seinem Vater weg, half ihm auf, blickte ihm in’s Gesicht, befühlte seine Glieder und rief, so erleichtert als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre:

»Ach, lieber Vater, Ihr seid unversehrt! Gepriesen sei der Himmel, der es mir eingab meinen Versteck zu verlassen.«

Der Notar war auch wie gefühllos auf einen Stuhl gesunken; selbst die Liebkosungen seines Kindes ließen ihn gleichgültig — sein Auge war unverwandt auf den Soldaten gerichtet. Sobald seine Brust etwas frei wurde, jammerte er gegen Bruno, indem er auf den Boden wies.

»Mein unglückliches Kind, was habt Ihr da gethan?«

Jetzt erst dachte Bruno an die Leiche des Gefallenen. Er hob beide Hände auf — ein krampfhaftes Zittern erfaßte alle seine Glieder — und mit unbeschreiblicher Angst sprach er zu sich selbst:

»Wie? ich hätte einen Menschen ermordet? Großer Gott, das ist unmöglich — das ist nicht wahr . . . «

Er bückte sich gegen den Leichnam, hob ihn vom Boden auf und schleppte ihn bis zu einem Stuhle, doch fiel er schlaff und entseelt hin.

Da riß Bruno dem Soldaten den Rock auf, rieb ihm die eiskalte Stirn und drückte ihm die Hände, als wollte er ihn aus einer Ohnmacht wecken.

»Vater«, rief er, »bringt mir schnell das Riechfläschchen aus der Mutter Zimmer. Macht aber schnell.«

Der Notar gehorchte instinktmäßig« ohne sich seiner bewußt zu werden« und ging die Treppe hinauf. Hier erwartete ihn noch ein ergreifenderes Schauspiel.

Seine Ehehälfte lag im Gange ihrer ganzen Länge nach; über ihrem Kopfe brannte die Lampe auf der Treppe. Gewiß hatte die arme Frau die Drohworte des Soldaten gehört und verstanden, und war, noch lange vor dem Schlusse der Scene, von ihren Gefühlen überwältigt, in eine Ohnmacht gesunken.

Ohne Wehklage und Angstrufe half der Notar seiner Frau auf und lehnte sie mit dem Rücken gegen die Wand im Gange. Er überzeugte sich, daß sie noch ohne Besinnung war, kehrte dann zurück, ging zur Hinterthür hinaus und pfiff recht grell, so daß der schneidende Ton durch die Finsternis drang.

Unten hörte er den Bruno um Wasser schreien.

Dessen ungeachtet eilte er so schnell als möglich die Treppe hinauf und kam mit dem Riechfläschchen zurück. Ohne weiter auf Bruno's fortgesetztes Flehen und Hilferufen zu achten, blieb er bei seiner Frau und suchte sie wieder zu sich zu bringen.

Der alte Jan hatte aus seinem Versteck das bekannte Signal seines Herrn gehört; so kam er ins Haus und erschrak nicht wenig als er auf Bruno stieß, der den französischen Soldaten noch immer in den Armen hielt.

»Bruno, Bruno, was geht hier vor? Da ist ja mein Korporal, den ich im Bache ließ! Doch Ihr weint, Brutto?«

»Jan, lieber Jan, holt mir schnell Wasser und Essig und das Riechfläschchen der Mutter, auf daß er sich erhole. Lieber Gott i«

»Laßt mich sehen, Bruno! Was hat denn der Kamerad? Ist er betrunken oder unwohl?«

Er nahm den Soldaten bei der Hand und besah sie flüchtig; doch alsbald ließ er sie wieder los, fuhr entsetzt zurück und rief:

»Bruno, Ihr haltet eine Leiche, der Mann ist todt!«

»Todt, todt!« wimmerte der Jüngling und ließ die Leiche von seinen Knien auf den Boden sinken.

»Todt!« wiederholte er noch ein Mal mit unsäglicher Pein und schlug sich beide Hände vor den Kopf.

»Doch was hat das zu bedeuten, Bruno?« frug der Knecht. »Ich sehe hier Wein und eine entpfropfte Flasche. Ist der Kerl am Trunk gestorben?«

»Er wollte meinen Vater umbringen«, schluchzte Bruno.

»Und dann?«

»Dann habe ich ihn todtgeschlagen!«

Der Knecht stand eine Weile da, stumm und wie versteinert. Erst der Anblick der Thränenfluth, die über Bruno's Wangen floß, erweckten ihn aus seinen düstern Betrachtungen und er sprach mit ziemlicher Fassung:

»Lieber Bruno, beruhigt Euch: Ihr konntet nicht umhin zu thun was Ihr gethan habt. Es ist besser, der Franzose ist des Lebens quitt als Euer Vater! Wißt Ihr was das Schlimmste dabei ist? Die Soldaten aus dem Adler werden ihren Kameraden vermissen und gewiß noch diese Nacht sich nach ihm erkundigen. Sie wissen, daß er im Haus war, um den Wein zu holen.«

Als Jan keine Antwort erhielt, kniete er sich zur Leiche, stellte die Lampe auf den Boden, betrachtete aufmerksam das leblose Antlitz des Korporals, legte sein Ohr auf dessen Brust und erhob sich nach einer kurzen Weile.

Dann ging er auf seinen jungen Herrn und sagte entschlossen:

»Bruno, Ihr müßt Euere Niedergeschlagenheit abschütteln. Diese Leiche muß augenblicklich verschwinden; das Leben Euerer Aeltern und das Euere hängt davon ab. Sind die Soldaten aus dem Adler erst hier, so finden wir nicht mehr die Zeit, ihren erschlagenen Kameraden zu vergraben.«

Bruno ließ seine Hände von den Augen fallen, blickte aber unverwandt auf die Leiche, die zu seinen Füßen auf dem Rücken lag und ihm das bleiche, aschfarbige Gesicht in vollem Lichte wies.

Der Jüngling zitterte an allen Gliedern — diese Betrachtung des Todten schien ihm die Aufforderung des Knechts aus dem Sinn geschlagen zu haben.

Plötzlich hörte man einen Lärm, wie von fernen Menschenstimmen, über das Dorf herschallen.

»Ach, Bruno, Bruno!« jammerte Jan, »da kommen sie. Macht schnell und bringt nicht das Leben Euers Vaters und Euerer Mutter in Gefahr!«

»Was soll ich thun?« frug der Jüngling mit stieren Blicken.

»Faßt die Leiche bei den Schultern! Hebt sie auf! Höher! Und jetzt folgt mir!«

Bruno gehorchte ohne Bewußtsein und half dem Knecht die Leiche fortschaffen. Der arme Jüngling wankte im Dunkel, als ob er betrunken wäre.

An einem Ende des Hofes, in einem abgelegenen Winkel, lag eine tiefe Grube, die alles schmutzige Wasser aus dem Haus und den Stallungen aufnahm; dichte Holunderbüsche und anderes Strauchwerk umgaben den Platz.

Der Knecht richtete sich nach dieser Grube, ließ am Rande derselben die Leiche nieder und sprach leise zum Jüngling, der ihm schweigend gefolgt war und ihm beistand:

»Bruno, Ihr armer Junge, verbergt Euch und schöpft frischen Muth. Um sein eigenes Leben zu vertheidigen, um seinen Vater zu retten, darf man wohl tödten!«

»Tödten! Ich hätte einen Menschen getödtet!« klagte Bruno mit dumpfer Stimme.

»Geht nur«, drängte Jan in ihn, »und laßt mich für das Uebrige sorgen . . . «

Und mit sanfter Gewalt schob er seinen jungen Herrn von der Leiche weg.

Dieser entfernte sich langsam durch das Dunkel, dann lehnte er sich an einen Baumstamm und überwog, was er gethan hatte. Der Gedanke, Jemanden um das Leben gebracht zu haben, selbst wenn es ein Verbrecher wäre, folterte seine liebende, frische Seele ungemein; der Schauer, der ihn überlief, und das Zittern an allen seinen Gliedern rührte nicht von der Furcht, sondern vom Abscheu her, den ihm seine That und sein ganzes Selbst einflößte.

Endlich verließ er den Baum und eilte rasch voraus, als wäre er zu einem Entschlusse gelangt. Er kam bis zu einer kleinen Scheune, warf sich platt auf die Erde und kroch durch ein Loch, das unten an der Lehmmauer angebracht war.

Dann kletterte er über aufgeschichtete Holzbündel und kam unter das Dach aus Schilfrohr an einen Platz, wo viele Strohbündel lagen.

»Seid Ihr es« Jan?« tönte ihm eine Stimme aus der tiefsten Finsternis entgegen.

Da löste sich eine Wehklage aus Bruno’s belasteter Brust; die Thränen quollen aus seinen Augen, er lief voraus und fiel in einem Winkel der Scheune aus seine Knie; den Kopf lehnte er gegen die Brust desjenigen, der eben gesprochen hatte, und er rief voll Verzweiflung aus:

»Ehrwürdiger Vater« ich habe einen Menschen ermordet!«

III.

Man kann sich leicht denken, daß sich in dieser entsetzlichen Nacht kein Auge im Hause des Notars schloß.

Sie waren alle von der fürchterlichen Ueberraschung wie vernichtet; Jan war der Einzige, der etwas Geistesgegenwart behalten hatte. Er war fortgegangen, um den Bruno aufzusuchen und ihn zu seinen Aeltern zu führen, hatte dann das Haus verlassen und sich im Gehölze längs der Chaussee versteckt, um so den Weg zu beobachten, den die Soldaten aus dem Adler einschlagen mußten, um die Wohnung seines Herrn zu erreichen.

Die Nacht ging zu Ende, schon dämmerte im Osten eine matte Dämmerniß; in einer halben Stunde mußte das Dunkel dem Lichte weichen.

Bruno saß mit seinem Vater und seiner Mutter in einer Stube oben. Die Frau hatte ihren Kopf auf den Tisch gestützt und vergoß heiße Thränen; der Notar saß neben ihr und suchte sie zu trösten.

Der Jüngling stützte sich gegen eine Bettlehne, blickte unausgesetzt zu Boden und schien ganz düsteren Betrachtungen anheimgegeben. Von Zeit zu Zeit überkam ihn ein Fieberfrost; dann ballten sich seine Fäuste, und seine Zähne schlossen sich.

Plötzlich hob die Frau den Kopf in die Höhe und lauschte bebend auf ein fernes Geräusch.

»Jetzt sind sie da«, schrie sie und hob die Hände empor. »Gott, ich sterbe vor Angst.«

»Marie, Ihr täuscht Euch, es ist nichts zu hören«, fiel der Notar mit schlecht verhehlter Bangigkeit ein. »Laßt uns auf Gottes Güte rechnen; vielleicht verläuft sich Alles besser als wir meinen!«

»Schweigt nur, schweigt, Ihr peinigt mich noch mehr!« jammerte die Frau. »Wozu sucht Ihr mir Euere eigene Angst zu vertuschen, da Ihr doch elend bleich ausseht und zittert! Und Bruno ist fast außer sich! Oh, ich weiß wohl was uns bevorsteht! War ich denn nicht heute Morgen in der Kirche? Man wird uns martern und morden und unser Haus bis zum Grund niederbrennen . . . «

»Um Gottes willen, Marie«, schluchzte der Notar, »verlaßt uns; es ist noch Zeit; reitet Euch in eine andere Gemeinde!«

»Ich sollte allein fort und Euch verlassen? Ich will lieber tausendmal sterben, als über das Loos meines Gatten und meines Kindes also in Ungewißheit bleiben! Nein, der Tod schreckt mich nicht, aber die Ueberzeugung, daß diejenigen, die ich liebe, einer so großen Gefahr ausgesetzt sind, bringt mich zum Verschmachten. Flüchtet lieber beide mit mir! Ueberlaßt unsre Wohnung und all unser Eigenthum ihrer blinden Rachsucht; aber rettet Euer Leben und das meine dazu!«

»Es geht nicht«, äußerte sich der Notar mit Niedergeschlagenheit. »Unsere Entfernung aus dem Dorfe würde uns verrathen und uns ihrer Rache nicht entziehen. Jetzt dürfen wir noch hoffen, daß sie Nichts entdecken werden.«

Da leitete ein Schrei Bruno's« dessen Glieder vom Krampfe erfaßt zu sein schienen, die Aufmerksamkeit der Aeltern auf ihren armen Sohn.

Dieser griff nach einer Jagdflinte, die an der Wand hing, und spannte den Hahn; so kam er auf seine Aeltern und sprach mit wilden Blicken und in düsterm Tone:

»Wie? Wären sie so verrucht, um meinen Vater, meine Mutter tödten zu wollen? Und ich sollte aus feiger Bangigkeit das Leben meiner Aeltern opfern? Nein, entfernt Euch beide von hier; ich will, daß Ihr flieht. Allein werde ich ihrer Wuth trotzen und ihnen erklären: Ja, Bruno ist es, der dem Korporal das Genick gebrochen hat — aber in demselben Augenblick muß ein Zweiter aus der Räuberschaar zu meinen Füßen fallen, und, kann ich dem Tode nicht entgehen, so will ich mich in dem verhaßten Blute der Unterdrücker meines Vaterlandes rächen . . . «

Der Ausdruck seiner Miene bei diesen Worten war ganz schauerlich; mit fieberhafter Aufregung schwang er die Flinte; die Augen traten ihm aus dem Kopfe, und seine bleichen Wangen zuckten beständig. Der arme Jüngling schien plötzlich vom Wahnsinn ergriffen!

»Habt Mitleiden mit uns, Bruno«, flehte der Notar« »und vermehrt nicht unsre Qual. Legt die Waffe weg, bleibt kaltblütig und erwartet still den Ausgang. Seht auf Euere arme Mutter; sie ängstigt sich zu Tode.«

Der Jüngling stand da, schweigend und zitternd, und heftete seinen Blick auf den Hahn der Flinte. Er schien in einen Zustand der Bewußtlosigkeit versunken und vergessen zu haben, wo er sich befände und was sich zugetragen.

Die Mutter, die gleichfalls vor Angst bebte, ließ sich zu seinen Knien nieder, hob unter reichlichen Thränen die Hände zu ihm auf und klagte:

»Bruno, mein liebes Kind, legt doch die Waffe fort, ich bitte Euch darum. Ihr wollt doch nicht noch ferneres Blut vergießen und dann selbst eines jämmerlichen Todes sterben?«

»Mutter, beste Mutter, ich will Euch retten«, stammelte er und richtete sie, auf das tiefste bewegt, vom Boden auf.

»Mich retten?« wiederholte die Frau, »als ob der Tod ihres einzigen Kindes eine Mutter je retten könnte? Ist denn sein Leben und ihr Leben nicht ein und dasselbe. Bruno, ich beschwöre Euch bei meiner Liebe zu Euch, werdet ruhig und steht von Euerem furchtbaren Vorhaben ab!«

»So müssen wir denn Alle durch die Hand der fremden Henker sterben!?« jammerte Bruno verzweifelt.

»Besser zusammen sterben, als daß mein Kind allein aus der Welt scheidet«

»Arme Mutter«, schluchzte Bruno, dessen Nervenreizung sich etwas gemäßigt hatte und der jetzt in ihren Armen lag, »verzeiht mir. Ja meinem Innern tobt ein entsetzlicher Sturm; das Blut kocht mir in den Adern, mein Hirn brennt — das Gefühl unsrer Schwäche ist für mich eine Höllenpein . . . «

Er merkte wie sein leidenschaftliches Sprechen seine Mutter noch immer zum Zittern brachte und setzte mit bitterm Hohne hinzu:

»Seid nur ruhig, Mutter, ich will mich still verhalten, und, wenn es sein muß, heucheln und vor dem fremden Gezüchte feige kriechen . . . «

Damit wollte er die Flinte an ihren früheren Platz hängen; doch eben ließ sich an der Hinterthür ein undeutliches Geräusch hören.

Bruno ließ die Hand an der aufgehängten Flinte; aber seine Mutter eilte auf ihn und zog ihn von der Waffe fort.

Während sie Alle voll Angst lauschten, ging die Hinterthür auf und auf der Treppe erschallten Schritte.

»Gottlob« es ist Jan!« rief der Notar.

Wirklich trat der alte Knecht ins Zimmer; er war bleich und bebend.

»Sie kommen, sie kommen!« flüsterte er dazu.

Dann ging er rasch auf Bruno, zog ihn in eine Ecke und sprach ihm in’s Ohr:

»Bruno« der Moment ist gekommen, wo Ihr zeigen könnt, daß Ihr ein Mann seid. Die Hunde sind um die Grube gelaufen, das Holundergebüsch ist niedergetreten und die Erde aufgekratzt. Wir müssen die Leiche weiter

schaffen; denn in wenig Minuten sind die Sanskulotten hier. Kommt schnell und steht mir bei; ich nehme einen Spaten und wir begraben ihn im Erlbusche . . . «

Der Jüngling nahte sich seinem Vater und seiner Mutter, umarmte sie noch einmal mit vielem Feuer, erklärte, daß er sich verbergen wollte, und folgte mit schnellen Schritten dem alten Jan.

Sie liefen zur Mistgrube, zogen die Leiche heraus und schleppten sie, so schnell sie konnten« gegen den Erlbusch.

Eine kurze Weile darauf wurde heftig an der Hausthür geklopft; rauhe Stimmen forderten, im Namen des Gesetzes, daß man sie öffne.

Die Frau blieb im obern Zimmer, während der Notar hinunterging, um die Thür aufzuschließen-.

An dreißig Soldaten mit blanken Säbeln drangen in den untern Saal. In ihren Blicken sprach sich die Rache aus, und sie überhäuften den erschreckten Notar mit allerlei Schimpfworten; so gelassen als möglich, erkundigte er sich auf französisch nach ihrem Begehre.

Simon-Brutus hieß seine Leute schweigen, setzte sich in einen Stuhl und frug in ernstem Tone:

»Ist gestern Abend oder diese Nacht einer unsrer Soldaten hergekommen?«

»Es war ein Soldat hier«, antwortete der Notar.

»Um wie viel Uhr?«

»Es mochte zwischen elf und zwölf sein.«

»Weshalb kam er her?«

»Er verlangte zwanzig Flaschen Wein, die ich ihm auch einhändigte.«

»Ging er alsdann wieder fort?«

»Ja, er hat sich entfernt.«

»Wer war mit ihm?«

»Mein alter Knecht.«

»Wo befindet sich dieser gegenwärtig?«

»Das weiß ich nicht; er begleitete den Soldaten zurück.«

»Habt Ihr weiter Nichts zu sagen?«

»Nein, das ist Alles.«

Da erhob sich Simon-Brutus und spottete:

»Ihr seht so bleich aus, Bürger Notar. Wenn man die Wahrheit aussagt, so ist man nicht so ängstlich. Jedenfalls werden wir, bald aufgeklärt sein. Geht uns nach und nehmt Eure Schlüssel, um alle Thüren zu öffnen.«

Dann vertheilte er seine Leute, schickte die eine Hälfte in den Hof, um dort Alles zu durchsuchen, und behielt die andere bei sich.

Der Notar hatte auf seine Kräfte zu viel gerechnet; seine Kaltblütigkeit hatte ihn verlassen — als ihn Simon-Brutus mit dem Kommando *Vorwärts* beim Kragen faßte, war er mehr todt als lebendig.

Doch fügte er sich in die Befehle der Soldaten, begleitete sie durch sein ganzes Haus und schloß alle Thüren auf, die man ihm anwies.

Als sie in das Zimmer gelangten, wo seine Frau mit dem Kopf über einen Tisch lag und weinte, erlaubten sie sich einige Anspielungen, thaten ihr jedoch Nichts zu Leide.

So wurde das Haus von oben bis unten, in allen Stuben, Speichern und Kellern durchsucht. Alles wurde über den Haufen geworfen« das Leinenzeug aus den Kästen gerissen, und zerbrechbare Gegenstände boshaft in Stücke geschmissen.

Doch war man bis jetzt auch nicht auf die geringste Spur gekommen; schon begannen Simon-Brutus und seine Leute zu denken, daß ihre Vermutung unbegründet sei.

Sie begaben sich in den Hof, halfen ihren Kameraden die Ställe und Scheuern durchsuchen und zwangen den Notar, immer bei ihnen zu bleiben.

Die Soldaten fühlten sich durch die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen höchst erbittert, und fluchten und wetterten von Neuem auf den Notar.

Der Notar gab einer frohen Hoffnung Raum; seine Brust hob sich wieder zu freieren Athemzügen, sobald er erwarten konnte, daß die Sanskulotten den gesuchten Gegenstand nicht auffinden würden.

Der Anblick einiger Soldaten jedoch die sich mehr und mehr vom Haus entfernten und selbst in dem nahen Walde ihre Nachforschungen fortsetzten, störte seine Hoffnung.

Kaum wagte der Notar einen flüchtigen Blick auf diese Soldaten zu werfen, so sehr befürchtete er, daß seine Bewegungen ihn verrathen könnten; darum kehrte er, mit scheinbarer Gleichgültigkeit, den Kopf nach einer andern Seite.

Er zitterte, als er den Simon-Brutus mit folgenden Worten sich zu seinem Sergeanten wenden hörte.

»Denkt Ihr nicht, daß wir besser daran thäten, unsere Leute zusammenzurufen? Wir können doch nicht den ganzen Tag auf demselben Platze suchen, und falls wir hier nicht die geringste Spur des vermißten Korporals finden, so müssen wir andere Maßregeln ergreifen« um herauszubringen, wo er geblieben ist. Wäre es nicht möglich, daß er, vom genossenen Wein übermannt, sich irgendwo schlafen gelegt hat und jetzt noch neben dem unglücklichen Korbe schnarcht?«

»Es ist allerdings sehr möglich, Bürger Commissär,« antwortete der Sergeant, »es wäre nicht das erste Mal, daß der Korporal Horace dem Wein erlegen ist.«

»So glaubt Ihr, daß wir für jetzt unsre Nachforschungen hier einstellen können?«

»Ich meine, Bürger Commissär, daß wir zu früh aufgebrochen sind. Wir hätten lieber ein paar Stunden im Tage auf den Korporal warten sollen, und uns so viel fruchtlose Mühe erspart. Wenn der Korporal mit feinem zur Hälfte geleerten Korbe binnen Kurzem in den Adler einrückt, so lacht er uns noch obendrein aus!«

»Und wenn er sich nicht wieder einfände? Wie dann?«

»Wie dann« Bürger Commissär? Wir durchstöbern das Dorf von einem Ende zum andern, wühlen den Boden auf, wenn es Noth thut; kehren jeden Stall und jede Scheune um . . . Unsern Kameraden finden wir gewiß heraus, und hätte man ihn zwischen zwei Wände eingemauert!«

Simon-Brutus richtete das Wort an den Notar:

»Habt Ihr bemerkt, Bürger, ob der Korporal, der am vorigen Abend herkam, betrunken war?«

»Wenn ich recht gesehen habe, Bürger Commissär, so war er es wirklich.«

»Hat er hier noch Wein getrunken?«

. »In meiner Gegenwart leerte er eine Flasche Burgunder und sprach auch von seinem Vorhaben« unterwegs eine zweite zu trinken; zu diesem Zwecke mußte ich ihm einundzwanzig einpacken.«

»Wir waren allzu eilig,« meinte Simon-Brutus gegen den Sergeanten« »der Kerl schläft irgendwo seinen Rausch aus!«

Und zum Notar gewandt, fuhr er fort:

»Es ist möglich, daß diese Nacht ein Unglück oder ein Verbrechen vorgefallen ist. Ihr wißt, daß ein Jeder, der einen Soldaten der französischen Republik angefallen, verwundet oder gar getödtet hat,

allsogleich standrechtlich erschossen wird, und daß diejenigen, welche die Thäter verhehlen, oder nicht bekannt machen, was sie über eine solche Missethat wissen, die gleiche Strafe trifft. Deshalb verlange ich von Euch, im Namen der französischen Republik, sofort einen Bericht von Allem, was Ihr darüber erfahren könnt. Ebenso befehle ich Euch ausdrücklich, Eueren Knecht aufzutreiben und Euch persönlich bei mir einzufinden, sobald Ihr wißt, wo er steckt. Vergeßt diese Orders nicht, sonst könnt Ihr« Euch aus Unheil gefaßt machen . . . Bürger Sergeant, ruft unsre Leute zusammen!«

Doch eben wies der Sergeant mit Verwunderung hinaus und rief:

»Seht, was bringt dort Mucius-Scävola? Einen Säbel und einen Tschako!«

Der Notar konnte sich eines leisen Angstschreies nicht erwehren; Simon-Brutus maß ihn mit blitzenden Augen:

»Ihr scheinheiliger Verräther wißt um die Sache mehr als Ihr gestehen wollt!« 97

Der Soldat« den man Mucius-Scävola nannte, trat mit einigen Kameraden in das Zimmer und zeigte dem Kommandanten den Säbel und den Tschako, die von stinkendem Wasser trieften.

»Bürger Commissär,« erklärte er, »dies war in der Mistgrube versenkt, die dort in der Ecke unter dem Holunderbusch angebracht ist!«

»Es ist Säbel und Tschako eines französischen Soldaten!« rief da Simon-Brutus« »es ist der Tschako des Korporals Horace!«

Und er griff den Notar an der Kehle, schüttelte ihn so heftig, daß sein Kopf an die Wand stieß, und schrie ihn wüthend an:

»So ist er ermordet? In Euerem Hause ermordet, Ihr falscher Schleicher? Schnell heraus mit der Sprache, wo liegt seine Leiche!«

Der Schreck hätte genügt, um den Notar stumm zu machen; dazu würgte ihn Simon-Brutus, so daß er nur einige unverständliche Worte äußerte. So viel war klar, daß er betheuerte, nicht zu wissen, was Säbel und Tschako bedeuteten.

Mucius-Scävola schritt auf den Kommandanten und sagte:

»Gebt Euch die Mühe nicht, Bürger Commissär; neben der Grube ist ein Loch durch die Hecke gebrochen, und dadurch führt eine Spur von stinkendem Wasser. Es ist augenscheinlich, daß man unsern Kameraden zuerst in die Grube versenkt und später durch die Hecke geschleppt hat, um

ihn anderswo zu verbergen oder zu verscharren. Wir können die Spur leicht verfolgen und müssen auf die weggeschleppte Leiche stoßen.«

Die Soldaten« durch diese Worte recht überzeugt, daß ihr Kamerad sein Leben hier gelassen, wollten dem Notar an den Leib rücken und zuckten ihre Säbel, doch wich ihre Wuth einem Winke des Simon-Brutus.

»Bürger Sergeant, ich lasse Euch hier mit acht Mann; der Brigand hier ist Euch anvertraut, und Ihr haftet mir für ihn mit Euerem Leben. Die andern kommen mir nach. Mucius-Scävola« geht voran und weist uns die Spur!«

In der Ecke des Hofes durchsuchten sie noch die Grube mit ihren langen Säbeln, fanden aber nichts mehr darin. Dann verfolgten sie die Spur, die durch das stinkende Wasser und das zertretene Gras genugsam bezeichnet war. Von Zeit zu Zeit zeigten die abgebrochenen Zweige am Gesträuche, daß ein schwerer Gegenstand darüber getragen worden war.

Die Spur führte sie zuerst durch ein Eichengehölz, dann überein weites Feld und etliche Wiesen, bis sie an einen Erlenbusch kamen, vor dem ein kleiner Bach stoß.

Hier wurde es sichtlich, daß man sich abgemüht hatte, den Leichnam, oder was es sonst war, über den Bach zu schaffen; man sah die Fußstapen in dem Bette, und das Gras an den Ufern war platt getreten.

Der Kommandant vermuthete, daß er von dem Orte, wo man die Leiche verscharrt hatte, nicht fern sein konnte; er glaubte selbst ein leises Geräusch zu vernehmen.

Darum legte er den Finger an den Mund und gebot die größte Stille.

Die ganze Truppe bückte sich im Erlenbusch und schlich mit eingehaltenem Athem, wie Jäger auf der Lauer, voraus.

Da hieß sie Simon-Brutus Halt machen und zeigte ihnen in geringer Entfernung zwei Gestalten, die, soviel man merken konnte, damit beschäftigt waren, ein Loch auszugraben. Auf ein Zeichen von ihm griffen die Soldaten zu ihren Gewehren, machten sich schußfertig und schlichen einige Schritte weiter. Simon-Brutus hielt sein Auge auf die beiden Gestalten fest.

Sein Herz klopfte vor Rache — denn er erkannte in einer der beiden Bruno, den er schon durch die Flucht seinem Hasse entzogen glaubte — der arme Jüngling wußte nichts von der Gefahr, in der er schwebte, nichts von den zwanzig Flinten, die auf ihn gerichtet waren.

Jetzt stellte Bruno seine Arbeit ein, vielleicht hatte er etwas Lärm gehört, denn er wandte sich gegen die nahenden Soldaten.

Simon-Brutus, der dies merkte, kommandierte »Feuer!«

Die zwanzig Gewehre knallten mit einem Male; die Kugeln zischten durch die Luft und brachten eine Masse Blätter zum Fallen. Die Soldaten sprangen jubelnd voraus, doch wahrscheinlich hatten ihre Kugeln keinen der beiden Gegner getroffen; denn sie sahen sie nach verschiedenen Richtungen flüchten und bald im Dickicht des Waldes verschwinden.

Es war dem Bruno nicht entgangen, daß Simon-Brutus ihn erkannt haben mußte — die drohende Faust, die ihm sein alter Feind aus der Ferne wies, ließ ihm darüber keinen Zweifel.

Bereits hatte ihn die Beschäftigung mit der Leiche und die Unterredung, die er dabei mit dem Knechte hatte, zu trostloser Verzweiflung gebracht. Jetzt war sein Verbrechen denjenigen bekannt, die es zu rächen hatten — sein Leben unfehlbar verwirkt. Ja, die einzige Nacht hatte ihm den Schatz von Liebe und kindlicher Einfalt aus dem Herzen gerückt — er war zum Manne geworden und konnte sich über seinen furchtbaren Zustand Rechenschaft geben!

Er lief durch ihm bekannte Wege, zwischen dem Dickichte, auf das hintere Ende des Dorfes, erreichte sein Haus, musterte es mit einem flüchtigen Blick, flog die Treppe hinauf, riß die Jagdflinte von der Wand« hing sich das Pulverhorn und die Waidtasche um den Hals, faßte seine Mutter beim Arm und schob sie vor sich, während er halblaut sprach:

»Mutter« beeilt Euch! Sie haben mich bei der Leiche überrascht und kommen gewiß, um Euch zu tödten und das Haus in Brand zu stecken. Kommt mit mir auf die Flucht und versäumt um Gottes Willen keinen Augenblick!«

Die Frau« die ganz bewußtlos war und bebte, that was er ihr anrieth und eilte mit ihm die Treppe hinunter.

»Doch wo ist der Vater!« erkundigte sich der Jüngling und blickte ängstlich um sich.

Ehe ihm jedoch seine Mutter antworten konnte, bemerkte er zwei französische Soldaten, die sich mit dem Rücken an das Hinterfenster lehnten.

»Kommt, kommt«, rief er dann, »in einem Augenblick ist es zu spät.«

Und er zog seine Mutter mit sich hinaus und flüchtete durch die Bahn zwischen den Häusern.

Bei dem Geräusch kehrten sich die Soldaten am Fenster um; aber Bruno war mit seiner Mutter bereits verschwunden.

Simon-Brutus und seine Leute hatten die Leiche des Korporals Horace gefunden; sie lag neben der Grube, in welche man sie zu verscharren gedachte.

Zuerst hatten die Soldaten die Leiche ihres Kameraden mit wirklichem Kummer betrachtet, und einige selbst eine Thräne über ihn vergossen; jedoch bald hatten sich die Trauerklagen in Rachetöne umgewandelt.

Ein Korporal nahm das Wort:

»Bürger Commissär, im Namen meiner Kameraden fordere ich, daß dieses Verbrechen an dem Thäter mit dem Tode bestraft werde. Der alte Scheinheilige, den wir dort im Hause ließen, hat augenscheinlich mitgeholfen, wenn er nicht selbst der Schuldige ist. Wir wollen also, daß er gleichfalls sterbe.«

»Er soll auch sterben!« antwortete Simon-Brutus gedankenvoll.

Nach einer Pause fuhr er fort:

»Ich glaube, daß der wirkliche Mörder uns entkommen ist. Es kann Niemand anders sein als der Sohn des Notars. Ihr kennt diese Leute nicht recht; um unsrer Rache zu entgehen, werden sie die Abwesenden beschuldigen, die außer unserm Bereich sind und uns keine befriedigende Auskunft geben können. Darum will ich dem Notar sagen, sein Sohn und sein Knecht wären gefangen und in den Adler abgeführt worden. Auf diese Weise erfahren wir vielleicht was sich zugetragen, und wer seine mörderischen Hände in das Blut eines Soldaten der französischen Republik getaucht hat.«

Die Soldaten hatten indeß aus Erlzweigen eine Art von Bahre verfertigt und die Leiche darauf gelegt. Auf Befehl des Kommandanten nahmen sie jetzt vier der Stärksten auf die Schultern und zogen damit, von den Andern begleitet, in des Notars Haus.

Im Hofe angelangt, lief Simon-Brutus auf den Notar zu, der noch zwischen seinen Wächtern gegen das Haus stand, faßte ihn beim Kragen, schleppte ihn bis zur Leiche und schnaufte ihn auf französisch an:

»Feiger Mörder, hier liegt Euer Schlachtopfer! Könnt Ihr jetzt noch leugnen, daß der arme Korporal hier sein Leben ließ? Scheinheiliger Bösewicht! Dafür sollt Ihr sterben. Ihr und Euer Sohn und Euer Knecht, die wir überraschten« wie sie sich bemühten, den entsetzlichen Zeugen ihrer Missethat zu begraben!«

»Ihr hättet meinen Sohn gefangen?« schluchzte der Notar, vor Schmerz außer sich.

»Ja, Euer Sohn und Euer Knecht sind gefangen und nach dem Adler abgeführt. Sobald wir dahin zurückkommen, wird das Todesurtheil über sie ausgesprochen und vollzogen. Was Euch betrifft, so bleibt Euch nur ein Mittel, um einem sicheren Tode zu entgehen. Erzählt uns mit vollkommener Aufrichtigkeit, was sich hier zugetragen und wer dem Korporal den unglücklichen Schlag versetzt hat. Erklärt ohne Rückhalt, ob es Euer Sohn ist. Wir wollen nicht, daß die Unschuldigen für den Thäter büßen. Sprecht, wer hat es gethan? Der Schuldige allein soll sterben, sonst bringt das Blei heute noch drei Menschen um ihr Leben.«

Der Notar antwortete nicht schnell genug.

»Sprecht, so Euch Euer Leben lieb ist!« rief Simon-Brutus, »aber ich gebe den Befehl, daß man Euerem Sohn ohne Verzug eine Kugel durch den Kopf schieße.«

»Ich kann nicht sprechen«, stammelte der Notar, »die Ueberraschung und der Schreck beklommen mir den Athem. Gönnt mir einen Augenblick, und ich will Euch den ganzen Hergang erzählen.«

Eine Weile stand er keuchend da und hub dann an:

»Seht« Bürger Commissär, es hat sich Folgendes ereignet. Der Korporal kam her; er war berauscht; er forderte Wein und gab vor, den Requisitionsbrief verloren zu haben; ich lieferte ihm den Wein; er trank davon und begehrte endlich, ich sollte ihm etliche tausend Livres gegen Assignaten geben. Als ich mich dies zu thun weigerte, zog er seinen Säbel und warf mich zu Boden; ich raffte mich wieder auf und er schwang seinen Säbel, um mich zu tödten; da griff ich nach der Weinflasche, die auf dem Tische stand; zu meiner Selbstvertheidigung versetzte ich ihm einen Schlag auf das Genick, und er stürzte leblos dahin.«

Die Soldaten sprangen wüthend auf den Notar und drohten ihn sogleich in Stücke zu reißen. Drei oder vier schlugen ihn mit den Fäusten, oder drückten ihm selbst die Spitze des Bajonetts in die Lenden. Der Notar aber blieb gelassen und unbeweglich stehen und senkte den Blick zu Boden.

»Laßt den Mann ruhig!« befahl Simon-Brutus.

»Habt Ihr die reine Wahrheit erklärt?« frug er den Notar weiter.

»Nichts als die Wahrheit«, entgegnete dieser.

»Wer also lügt denn? Wer will mich irreführen? Oder habt Ihr vielleicht zu dreien den armen Korporal übermannt und ermordet?«

»Ich allein habe ihn erschlagen.«

»Doch behauptet Euer Sohn, daß er allein den Mord verübt.«

»Das thut er aus Liebe zu mir, Bürger Commissär, um mein Leben zu retten«, schluchzte der Notar, und neue Thränen strömten über seine Wangen.

»Der Knecht erklärt auch, daß Bruno den Schlag versetzt hat.«

»Aus Anhänglichkeit zu seinem alten Herrn, um Eueren Zorn von mir abzuwenden.«

Diese Aussage behagte dem Simon-Brutus nicht recht; er hätte lieber vernommen, daß Bruno der Thäter gewesen war. Dann hätte sein Haß gegen Bruno in seinem Herzen einen gerechteren Vorwand gefunden als die Erinnerung an die alte Nebenbuhlerschaft; auch wäre es ihm möglich geworden, Bruno mit dem Tode zu bestrafen, da er ihn sonst, als Rekruten, nach Antwerpen abliefern mußte.

»Wie erklärt Ihr denn die Gegenwart Eueres Sohnes bei der Leiche!«

»Mein Sohn hielt sich hier in der Nähe verborgen, als das Unglück vorfiel. Ich war ganz außer mir und nicht im Stande meinen Zustand zu fassen. Jan holte meinen Sohn in seinem Verstecke ab; beide schafften dann die Leiche fort, um mich nach Möglichkeit vor Euerer Rache zu bewahren.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Ja, vollkommen.«

»Seht Ihr ein, Bürger Notar«, frug Simon-Brutus, »daß Ihr durch diese Aussage Euer eigenes Todesurtheil ausfertigt?«

»Wohlan, ich habe meine Pflicht gethan!« sprach der Notar.

Um seinen Sohn einem sichern Tode zu entreißen, beschuldigte er sich also einer That, die er nicht verübt hatte. Das Gefühl der Vaterliebe flößte ihm dazu den Muth und die Entschlossenheit ein. Ja, seine Antworten wurden so offen und kaltblütig gegeben daß Simon-Brutus und seine Leute nicht zweifelten, daß die Sache sich wirklich so zugetragen, wie er sie erzählte.

Demgemäß hielten sich alle Soldaten für überzeugt, daß der Notar in der That den Korporal erschlagen hätte. Auch drangen sie mit wüstem Ungestüm auf seine alsbaldige Exekution.

»Bürger Kameraden«, sprach der Kommandant. »Ihr habt vor Euch einen Mann, der einen Soldaten der französischen Republik meuchlerisch

um das Leben gebracht hat. Er gesteht seine Schuld und die Leiche unsers armen Mitbruders zeugt laut gegen ihn. Glaubt Ihr der Sache hinreichend auf den Grund gekommen zu sein? Ich constituire Euch als Kriegsrath: entscheidet über sein Loos!«

»Er sterbe durch Pulver und Blei!« klang es verwirrt von allen Seiten.

»Ganz wohl«, sprach Simon-Brutus mit einem feierlichen Tone, wie ein Richter, der ein Urtheil fällt, »ganz wohl, kraft der Vollmacht, die mir die Central-Administration verliehen hat; in Betracht, daß der Bürger hier schuldig erkannt ist, den Bürger Horace, Korporal im Dienste der französischen Republik, umgebracht zu haben,« verurtheile ich nach eingezogenem Gutbefinden des versammelten Kriegsrathes, den Schuldigen zu verdienter Todesstrafe durch Pulver und Blei und verordne, daß dieses Urtheil allhier und sofort vollzogen werde. Ferner befehle ich, daß man, unmittelbar nach Vollstreckung des Urtheils, das Feuer an die vier Ecken der Behausung des Verbrechers stecke und sie, nebst allen Nebengebäuden, bis auf den Grund verbrenne, auf daß die wüste Stätte fortan die Macht der französischen Republik und die Art und Weise beurkunde, in der sie ihre Kinder zu rächen versteht.«

Bei diesen letzten Worten begann der Notar am ganzen Leibe zu zittern, er entfärbte sich und wandte seine Augen, wie vom Fieber ergriffen, nach einer kleinen Scheuer, die links vom Hofe abstand.

Die ganze Truppe bemerkte seine Aufregung und blickte verwundert auf ihn.

»In dem Gebäude steckt etwas«, bemerkte der Sergeant.

»Geht voran«, rief Simon-Brutus, »die Posse dauert schon zu lange. Korporal, nehmt acht Mann mit Euch, führt den Verbrecher hinter jene Hecke« schießt ihn todt und werft seine Leiche in die Grube, die man unserm Kameraden bestimmte. Macht schnell, daß das Ding zu Ende komme.«

Der Korporal hatte seine acht Mann schnell beisammen. Er ging auf den Notar, faßte ihn beim Kragen und forderte ihn auf, in der angewiesenen Richtung mit ihnen zu marschieren.

»Ich möchte mit dem Bürger Commissär noch ein letztes Wort sprechen«, bemerkte der Notar.

»Was gibt es denn noch?« erkundigte sich Simon-Brutus.

»Ihr sagtet eben, Bürger Commissär, daß meine Wohnung bis auf den Grund sollte abgebrannt werden.«

»Und das auf der Stelle. In einer halben Stunde ist Alles ein Raub der Flammen!«

Da jammerte der Notar und wies nach der kleinen Scheune:

»Dort, unter dem Schilfdach, ist ein Mensch verborgen, der würde in den Flammen unfehlbar umkommen!«

»Ha, ha,« jauchzte Simon-Brutus, »so finden wir zuletzt mehr heraus als wir dachten. Man bewacht den Verurtheilten! Acht Mann kommen mir nach!«

»Neben der Scheune ist am Boden ein Loch angebracht,« sprach der Notar.

Der Kommandant und seine acht Mann liefen zu dem angegebenen Platze. Sie hackten mit ihren Säbeln in die Lehmmauer und machten das Loch weiter — dann bückten sie sich und krochen hinein.

Die Scheune schien bis zur Thür mit schweren Holzbündeln gefüllt; nur war, in der Mitte, gegen das hintere Ende ein Durchgang freigelassen. Doch kaum konnten die Soldaten diese Anordnung bemerken; denn Alle Oeffnungen, die Licht herein lassen konnten, waren geschlossen« und es herrschte ein tiefes Dunkel in der Scheune.

Simon-Brutus, der mit den Händen voraus tastete, fühlte, daß die Bündel wie zu einer Treppe geschichtet dalagen.

So kletterte er bis unter das Dach; seine Leute folgten ihm.

Dort sahen sie, im finstern Winkel, vom Licht, das durch einige Ritze drang, spärlich erleuchtet, einen alten Mann, der wie ein Bauer aussah und auf dem Stroh zum Gebete niedergekniet war.

Da er auf ihre barschen Schelt- und Drohworte nichts erwiderte, sondern auf seinen Knien bewegungslos verblieb, zogen sie ihn aus dem Winkel hervor bis an den Rand des Holzhaufens. Einer der Soldaten stieß ihn aus Muthwillen in die Hüfte, und der arme Alte rollte bis auf den Boden der Scheune.

Die ganze Truppe stieg herunter und merkte beim Widerscheine des Lichtes, das durch die erweiterte Oeffnung gelangte, eine leichte Wunde an der Schläfe, wovon das Blut auf seine Wange fiel. Zum Trost verspotteten sie ihn und setzten ihm auseinander, daß sein Blut bald reichlicher stießen würde.

Sonst war der Mann unversehrt; er hatte sich ohne fremde Hilfe aufgerichtet und stand noch immer schweigend mitten unter seinen Henkern.

Simon-Brutus hatte die Scheune verlassen und rief von draußen, man möchte den Bauer an das Tageslicht bringen.

In Folge dieses Befehls schob man das Schlachtopfer durch das Loch.

Es war ein Mann von hoher Gestalt und schien an hundert Jahre zu zählen. Weiße Haare umkränzten seinen Schädel; sein Gesicht war heiter und freundlich und hatte doch etwas Ehrfurchtgebietendes.

»Es ist der Pfarrer!« rief Simon-Brutus und wich mit Verwunderung und unwillkürlichem Respekt zurück.

Die Soldaten jubelten laut auf:

»Ei, der Pfarrer! Ein guter Fang! Das läßt sich nicht schlecht an! Der Chef der fanatisierten Bauern! Es ist wahrhaftig ein guter Fang!«

Damit hatten sie den Priester in den Hof fortgeschoben, bis zum Punkte, wo der Notar zwischen seinen Wächtern stand. Dieser flehte, sobald er ihn ansichtig wurde: —

»Lieber Vater, gebt mir Euern Segen — denn ich sterbe alsbald. Gott möge mir alle meine Sünden verzeihen; ich gebe meine Seele mit Vertrauen in seine Hände zurück! Bittet für meine Frau und mein Kind und gebt mir Euern Segen!«

Der Priester hob seine Hand in die Höhe und sprach mit feierlicher Salbung einige stille Worte über seinen Freund.

Die Soldaten spöttelten unter einander.

Simon-Brutus bekämpfte noch die Rührung, welche in ihm erwacht war, als er den Pfarrer erkannt hatte. Doch streckte er die Hand gebietend aus und sagte zum Korporal, der beim Notar stand:

»Gebt und vollstreckt mein Urtheil!«

Und zu den Andern gekehrt:

»Bürger Sergeant, den Priester vertraue ich Euerer Obhut. Man folge mir mit ihm in das Haus!«

In einem Nebenzimmer setzte sich Simon-Brutus, der müde und abgespannt war, auf einen Stuhl; er ließ den Priester herbeibringen und frug ihn auf französisch, da er wußte, daß der Pfarrer diese Sprache leidlich sprach:

»Bürger Jakobus Dominikus Torfs, wißt Ihr, daß Ihr zum Gefängnis und zur nachherigen Deportation nach der Insel Oléron verurtheilt seid?«

»Das wußte ich, noch ehe Ihr, als der Sendling der Feinde Gottes, es in meiner Kirche verkündetet«, antwortete der Pfarrer ganz kaltblütig.

»So? Und warum seid Ihr nicht geflüchtet?« scherzte der Kommandant.

»Die Zeiten sind da, wo der Rost St.-Petri wieder in dem Blut der Märtyrer getränkt werden muß. Will Gott das meine gefällig annehmen, so möge es für ihn fließen . . . «

»Dem armen Kerl sind die Nerven angegriffen«, lachte der Sergeant.

Da hörte man einige Schüsse knallen, die die Aufmerksamkeit der Beistehenden vom Priester ablenkten; der Korporal trat herein, stellte sich vor den Kommandanten, legte die Hand auf den Tschako und berichtete mit Gleichgültigkeit:

»Bürger Commissär, Euer Befehl ist ausgeführt und der Verbrecher nach einer andern Welt geschafft!«

Zwei Thränen rollten aus des Priesters Augen und er senkte sein Haupt tief über die Brust. Die Ankündigung von dem Tode seines unglücklichen Freundes hatten ihm den Muth und das Herz gebrochen.

Der Kommandant richtete sich wieder an ihn:

»Was habt Ihr in der letzten Nacht gesehen oder gehört?«

»Ich hörte die Schritte von Leuten, die im Finstern über den Hof gingen.«

»Man hat hier einen Soldaten ermordet. Wißt Ihr darum?«

»Es ist mit nicht unbekannt.«

»Berichtet was Ihr wißt!«

»Bruno suchte mich in meinem Versteckt auf und erzählte mir, daß der Soldat seinen Vater zu Boden geworfen und ihn habe umbringen wollen.«

»Wer hat den Mord am Soldaten verübt?«

Hier schwieg der Priester.

»Ich will eine Antwort! Ihr seid von Allem unterrichtet! Im Namen der französischen Republik, theilt uns mit was Ihr wißt!«

Doch der Priester schwieg noch immer.

Voll Aerger gab ihm ein Soldat einen Faustschlag in’s Gesicht.

»Ruhig dort!« rief Simon-Brutus« »dieser Gefangene gehört der Centralgewalt. Noch einmal, Bürger Torfs, wollt Ihr gestehen was Ihr wißt, ja oder nein?«

Da hob der Priester den Kopf in die Höhe, blickte auf Simon-Brutus mit Augen, die von Begeisterung strahlten, und sprach voll Würde:

»Was ich weiß, verirrter Sünder? Ich weiß, daß Euere Mutter, lebte sie noch, die Stunde Euerer Geburt verfluchen würde! Ich weiß, daß sie den

Sohn vermaledeien würde, der, wie ein Gesandter der Hölle, hierher kommt, um die Altäre seines Gottes zu zertrümmern und das Schafott für seine Brüder aufzuschlagen, und das in dem Dorfe, wo seine Wiege stand! Ich weiß, daß das unschuldige Blut so vieler Christen an Euch kleben wird, wenn Ihr vor Gottes Richterstuhl steht! Das weiß ich!«

Diese Worte« die wie eine düstere Prophezeihung klangen, machten auf Simon-Brutus einen tiefen Eindruck; doch bald suchte er ihn durch herben Spott abzuschütteln und sprach zu seinen Leuten:

»Ich habe die Kapuzinerpredigt satt! Man folge mir in den Adler. Der Korporal bleibe hier mit acht Mann!«

»Sollen wir das Haus in Brand stecken?« frug der Korporal.

»Vorläufig nicht. Zum Nachmittag bekommt Ihr meine Orders. Es muß hier viel Gold und Silber stecken; thut es zusammen, wir wollen es mit dem übrigen nach Antwerpen schicken. Inzwischen könnt ihr von dem hiesigen Vorrath essen und trinken. Laßt Euch nicht überraschen« Korporal . . . Und jetzt bringt die Leiche unseres armen Kameraden her!«

Sobald die Bahre mit dem Leichnam an der Thür stand, verließ Simon-Brutus das Haus des Notars und betrat mit seinen Leuten die Chaussee, die durch das Dorf führte. Der Pfarrer, den zwei Soldaten festgebunden hatten, schritt mit gesenktem Haupte neben der Leiche her.

Kein lebendes Wesen ließ sich im Dorfe sehen; es schien verlassen und ausgestorben als wären alle Einwohner in einer Nacht eine Beute der Pest geworden. Doch stand Mancher hinter seiner Thür oder, seinem Fenster und belauschte durch Spalten oder Ritze den unheimlichen Trauerzug.

Außerhalb des Dorfes, auf der Bahn zum Adler, erschallte plötzlich ein Flintenschuß, und einer der Soldaten, der in’s Bein getroffen war, fiel in den Sand nieder.

Voll Entrüstung liefen die Soldaten durch das Gehölze auf den Platz zu, wo eine leichte Rauchwolke noch langsam aufwärts zog.

Vier Mann blieben bei dem Priester und schlugen ihn ganz unbarmherzig, als ob er an dem Vorfalle Schuld wäre. Er ließ sich geduldig peinigen und hin und her stoßen; kein Wort, keine Klage kaut über seine Lippen.

Es währte eine ziemliche Weile, ehe Simon-Brutus mit seinen Leuten aus dem Gehölze zurückkehrte. Sie kamen auf die Bahn mit zornentglühten Augen und wüthenden Mienen — denn sie hatten Niemanden gefunden.

»Vorwärts!« kommandierte Simon-Brutus, »wir wollen unsre Rechnung diesen Abend noch schließen!«

Der Priester wurde mit noch größerer Rohheit fortgeschoben; der verwundete Soldat von einigen Kameraden getragen; so erreichten sie den Adler.

IV.

Es war am selben Tage, gegen drei Uhr Nachmittags.

Simon-Brutus ging vor dem Adler auf und nieder. Er war in tiefe Betrachtungen versunken; zuweilen blieb er plötzlich stehen und legte die Hand an seine Stirn; dann richtete er einige unbedeutende Worte an die Schildwache vor dem Thor, oder stellte sich auf die Chaussee, um etwas zu erspähen.

Hinter dem Fenster der Herberge stand Baes Cuylen, der, mit entschiedener Gleichgültigkeit, doch innerer Angst, allen Bewegungen des Kommandanten folgte.

Der Müller hatte diesen Morgen so entsetzliche Dinge erlebt! Man hatte eine Leiche in sein Haus gebracht; im Stall war der Pfarrer eingeschlossen; den ganzen Tag über hatte er nichts gehört als Lästerungen und Bedrohungen von Brand und Mord gegen das ganze Dorf! Aengstlich folgten darum seine Blicke dem Kommandanten; es leuchtete ihm ein, daß Simon-Brutus in diesem Augenblicke damit umging Entwürfe der Rache und der Verwüstung auszubrüten.

Doch war der Müller im Irrthum. Die Züge des Simon-Brutus waren nicht so hart und rauh als gewöhnlich; ein flüchtiges Lächeln milderte von Zeit zu Zeit ihren barschen Ausdruck. Die Ungeduld, die ihn sichtlich verfolgte, bewies, daß er, weit entfernt an Rache zu sinnen, vielmehr mit Bangigkeit auf die Erscheinung eines sehnlichst gewünschten Gegenstandes wartete.

Als er zum vierten Male nach der Chaussee eilte, zeigten sich einige Soldaten in der Ferne.

Schnell kehrte er zur Schildwache zurück und gab folgende strenge Order:

»Da kommt der Sergeant mit einer Frau, die ich habe verhaften lassen. Man lasse Niemanden wer es auch sei, in den Adler herein, ehe ich nicht herauskomme und eine andere Order gegeben. Der Sergeant führe die Frau zu mir in das große Zimmer!«

Mit diesen Worten trat er in die Herberge.

Am Ende der Chaussee führten gegen zehn Soldaten ein junges Mädchen an den Atmen fort und suchten ihre Schritte zu beschleunigen.

Das Mädchen war bezaubernd schön, schlank gebaut, mit schwarzen Haaren und feurigen Augen; ihr ganzes Wesen verrieth den wahren Adel. In ihren Augen schimmerten zwar einige Thränen; aber ihre aufrechte Haltung, ihr rüstiger Gang bewiesen den ungebeugten Muth.

Selbst die Soldaten fühlten sich von ihr gewonnen, sprachen sie in einer minder rauhen Weise an, als es ihre Gewohnheit mit sich brachte, und schienen eine Art Ehrfurcht für sie zu empfinden.

Um so roher verfuhren sie mit einem bejahrten Mann, der ihnen hartnäckig folgte, obgleich sie ihn schon mehrmals mit Fluchworten und Drohungen zurückgejagt hatten.

Dieser Mann war der Küster-Schulmeister; er lief den Soldaten mit allen Zeichen eines unbeschreiblichen Kummers nach, raufte sich die Haare aus, zerkratzte sich die Brust und vergoß bittere Thränen - die Verzweiflung schien ihn fast seiner Sinne beraubt zu haben.

Zuweilen ließ die Nervenaufregung nach; dann blickte er gegen den Himmel, flehte Gottes Hilfe an, oder nahte sich den Soldaten, indem er ihren Drohungen trotzte und schmerzlich rief:

»O, Veva, mein Kind, mein unglückliches Kind! Ihr, mein einziger Schatz auf Erden, Geschenk des Himmels, Ihr, mein Stolz und meine Freude, Ihr seid in den Händen der Barbaren! Ihr seid der gottlosen Bosheit preisgegeben. Unschuldiges Lamm, was werden die Frevler mit Euch beginnen? Gott, Gott, ich sterbe vor Angst und Schrecken!«

Einen Augenblick nachher wankte er, wie vernichtet, auf der Bahn weiter und erhob dann wieder seine klagende Stimme:

»Veva, meine liebe Veva, ängstigt Euch nicht zu sehr und setzt Euer Vertrauen in Gott, der seinen Märtyrern in der Noth beisteht. Bedenkt doch, daß die Gottlosigkeit der Henker das unschuldige Schlachtopfer nicht besudeln kann . . . «

Doch dieser Versuch, seine Verzweiflung in Abrede zu stellen, erhöhte noch seine Pein; erzitterte an allen Gliedern, riß an seinen Kleidern und jammerte mit aufgehobenen Händen:

»Wehe, wehe mir, großer Gott, daß ich geboren ward, daß es Euch gefiel mir in meinem Kinde einen Engel von Liebe und Keuschheit zu schenken! Wehe, daß es jetzt den Bösewichten, die der Hölle entsprangen, zum Opfer fallen soll!«

Da blieb das Mädchen stehen, so sehr man sie antreiben wollte, und wandte sich tröstend zu ihrem Vater:

»Lieber Vater, betrübt Euch nicht so sehr; Euere Stimme schneidet mir durch das Herz. Mäßigt Eueren herben Schmerz. Wir wollen das blutige Kreuz mit Ergebung auf uns nehmen . . . «

»Mein Kind, mein theueres Kind«, jammerte der Schulmeister. »Ihr faßt Euer entsetzliches Loos nicht recht!«

»Ich fasse es wohl«, antwortete das Mädchen und schob die Soldaten zur Seite, »aber ich fürchte mich darum nicht, Vater. Gott hat mir Muth und Willenskraft verliehen; es steht etwas über dem wilden Treiben der Henker!«

»Nein, nein, Gott selbst kann Euch ohne ein Wunder nicht retten!«

»O, doch,« rief das Mädchen mit einem bitteren Lächeln, »im Augenblick der größten Gefahr bleibt mir der Tod!«

»Der Tod, der Tod!« wiederholte der unglückliche Vater und krümmte sich unter seiner Pein. »So wäre der Tod Euere einzige Zuflucht!«

Da das Mädchen jetzt mit stolzer Autorität die Soldaten abwies, die sie zum Weitergehen drängten, brach der Sergeant in heftigen Zorn aus und gebot, man solle den Alten mit Gewalt und nöthigen Falls mit Schlägen zurücktreiben.

Ein Soldat lief mit gezücktem Säbel auf den Schulmeister, faßte ihn beim Arm und wollte ihn« mit wilden Drohworten« fortstoßen;



doch der Alte bot Widerstand, rang sich los und eilte zu seiner Tochter zurück, die man schon weiter weggeführt hatte.

Da sprang der Soldat ganz entrüstet auf seinen Gegner, packte ihn zum zweiten Male, warf ihn zu Boden und schwang den Säbel über seinem Kopfe.

Bei diesem Anblick schrie Genoveva laut auf, schob die erstaunten Franzosen weg, stellte sich zu ihrem Vater, nahm den Soldaten bei den Schultern und warf ihn rücklings in den Sand. Eben so schnell half sie ihrem Vater auf, kreuzte sich die Arme über die Brust und redete die Truppe, die zugelaufen kam, auf gut französisch an:

»Nun, blutgierige Tyrannen, durchbohrt das Herz einer Tochter, die ihren Vater gegen Euere Anfälle vertheidigt! Was zauderst Ihr, feige Henkersknechte? Es ist Euch doch nur einem schwachen Mädchen nicht bange!«

Das schöne Gesicht des Mädchens hatte einen so majestätischen Ausdruck angenommen, in ihren Augen blitzte ein so heldenmüthiges Feuer, daß die Soldaten sich ganz verwundert anblickten.

»Schöne Jungfrau!« bemerkte der Eine, »in Eueren Adern scheint französisches Blut zu fließen!«

»Die hat doch Courage!« rief ein Zweiter.

»Ich meine die Statue der Republik vor mir zu sehen!« sagte der Korporal.

»Die rothe Mütze auf dem Kopfe würde ihr ungemein gut stehen!« fiel Mucius-Scävola in vollem Ernste ein.

Der Sergeant lächelte mit Wohlwollen:

»So was sehen wir gerne; Ihr seid ein beherztes Mädchen. Ihr beurtheilt uns nicht günstig, aber in einem Punkte thut Ihr uns Unrecht, hübsches Kind; ein Republikaner, so schrecklich er auch ist, hat einem artigen Mädchen, wie Ihr, nichts abzuschlagen. Wir wollen Euch selbst Euere unbegründeten Scheltworte nachsehen. Kommt, folgt uns ohne ferneren Widerstand, und wir wollen, aus Rücksicht für Euch, den Alten in Ruhe lassen.«

Das Mädchen schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters und flüsterte ihm einige Liebesworte zu. Als sie ihn losließ, um sich dem Befehl des Sergeanten zu fügen, sprangen ihr die Thränen aus den Augen, und sie begann laut zu weinen und zu schluchzen.

Der Küster blieb nicht weit von ihr und verhielt sich die Augen.

So kam die Truppe schweigend an den Adler. Da wischte sich Genoveva die Thränen von den Wangen und warf mit wogender Brust einen Blick nach der Herberge, worin sie, wie sie wohl wußte, Simon-Brutus erwartete; sie schien sich zum Streite aufzumuntern Und für den Widerstand vorzubereiten.

Die Schildwache hielt den Küster zurück, als er seiner Tochter in die Herberge nachgehen wollte. Sobald er die Thür sich hinter ihr schließen sah, bebte er vor innerer Angst. Tausend Gedanken, der eine schlimmer als der andere, schossen ihm durch den Kopf. Von Zeit zu Zeit schrie er selbst auf, als ob sich allerlei Schreckgestalten seinem irren Blicke darboten.

Einmal gab er der Verzweiflung nach, sprang auf die Thür und wollte sie öffnen; aber die Schildwache schob ihn mit barschen Worten zurück und fällte selbst das Bajonett gegen ihn, um ihn nicht heranzulassen.

Seines Zustandes kaum bewußt, fiel der arme Küster auf die Knie und kroch, um Barmherzigkeit flehend, im Sande bis zur Schildwache. Dann hob er die Hände empor und wimmerte, auf daß er seinem Kinde folgen dürfte.

Die Schildwache, die mit Drohworten nichts ausrichtete, faßte den unglücklichen Mann beim Kragen und warf ihn am Rande der Chaussee zu Boden.

Mühsam richtete sich der Küster auf, lehnte sich, vom Uebermaß seines Schmerzes wie vernichtet, mit seinem Haupt gegen einen Baumstamm und weinte heftig.

Doch bald verließ er diesen Platz und richtete sich mit schnellen Schritten, obgleich er wankte, gegen das Dorf. Es schien in seinem verwirrten Geiste ein letzter Hoffnungschimmer aufgegangen zu sein, an den er sich so schnell als möglich wenden wollte.

Inzwischen war Genoveva vor Simon-Brutus gebracht worden. Der Sergeant führte sie bis mitten in das Zimmer, salutierte den Kommandanten und zog sich zurück.

Während das Mädchen mit gesenkten Augen stehen blieb, ging Simon-Brutus zur Thür und schloß sie zu.

Diese Vorsorge flößte dem Mädchen Angst und Entrüstung zugleich ein. Doch hob sie den Kopf stolz in die Höhe, warf einen Flammenblick auf den Kommandanten und sprach:

»Ich weiß nicht, welches Schicksal Ihr mir zugedacht habt; nur müßt Ihr das Eine wissen, mein Herr, daß sich zuweilen in der Brust eines armen Mädchens mehr Muth birgt, als in zwanzig Männern, die vor Euerer Tyrannei fliehen.«

Erstaunt blieb Simon-Brutus an der Thür stehen und fühlte die Ueberlegenheit der entschlossenen Genoveva. Stolz und trotzig, mit bleichem Gesicht und behenden Wangen, stand sie da, wie das Marmorbild einer griechischen Heldin.

Er ging ihr einige Schritte näher:

»Veva, warum habt Ihr vor mir Angst? Glaubt Ihr, daß Simon Euch holen ließ, um Euch schlecht zu behandeln? Setzt Euch nieder, Veva, und

seid ohne Sorgen. Wie auch Euer Beschluß ausfällt, soll Euch kein Uebel widerfahren . . . «

Damit brachte er ihr einen Stuhl und nahm sie bei der Hand, um sie zum Niedersetzen einzuladen.

Doch sie zog ihre Hand mit so viel Abscheu zurück und warf auf ihn einen Blick so voll Verachtung, daß er sich in seinem Stolze tief verletzt fühlte. Voll Unmuth zog er sich zurück, setzte sich nieder und sprach:

»Ihr scheint es darauf angelegt zu haben, mich zu ärgern. Vergeßt nur nicht, Bürgerin, daß Ihr in meiner Gewalt seid. Wenn Ihr den erzürnten Löwen fürchtet, so dürft Ihr seinen Grimm nicht wecken.«

»Darf ich wissen, warum mich Euere Soldaten so frech aus dem Hause geschleppt haben?« frug Genoveva, ohne aus seine Drohung zu achten. »Erklärt mir, was Ihr von mir verlangt und was Euere Absicht ist?«

»Meine Absicht? Das weiß ich selbst nicht. Keinen Falls meinte ich Euch zu beleidigen. Der Wunsch, Euch zu sehen und mit Euch zu sprechen, trieb mich allein dazu an, Euch holen zu lassen. Es thut mir leid, daß die Einladung etwas roh war; doch das liegt in unsern Sitten, Veva; die Republikaner haben nicht genug Zeit. um sein höflich zu thun; aber sie sind so böse nicht, als man nach ihrer Handlungsweise vermuthen könnte.«

Der mildere Ton dieser Worte beruhigte Genoveva; ihre Angst legte sich ein wenig. Auch setzte sie sich jetzt nieder und sprach gelassen:

»Mein Herr, ich bin bereit Euch anzuhören, wenn Ihr mir noch etwas mitzutheilen habt; wo nicht, so bitte ich Euch mich zurückkehren zu lassen. Mein armer Vater leidet unsäglichen Kummer; der Schreck quält ihn zu Tode.«

Simon-Brutus entdeckte mit Vergnügen die veränderte Stimmung des Mädchens und sprach gerührt:

»Veva, seit fünf Jahren habe ich ein wüstes Leben geführt, mehr als einer Mordszene beigewohnt, dem Tod zwanzig Mal ins Auge geblickt und an des Volkes fieberhaftem Triumphe nach dem Kampfe, wie an des Volkes Zerstörungswuth selbst Theil genommen; ganze Blutströme sah ich fließen, hunderte von Köpfen auf dem Schafott fallen. Die Ereignisse von Paris warfen mich wie ein Spielball hin und her: der wirbelnde Strudel verschlang die Erinnerung an meine Heimat, mein Dorf, meinen Vater, kurz an Alles — bis auf ein Gefühl, das sich in meinem Herzen festgewurzelt hatte . . . Ihr, Veva, lebtet allein vor meinen Augen, Euer Bild hat mich nimmer verlassen!«

Stumm und mit gesenktem Kopf hörte das Mädchen auf diese Worte.

»In unsrer ersten Jugend, Veva, kam es mir zuweilen vor, als ob meine Anstrengungen, mir einen freundlichen Blick von Euch zu erobern, nicht ganz vergebens waren. Sagt mir, Veva, ob ich mich darin täuschte, ob in Euerem Herzen nie eine Stimme für mich laut geworden ist? . . . Ihr antwortet nicht?«

»Verlangt Ihr die Wahrheit zu vernehmen, selbst wenn sie Euch unangenehm treffen sollte?«

»Gesteht mir die reine Wahrheit, Veva.«

»Nun, es mag sein« daß ich in meinen Kinderjahren dem muntern Simon Meulemans ebenso zugethan war als andern Spielgenossen; doch als er später zum frechen übermüthigen Jüngling wurde, als er, den Rath und die Befehle seines Vaters mißachtend, den ruchlosen Ideen der französischen Tyrannei huldigten, dann verwandelte sich meine Zuneigung in Abscheu . . . «

Simon-Brutus fühlte ein Beben an allen Gliedern, bemeisterte jedoch seinen Aerger und sprach:

»Zu jener Zeit, Veva, durfte sich Belgien noch einbilden, daß es ihm gelingen könnte, der Freiheit zu widerstehen und in seiner geknechteten Dummheit fortzuleben — doch diese Aussicht ist jetzt verschwunden. Unser Vaterland macht einen Theil der französischen Republik aus und wird sich bald, nicht blos durch die Gesetze, sondern auch durch Sprache und Sitten, mit dem mächtigen Frankreich ganz verschmelzen. Was früher als Schimpf und Schande ausgelegt wurde, wird jetzt zur Ehre und zum Verdienst angerechnet. Wäre es nicht möglich, daß Ihr in Euerem Herzen mehr Zuneigung für Simon-Brutus, den Delegierten der Centralgewalt, entdecktet, als Ihr vor Jahren für den armen Tropf Simon empfandet?«

»Ach« Simon«, entgegnete das Mädchen, »warum zwingt Ihr mich, Euch zu beleidigen? Wozu erkundigt Ihr Euch nach einer Sache, die Ihr wohl voraussetzen könnt? Laßt mich gehen und erspart Euch selbst die unangenehme Erklärung des Gefühls, das Ihr mir einflößt!«

»So ist dieses Gefühl so entsetzlich?« spottete der Kommandant- Ihr haßt mich so unendlich, daß Euch Angst ist, diesen Haß auszusprechen? Doch selbst in diesem Falle verlange ich, daß Ihr redet.«

»Seht, Simon, mein früherer Widerwillen gegen Euch, so ausgeprägt er auch war, ließ mich ruhig — doch nun, da Ihr Euch von den gottvergessenen Schurken, die Frankreich regieren, zum Henker erwählen

ließt, der unsre Leiber und Seelen martert, der unsre Brüder einfängt, der seine ruchlosen Hände an unsre Priester legt, der die Tempel unsres Gottes entweiht, der unsre Häuser in Brand steckt und uns behandelt wie eine Viehheerde . . . nun fordert mich mein geschändeter Glaube, mein weinendes Vaterland und Alles, was mir auf Erden theuer ist, dazu auf Euch zu verachten und in Euch ein Werkzeug der Hölle, einen Sendling der blutigen Fantome zu hassen, die von Paris aus die ganze Welt mit Thränen, Mord und Verwüstung füllen!«

Während dieser Rede hatte das Mädchen ihre frühere trotzige Haltung wieder angenommen; vom Zorne hingerissen« schien sie nicht zu bedenken, welcher Gefahr sie sich aussetzte.

Auch Simon-Brutus hatte sich ganz umgewandelt; so wie die strengen Worte des Mädchens ihm sämmtliche Hoffnung raubten und seinem Stolze tiefe Wunden versetzten, wurde sein Gesicht bleich vor Wuth. Er zitterte, und seine Faust ballte sich um den Griff des Säbels. Am Schlusse der Rede sprang er auf:

»Unverschämte Dirne! Befürchtet Ihr denn nichts? Wißt Ihr wohl, daß ich mit Euch nach Belieben schalten und walten kann und daß keine Macht auf Erden Euch zu beschützen vermag?«

»Ihr wolltet von mir die Wahrheit hören, und ich habe sie Euch gesagt. Ich fürchte Euch nicht genug, um mich bis zu einer Lüge zu erniedrigen.«

Der verachtende Ton dieser letzten Worte steigerte den Zorn in Simon-Brutus dergestalt, daß er das Mädchen vom Stuhle schob und ihren Arm packte:

»Ha, Ihr fürchtet mich nicht genug? Dann werdet Ihr zuerst meine Kraft spüren müssen, ehe Eure Hartnäckigkeit nachgibt!«

Genoveva ließ sich hin und her stoßen und sah auf ihren Gegner mit einem spöttischen Lächeln, das seinen Zorn immer mehr und mehr reizte.

Selbst als Simon-Brutus sie losließ und sich, vor Wuth bebend, mit den Armen über die Brust vor sie hinstellte, war der höhnische Zug ihres Gesichtes nicht verschwunden.

»Habt Ihr denn keinen Begriff von der Gefahr, die Euch bedroht?« schrie Simon-Brutus. »Seid Ihr wirklich von Sinnen?«

»Von Sinnen?« frug das Mädchen. »Waren die christlichen Märtyrer, die ihre Henker noch mitten in den Flammen verhöhnten, etwa auch von Sinnen?«

»Was soll die Dummheit aus der Epoche des blindesten Fanatismus?« murrte Simon-Brutus.

»Oder war die französische Heldin, die die Welt von dem bluttriefenden Ungeheuer befreite, war Charlotte Corday von Sinnen?«

Dabei hob Genoveva den Kopf empor; ihr Gesicht trug so sehr das Gepräge einer entschlossenen Willenskraft, ihre Blicke drohten so; unheimlich, in ihrem ganzen Wesen offenbarte sich ein so inniger Enthusiasmus, daß Simon-Brutus mit Schrecken zurücksprang. Er zog eine Pistole aus seiner Schärpe hervor und spannte den Hahn.

»So, Charlotte Corday spielt Euch im Kopfe? Und ich gutmüthiger Narr spreche Euch von Liebe, während Ihr daran denkt mich zu morden? Ihr meint vielleicht Euch durch diese feige That einen Platz im Himmel zu erobern? Es soll Euch aber der Wahnwitz nicht gelingen.«

»Ihr täuscht Euch über mein Vorhaben — ich scheue den Tod nicht, und, hättet Ihr mich gefoltert, so würde ich mein Loos bis zum Ende ausgehalten haben . . . «

»Was schwatzt Ihr dann von Charlotte Corday? Oder habt Ihr mich zum Besten?«

»Ich kenne aber ein schlimmeres Unglück als den Tod . . . « schluchzte das Mädchen, und ein düsteres Feuer glimmte in ihren Augen.

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür geklopft. Dem Kommandanten war die Störung unlieb; doch machte er auf.

»Warum seid Ihr so dreist, meinen Orders zuwider zu handeln?« frug er den Sergeanten, der geklopft hatte.

»Bürger Commissär, Ihr könnt es mir unmöglich übel nehmen Am Thor der Herberge steht ein Mann, der durchaus herein will. Wir hätten ihn blos durch Gewalt zurückweisen können; und da er erklärte, er wäre des Bürger Commissärs leiblicher Vater, so war es nicht recht thunlich.«

Simon-Brutus rief mit allen Zeichen der Ungeduld:

»Das gibt wieder Weinen und Flehen ab! Sagt dem Bürger unten, er solle warten; ich lasse ihn gleich rufen und zu mir führen.«

Dann versperrte er die Thür wieder und wandte sich zu Genoveva:

»So meint Ihr, Bürgerin, zwischen uns wäre alles abgethan? Nun, Ihr seid im Irrthum. Ich kenne den wahren Grund Eueres Hasses gegen mich; Ihr seid die Braut eines Andern, eines feigen Jungen, der, statt dem Vaterlande zu dienen, mit einer Rotte dummer Bauern in dem Walde steckt — eines Brigands, der die Soldaten der französischen Republik bei Nacht

und Nebel überfällt und ermordet. Ihr hofft beide, daß Ihr, sobald ich von hier fort bin, die Gelegenheit zur Hochzeit finden sollt! Das wollen wir doch sehen. Ich verhafte Euch, im Namen der französischen Republik; als Geißel und Unterpfand, daß Bruno sich im Lager einfindet, lasse ich Euch nach Antwerpen führen und dort in der Feste bewahren. Macht Euch also marschfertig; denn heute Abend noch geht Ihr mit dem Pfarrer auf die Reise!«

»Darf ich zuvor meinen Vater sehen?« frug Genoveva gelassen.

»Euer Vater ist auch ein Fanatiker, der Euch nicht auf bessere Gedanken zu führen im Stande ist — Ihr braucht ihn nicht mehr zu sehen!«

Thränen drangen in die Augen des armen Mädchens; sie aber that ihrem Herzen Gewalt an und unterdrückte diese Zeichen der Rührung.

Simon-Brutus rief den Sergeanten herbei:

»Bürger Sergeant« sperrt dieses Mädchen in den Stall zum Pfarrer; gebt ihr einen Stuhl und was sie sonst noch verlangt. Verdoppelt die Wache am Stalle. Führt auch den Bürger her, der mit mir zu sprechen wünscht!« .

Während der Sergeant das Mädchen abführte« rief er ihr nach:

»Ihr seht, Veva, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, Ihr könntet Euch anders besinnen. Wo Ihr auch immer seid, so denkt, daß ich die Macht besitze, Euch zu retten und selbst ein beneidenswerthes Loos zu bieten. Mit einem einzigen Worte könnt Ihr stets frei sein.«

Genoveva verließ das Zimmer, ohne eine Antwort zu ertheilen.

Simon-Brutus blieb tiefen und unstäten Gedanken überlassen; in mürrischem Selbstgespräche schritt er im Zimmer auf und ab:

»Mein Vater? In dem Treiben und Sinnen hätte ich fast vergessen, daß ich ihm so nahe bin! Was will er? Bloß mich sehen und besuchen? Er ist nicht besser als die Andern. Und das ganze Dorf ist in Confusion! Mit langen Mienen, und dann mit Thränen wird er mir Dinge abverlangen, die gegen meine Pflichten streiten. Sein Fehlgriff ist zu entschuldigen — aber soll ich deshalb meinen republikanischen Glauben in einem Punkte aufgeben? Das wäre Schwäche. Warum soll ich, den Leuten hier zu Gefallen, die mich doch hassen und verachten, den Geist der Instruktion verkennen, die ich von der Centralbehörde habe, und so in den Augen meiner Kameraden als ein Feigling gelten? Ich will meinen Vater abwarten und aufrichtig mit ihm verfahren, wenn er es mit mir ist.«

Die Ruhe, mit der diese Worte gesprochen wurden, stand im Widerspruch mit seinen innersten Gefühlen. Die Zusammenkunft mit

seinem Vater regte ihn sehr auf: die Stimme der Natur und die Rathschläge der Hoffahrt bekämpften sich in ihm; doch konnte der Sieg nicht zweifelhaft bleiben.

»Ich bin noch ein wahres Kind. Ist der Mensch hienieden nicht ein völlig unabhängiges Wesen, das nur seine eigenen Thaten zu vertreten hat? Kann ich etwas dafür daß mich der Zufall zum Sohn eines Brauers machte, statt mir einen Handwerker oder einen Gelehrten zum Vater zu geben? Muß der Sohn dumm bleiben, weil der Vater an Verstand nicht zu reich ist?«

Und er schüttelte mißmuthig den Kopf, wie Jemand, der sich von der Wahrheit desjenigen, das er sich vorhält, nicht recht überzeugen kann. Er fügte selbst mit einer Art von Entmuthigung hinzu:

»Eigentlich sollte ein Republikaner hier weder Vater noch Mutter noch Freunde haben, und selbst sein früheres Leben vernichten können; dann wäre er aller Bande ledig und durch die Macht seines ungehinderten Willens riesenstark . . . «

Da öffnete sich die Thür, und ein bejahrter Mann mit weißen Haaren und gebeugtem Rücken trat weinend in’s Zimmer.

Simon-Brutus lief ihm sichtlich gerührt entgegen, nahm ihn bei der Hand und drückte sie ihm liebevoll:

»Warum vergießt Ihr Thränen? Beruhigt Euch und sagt mir was Euch betrübt.«

Ein frohes Lächeln erschien auf dem Gesichte des Brauers; der unerwartet milde Ton seines Sohnes machte ihn glücklich.

»Setzt Euch hierher«, fuhr dieser fort. »Euere Thränen thun mir weh. Nach fünfjähriger Abwesenheit sollte ich meinen Vater nicht also wiederfinden!«

»Mein Sohn, mein lieber Sohn«, rief der Brauer und warf sich dem Simon-Brutus in die Arme. »Euere Stimme hat den Klang der Liebe behalten; vielleicht täusche ich mich; doch gönnt mir, um Gottes willen, den süßen Irrthum eine Zeit lang!«

Und er umarmte seinen Sohn mit leidenschaftlicher Aufregung; dieser erwiderte die Liebesbezeigung« entfernte aber dann die Arme des Alten sachte von seinen Schultern und sprach:

»Ich danke Euch, Vater, für die innige Liebe, die Ihr mir bewahrt habt, obwohl unsere Denkweisen himmelweit von einander abstehen. Doch Ihr seid, wie ich glaube hergekommen, um mich von wichtigen Gegenständen zu unterhalten. Sagt mir, worum es sich handelt; kann ich Euerem Wunsche

nachkommen, ohne meine Pflichten hintanzusetzen, so thue ich es von Herzen gern.«

»Ach, Simon, der Herr möge Euch in diesem Augenblick erleuchten. Vielleicht erhört er mein Gebet und bewahrt mich vor dem schlimmsten Tode, dem Tode aus Verzweiflung. Simon, unser Dorf beherbergt jetzt fünfzig Henker, zu unserm Leid und unserer Pein von den blutsüchtigsten Tyrannen hergesandt, und Ihr, mein Sohn, befehligt diese wilde Rotte! Mein Schmerz und meine Schande — gehen über alle Maßen. Ich wollte, ich wäre nie geboren — dann würde mein Sohn nicht der Tyrann seiner Brüder geworden, und mein Blut nicht gegen Gott aufgestanden sein!«

Hier umdüsterte sich das Gesicht des Simon-Brutus; er rührte sich ungeduldig auf seinem Stuhle und sagte:

»Das sind ganz andere Dinge, Vater. Selbst wenn Ihr vermuthet, daß ich, aus Respekt für Euch, meine Denkweise verändern, meine republikanische Ueberzeugung aufgeben möchte, so bleibt es doch unmöglich. Man nimmt einen neuen Glauben nicht an wie ein neues Kleid!«

»O, Simon, entsagt Euerem gottlosen Leben, setzt Euere Gefangenen in Freiheit, führt Euere wüsten Soldaten nach Antwerpen zurück und kommt dann wieder ins Dorf. Ich will Euch mein sämmtliches Vermögen abtreten, Euch zum Herrn von Allem, was ich besitze, machen. Ihr könnt noch recht angenehme Tage verleben und hier auf Erden Euer Glück finden.«

Simon-Brutus entgegnete mit einem Hohnlächeln:

»Ihr seid im Irrthum, Vater. Wie konntet Ihr Euch nur so sehr verblenden lassen. Seht Ihr denn nicht ein, daß die französische Republik Euch dieselbe Freiheit zu geben vermag, um welche Ihr sonder Nutzen so viel Blut vergossen habt?«

»Freiheit?« seufzte der erstaunte Alte. »Ihr brächtet uns die Freiheit? Unter den Kaisern waren wir unabhängig und unsre Rechte unantastbar; wir lebten als das freieste Volk auf Erden. Da kommt der Fremdling und bemächtigt sich, ohne irgend eine Berechtigung, auf seine Uebermacht allein pochend, unseres armen Landes. Dann vertilgt er, ohne uns zu Rathe zu ziehen, Alles, was uns theuer ist: Gesetze, Sprache, Sitten, Gottesdienst. Seine wüsten Söldlinge gehen mit uns wie mit Sklaven um: sie mißhandeln und plündern uns, stecken unsre Häuser in Brand, und wenn es Jemand wagt eine Klage zu äußern, so erstickt das Gefängnis oder das Schafott diesen Anklang an das geschändete Volksrecht. Und diese abscheuliche Knechtschaft sollten wir liebgewinnen, blos weil unsre Henker sie als Freiheit ausgeben?«

»Welch’ schnöder Undank!« fiel Simon-Brutus ein. »Wir sind Euere Wohlthäter, und Ihr heißt uns Henker!«

»Unsere Wohlthäter!« wiederholte der Brauer und streckte die Arme aus. »Seit wann sind Verfolgung, Mord und Brand Wohlthaten? Haben die Worte in Euerem Munde einen andern Sinn angenommen?«

»Das versteht Ihr nicht recht. Die Unwissenheit, die während vieler Jahrhunderte die Welt im Dunkeln befangen hielt, hat auch Eueren Geist umschleiert und ihm die Fähigkeit geraubt, dies Licht der Wahrheit zu schauen. Ihr habt den größten Werth auf nichtssagende Dinge gelegt, die man Euch ehren und lieben ließ, wie man die Kinder mit Spielzeug versieht, um sie von ernsteren Betrachtungen abzulenken. So verkennt Ihr die größten Wohlthaten, die man der Menschheit schenken kann: ich meine das Licht, die Vernunft, die Freiheit, die Unabhängigkeit, die Bruderliebe . . . denn alles das bieten wir Euch im Namen der edelmüthigen französischen Republik!«

Der Brauer hatte auf die Worte seines Sohnes mit zitternden Gliedern und glühenden Augen gehorcht. Jetzt sprang er auf und rief mit steigender Leidenschaft und zuletzt voll Entrüstung:

»Vernunft? Den Himmel verhöhnen und seinen Gott lästern; die wilden Begierden an die Stelle der Tugenden setzen, allen Trieben freien Lauf lassen und unersättlichen Hochmuth als oberstes Gesetz anerkennen — das nennt Ihr Vernunft! — Unabhängigkeit? Ein Volk, das seit Menschengedenken frei und unabhängig war, um seine Sprache, Sitten und Gesetze bringen, blos weil es schwach und klein ist; ihm seine Schätze entführen, es martern und foltern und unter das Joch der Knechtschaft beugen . . . das ist Euere Unabhängigkeit — Und Bruderliebe? Wenn dies Wort in dem verruchten Lande, dem Ihr dient, jemals eine Bedeutung hatte; so haben Ströme von Menschenblut es jetzt fortgerissen. Hat denn die Bruderliebe die Guillotine aus der Hölle hervorgeholt, weil die Schwerter nicht schnell genug schlachteten? Hat die Bruderliebe den unschuldigen König und seine ganze Familie auf das Schafott geführt? Hat die Bruderliebe die Bevölkerung ganzer Städte ersäuft, weil selbst die Guillotine nicht mehr ausreichte? Hat sie in den Straßen von Paris die Kanonen selbst gegen die Republikaner aufgepflanzt, um die Brüder niederzumähen? Hat sie dem teuflischen Marat das Verlangen nach den hunderttausend Menschenköpfen eingegeben, deren blutiger Anblick wohl die Liebe zu Euerer gottlosen Freiheit und den Haß gegen das Menschengeschlecht anfeuern sollte. Hat sie Euch in die vollgestopften

Kerker getrieben, wo Ihr mit unerhörter Raserei Tausende von Gefangenen mordetet und in dem edelsten Blute Frankreichs bis an die Knie schrittet? Gesteht vielmehr, daß Ihr von Gott verlassen und dem Dämon des Uebels anheimfielt, der Euch durch aufgehäufte Frevel zur ewigen Verdammnis vorbereitet — Ihr bringt uns die Freiheit? Wann hatte ein Volk seine Freiheit der Fremdherrschaft zu danken? Wer rief Euch her? Wozu wollt Ihr unser Vaterland an Frankreich schmieden, mit welchem Rechte uns zu Sklaven der Fremdlinge machen? — Ihr bringt uns das Licht? Für uns entspringt alles Licht aus dem Born der ewigen Weisheit und steht so weit über dem schwachen Menschen — für Euch ist es nur ein versengender Blitz, der sich aus dem Pfuhle Euerer wüsten Leidenschaften erhebt und zum Himmel aufsteigt wie eine Gotteslästerung!«

»Haltet ein und fügt kein Wort hinzu!« unterbrach ihn Simon-Brutus und sprang zornig auf. »Wie Ihr Götter habt, die Ihr nicht gerne lästern hört, so habe auch ich einen Glauben, dem man nicht zu nahe treten darf. Ihr habt mich ganz aufgebracht . . . und wärt Ihr nicht mein Vater . . . «

Damit griff er nach einer Pistole und ballte die Faust.

»O Gott!« jammerte der arme Vater, ließ seinen Kopf gegen den Stuhl fallen und hob die Hände zum Himmel, »Gott, spart meinem Kinde dies Verbrechen!«

Dann deckte eine Todtenblässe sein Gesicht, seine Augen schlossen sich, und seine Arme fielen ihm schlaff zur Seite: er lag da wie eine Leiche.

Dieser Anblick entsetzte den Simon-Brutus ungemein; er lief zu seinem Vater, drückte ihm die Hände, entfernte sich wieder, um Wasser zu holen« rieb ihm die Stirne und flüsterte ihm allerlei Trostesworte zu.

Nach langen Versuchen merkte er endlich daß sein Vater wieder zu sich kam. Der Greis öffnete langsam die Augen, starrte eine Weile bewußtlos um sich und schlug sich dann, mit einem Angstschrei, die Hände vor die Augen, um die Thränenfluth zu verbergen, die ihm über die Wangen strömte.

Simon-Brutus wußte nicht recht was anzufangen; man konnte auf seinem Gesichte und in seinen unruhigen Bewegungen den tiefen Verdruß merken, den das Gemisch von Ungeduld und Schande erzeugt hatte.

Etwas rief ihm zu, daß sein Zustand lächerlich sein müßte; dagegen stritt in seinem Herzen ein anderes Gefühl, das Mitleiden für seines Vaters Kummer.

Darum nahm er ihn wieder bei der Hand:

»Ihr habt Euch getäuscht, Vater; meine Absicht war nicht, Euch zu bedrohen. Ich wollte nur sagen, daß ein Anderer als Ihr die französische Republik in meiner Gegenwart nicht verlästern würde. Ihr hieltet mich also für recht böse und verdorben, daß Ihr vor mir erschrecktet, als könnte ich die Hand an Euch legen? Seid nur ruhig; wir wollen den Punkt nicht mehr berühren.«

Der Alte stand auf, zog seine Hand zurück und wandte sich gegen die Thür.

»So wollt Ihr mich nach dem unglücklichen Vorfall verlassen?« fuhr Simon-Brutus fort. »Verzeiht mir vielmehr mein Aufbrausen, das aus einer tiefen Ueberzeugung herrührt. Der Zwist war nicht zwischen uns Beiden angeregt, Vater; aber Euere Ansicht ist im Streite mit meinen Grundsätzen, und in unserer Zeit der Weltreform verschwindet der Mensch im Kampfe der Ideen.«

»Ich bin hierher gekommen, um von Euch eine Gnade zu erbitten«, erwiderte der Alte und blieb niedergeschlagen mitten im Zimmer stehen; »doch ich sehe wohl, daß Ihr meine Bitte abschlagen werdet. Ich würde mich vergebens bemühen; Ihr würdet kalt und unerbittlich bleiben, wie diejenigen, die Euch hierher sandten.«

»Sprecht nur; vielleicht ist es mir gestattet, Euch vom Gegentheil zu überzeugen.«

»Simon,« erklärte der Vater traurig, »unser armer Pfarrer ist über achtzig Jahre alt; sein Leben geht zu Ende und erlischt gewiß im Gefängnis. Ihr glaubt den greifen Priester an Euere Behörde abliefern zu können? Ihr würdet nur eine Leiche hinschicken. Der gute Mann hat Euch getauft; er freute sich über Euere Geburt, weil er mein Freund war und Gott gebeten hatte, meine Ehe mit Euerer Mutter zu segnen. Aus Mitleiden für mich und für ihn, laßt ihn los und gönnt ihm die Gnade, an seiner Kirche in Frieden zu sterben.«

Der Kommandant schüttelte mit dem Kopf und schien sehr traurig.

»Und dann seht auf Genoveva, das schwache Mädchen, die nichts gethan hat, was Euch stören könnte; denn sie ist so unschuldig wie ein Lamm. Simon, lieber Sohn, schenkt ihr auch die Freiheit. Ihr Vater liegt im Todeskampf auf dem Bette; der Verlust seines einzigen Kindes bricht ihm das Herz.«

»Wißt Ihr, Vater, was Ihr da von mir verlangt?« unterbrach Simon-Brutus peinlich ergriffen.

Der Brauer meinte, daß sein Sohn schon wankte,um einen günstigen Beschluß zu fassen; bei diesem Gedanken erhellte ein Hoffnungstrahl sein Gesicht, er warf sich vor Simon-Brutus zu Boden und hob die Hände zu ihm:

»Seht, mein Sohn« hier liegt Euer Vater vor Eueren Füßen: seid nicht unerbittlich, gewährt mir mein Flehen. Schenkt mir die Freiheit der unschuldigen Schlachtopfer; ich will Euch dafür segnen und bei Gott für Euch beten!«

Simon-Brutus zitterte vor Rührung, als er seinen Vater aufhob« und stand eine Weile in stummer Betrachtung verloren.

»Ach, Simon, laßt den Geist des Bösen nicht Herr werden über Euch«, flehte der Alte.

Der Kommandant hob den Kopf schmerzlich in die Höhe:

»Der Pfarrer ist nicht mein Gefangener; er gehört der Centralbehörde, die mich beauftragt hat, ihn zu verhaften. Genoveva bleibt als Unterpfand, bis sich Bruno den Gesetzen gemäß gestellt hat; auch will ich nicht, daß sie meinen Feind heirathe. Ihr seht, daß Ihr unmögliche Dinge von mir verlangt. So leid es mir auch thut, muß ich Euer Gesuch abschlagen: die Pflicht erheischt es!«

Der unglückliche Vater richtete sich unter einer abermaligen Thränenfluth, nach der Thür und sprach ganz verzweifelt:

»Simon, ich muß Euch verlassen und mich beeilen; denn ich fühle mich zu etwas Entsetzlichem angetrieben. Der Fluch gegen den Henker, der aus meinem Blute stammt, liegt mir auf der Zunge; noch hält ihn mein Herz zurück. Aber Ihr seht mich nicht mehr; Euer, Vater verläßt das Dorf, wo er geboren, um seinen Kummer und seine Schande zu vergraben; in der Einsamkeit will er die Sünde abbüßen, Euch erzeugt zu haben; an einer Stelle, die Ihr nie kennen sollt, wird er weinen, jammern und hoffentlich bald sterben.«

Simon-Brutus eilte seinem Vater nach; doch ehe er ihn erreichen konnte, war er schon zur Thür hinaus.

Dann kehrte der unerbittliche Sohn in’s Zimmer zurück und legte sich, von seiner Rührung überwältigt, mit dem Kopf auf den Tisch.

Er murmelte einige unverständliche Worte, fuhr sich mit der Hand über die Stirne und blieb einige Zeit wie vom Schmerz vernichtet da.

Erst nach einer Viertelstunde richtete er sich wieder auf, den Hohn um die Lippen und ein düsteres Feuer in den Augen.

Dann rief er den Sergeanten herein und sprach in abgebrochenen Sätzen:

»Man bewache auf’s schärfste den Priester und das Mädchen. Wer meine Befehle verkennt, kriegt eine Kugel durch den Kopf. Auch bereite man Alles vor, was nöthig ist, um den Mord des Korporals zu rächen — in einer Stunde marschieren wir nach dem Dorf und stecken in Brand, was dort verdient hat vertilgt zu werden. Man halte sich bereit!«

Nach dieser Order fluchte und polterte der Kommandant im Zimmer herum, als ob ihn der Dämon besessen hätte.

V.

Wenn man sich von der Gemeinde Waldeghem nach Süden richtet, um das erste Dorf zu erreichen, das auf dem Wege nach Turnhout liegt, zeigen einem die Einwohner einen hohen dichtbewachsenen Wald und weisen einen Fußpfad an, der unter die schattigen Bäume führt.

Dieser Pfad leitet zuerst durch ein niedriges Eichengehölz, das ziemlich ausgedehnt ist, aber doch die Spuren der Cultur an sich trägt, wie man aber weiter in den Wald dringt, gewinnt die wilde Natur allmälig die Oberhand.

Der Boden hebt und senkt sich abwechselnd und bedeckt sich mit allerlei Gewächsen, die in voller Ueppigkeit grünen.

Birken« Eschen und Eichen heben hier ihre breiten Kronen in die Luft und überschatten die niedrigeren Bäume, welche gewissermaßen verdrängt und erstickt, sich zum Licht eine Bahn suchen. Dort, wo die Sonnenstrahlen den Boden noch treffen können, wuchert die Brombeerstaude und schlingt sich mit ihren Ranken überall durch, bis ihr die mächtigern Vegetationen Licht und Luft benehmen. Weiter, an einem kleinen Bache, tauchen Weiden und Erlen ihre fantastischen Wurzeln in das Wasser und dann stößt man auf Moorgrund, der unter grauem Moose ganz verborgen liegt«.

Eine halbe Meile tief im Walde war ein Platz, den man den Sandberg nannte, weil sich hier der feuchte Boden plötzlich zu einem ansehnlichen Hügel erhob und so zwischen dem fast undurchdringlichen Baumschlag, der seinen Fuß von allen Seiten umgab, einen beinahe nackten Raum übrig ließ.

An dieser Stelle hatten sich die Einwohner von Waldeghem versammelt und verborgen.

Hier bot sich ein eigenthümliches geheimnisvolles Schauspiel dar. Rund um den Sandberg, gegen den Rand des Waldes und theilweise vom Laubwerke beschützt, lagerten viele Menschen in kleine Gruppen vertheilt, die den Kopf in die Hände stützten und sich still und regungslos verhielten, als wäre das Leben schon von ihnen gewichen.

Es war nicht zu verkennen, daß die Angst vor dem Tode ganze Familien in diese Wildnis hinausgetrieben hatte, denn obschon die jungen Leute die Mehrzahl bildeten, waren auch Greise Frauen und Kinder dabei, die einem tieferen Schrecken erlagen und ganz verzweifelte Mienen machten.

An den Endpunkten des Lagers, die zum Sandberg hinführen konnten, standen junge Leute Wache, das Gewehr in der Hand und den Kopf unter die Blätter gebückt, um jede nahende Gefahr zu erspähen.

Wohl erhob sich von Zeit zu Zeit ein einzelnes Gestöhne oder ein schneidender Klagelaut aus der einen oder andern Gruppe; doch diese Ausbrüche des Schmerzes verloren sich bald im weiten Raume und dann herrschte wieder die frühere Grabesstille.

Hinter dem Sandberg lehnte sich an den Wald eine kleine Hütte, die man in der Eile aus Aesten zusammengefügt hatte. Vor der Hütte saß Bruno auf einem morschen Weidenstamme; mit gesenktem Kopfe starrte er vor sich in den Sand. Seine rechte Hand hielt mit krampfhafter Gewalt ein Gewehr fest; mit der linken umfaßte er eine bejahrte Frau« die neben ihm auf dem Weidenstamme saß und weinte.

Die Frau blickte mit ihren Augen voll Thränen auf den Jüngling und richtete an ihn einige Worte, die ihn zum Zittern brachten; er antwortete ihr:

»Um Gottes willen, Mutter, erhöht meine Leiden nicht durch den Anblick Eueres bitteren Schmerzes; das Herz geht mir schon in Todesangst auf. Euere Ahnung, so unbegründet sie auch ist, macht mich zittern. Ach, warum habt Ihr mich nicht fortziehen lassen?«

»Bruno, lieber Bruno, sie hätten Euch sicher ermordet!«

»Ich wüßte wenigstens, wo mein Vater sich befindet, oder er wäre jetzt mit uns. Wir stünden nicht diese Folter der Ungewißheit aus, die ärger ist als der Tod selbst. Habt noch etwas Geduld, Mutter, und schlagt Euch die entsetzlichen Traumbilder aus dem Kopfe . . . Bald ist Jan wieder hier und bringt uns vom Vater Nachricht!«

Er wollte seine Mutter noch länger trösten, doch eben erhob ein junger Bauer, der den Sandberg erklettert hatte, ein so peinliches Geschrei, das er durch das Schreckenswort »Feuer, Feuer!« unterbrach, daß alle Gruppen auf sein Signal antworteten und voll banger Neugierde den Hügel hinaufliefen.

Auch Bruno verließ seinen Weidenstamm.

Bald füllte sich die Luft über der Anhöhe mit dem Gekreische der wildesten Verzweiflung; die Frauen stürzten auf die Knie und hoben die Hände flehend zum Himmel, oder sie warfen sich weinend in die Arme ihrer Brüder und Söhne; die Greise rangen mit den Händen, die Kinder

heulten« die jungen Leute liefen rathlos hin und her oder jammerten im Gefühl ihrer Ohnmacht.

»O, wehe, wehe, unser Dorf brennt!« das war der Ruf, der in der allgemeinen Verwirrung am deutlichsten zu erkennen war.

Wirklich sahen die unglücklichen Flüchtlinge in der Ferne hinter dem Walde, an der Stelle, wo ihr bescheidenes Dörfchen stand, dichte Rauchwolken in die Höhe steigen. Die Feuersbrunst mußte heftig und ausgedehnt sein, denn der Fuß aller Rauchsäulen war durch den rothen Schein der Flammen erhellt.

Ein Jeder aus der Versammlung sah im Geiste seine Wohnung verbrennen, zusammenstürzen und zur Asche werden mit dem Vieh, der aufgespeicherten Ernte und dem ganzen Hausrath; so daß er der bittersten Armuth preisgegeben blieb, selbst wenn er der Todesgefahr entkam, die ihn zur Flucht angetrieben hatte.

Viele hatten Glieder ihrer Familie, Frauen, Mütter, Väter und Geschwister im Dorfe zurückgelassen, deren Namen man jetzt in Verzweiflung ausrief, ihr Geschick bejammerte und über ihren gewissen Tod zahllose Thränen vergoß.

Die wilde Verzweiflung dieser armen Leute, die durch einander liefen, sich die Haare ausrauften und die Kleider zerrissen, die Brust zerschlugen oder betäubt zur Erde fielen, bot eine Scene der gräßlichsten Verwirrung.

»Unser Dorf, unser armes Dorf in Flammen und bis auf den Boden niedergebrannt!« so erhob sich die Klage stets von Neuem.

Bruno blickte bebend und schweigend auf das Jammergemälde. Das Blut drang ihm zum Kopfe, seine Augen glühten, und halberdrückte Töne der Rache kamen über seine Lippen. Er musterte die Versammlung mit einem raschen Blick. — »Wir haben acht Gewehre, nichts als acht Gewehre!« — Da stieg ein Angstschrei aus seiner beklemmten Brust« als ob er eine Wunde erhalten hätte; ohne Muth ließ er den Kopf sinken.

Nachdem er also eine Weile, unter entsetzlichen Leiden, mitten unter den lärmenden Freunden gestanden hatte und in seinem Geiste allerlei unausführbare Rachepläne entworfen nahm ihn Jemand geheimnisvoll bei der Hand, um ihn seiner Selbstvergessenheit zu entrücken.

»Jan«, rief Bruno überrascht. »Nun, habt Ihr den Vater gesehen? Ihr zittert? Was ist ihm widerfahren?«

»Ist das nicht schon genug?« erwiderte der Knecht mit lauter Stimme und wies nach dem Dorfe; dann neigte er sich gegen das Ohr seines Herrn

und setzte ganz leise hinzu:

»Stille! Kommt mit mir; ich habe mit Euch allein zu sprechen!«

»Geht Ihr nicht zuerst zu meiner Mutter«?

»Ich habe nicht die Zeit; kommt, folgt mir augenblicklich; selbst Euere Mutter darf mich nicht sehen.«

Andere Personen hatten Jan umringt und überhäuften ihn mit bangen Fragen.

Doch er behauptete, daß er nicht vom Dorfe her komme und ihnen daher nicht berichten könne« was sich dort zutrage.

Dann eilte er den Hügel herab und trat, von Bruno begleitet, in den dichtesten Theil des Waldes.

»Jan«, erkundigte sich Bruno, »was bedeutet diese geheimnisvolle Vorsicht, als ob ich aus Euerem Munde die traurigste Kunde hören müßte.«

»Kommt nur«, meinte der Knecht und beeilte seine Schritte, »was ich Euch zu sagen habe, darf kein Zweiter vernehmen.«

Als sie sich ziemlich weit vom Sandberge entfernt hatten und in das Dickicht eingedrungen waren, blieb der Knecht plötzlich stehen und wandte sich gegen seinen jungen Herrn. Der alte Mann wollte sprechen, aber die Thränen, die ihm aus den Augen drangen, erstickten seine Stimme.

Bruno’s Gesicht entfärbte sich; in banger Erwartung starrte er den Knecht an.

Es gelang diesem durch einen großen Kraftaufwand, sich die Thränen von den Wangen zu wischen und seinen Gram zu beherrschen. Er nahm Bruno bei der Hand:

»Bruno, was ich Euch berichten muß, will mir nicht über die Lippen. Es wäre mir hundert Mal weniger peinlich, Euer Herz zu durchbohren, oder mir selbst eine tödtliche Wunde zu versetzen, als Euch die entsetzliche Nachricht zu melden. Euer Vater, Bruno . . . «

»Nun, wie steht es mit dem Vater? Was ist ihm zugestoßen? Sprecht doch, um des Himmels willen; Ihr quält mich zu Tode!« rief der Jüngling und rüttelte an Jans Arme, als ob er ihm die Schreckensbotschaft abnöthigen wollte.



»Mein unglücklicher Herr!« schluchzte Jan und schien aus Bruno’s Zügen die Innigkeit seiner Pein bemessen zu wollen.

»Sprecht doch, sprecht,« schrie Bruno vor Schmerz außer sich, »ich bestehe darauf. Welch neues Elend hat ihn getroffen?«

»Seht nur, lieber Bruno,« fuhr der Knecht fort, ohne auf den Befehl zu achten, »Eure Mutter darf davon Nichts erfahren; es wäre ihr Tod, wenn man es ihr verriethe!«

»Lieber Gott, so ist mein Vater selbst gestorben?«

Der Knecht antwortete nicht.

»Wollt Ihr mich im Zweifel umkommen sehen? Merkt Ihr denn nicht, unbarmherzige Seele, daß mein Leben schwindet. Jan, ich bitte Euch, verkürzt mein Leiden!«

»Ach Bruno!« wimmerte der Knecht und fiel dem Jüngling um den Hals, »er ist todt, die Franzosen haben ihn erschossen . . . «

Da drang aus Bruno's Brust ein gräßlicher Schrei, der sich weit über die Bäume erhob. Er stieß den alten Jan von sich, ließ sein Gewehr fallen und lief wie ein Rasender, mit emporgehobenen Händen, in Dickicht herum:

»Wehe, weh' mir! Mein armer Vater! Ermordet, erschossen, todt! Sein unschuldiges Blut falle auf die Fremdenbrut zurück. Rache! Rache!«

So lief er, ganz von Sinnen, eine geraume Zeit durch den Wald, einer grenzenlosen Verzweiflung preisgegeben, stieß er die bittersten Klagen aus. In seiner Blindheit stieß er sich an die Baumstämme, ohne sich verletzt zu fühlen, oder strauchelte über die niederen Zweige wie ein Betrunkener. Endlich blieb er, erschöpft und keuchend, am Fuße einer hohen Birke stehen, gegen die er sein Haupt lehnte und dann durch reichliche Thränen seinem gepreßten Herzen Luft machte.

Jan hatte das Gewehr aufgerafft und war seinem jungen Herrn aus der Ferne nachgegangen, doch ohne sich zu sehr zu beeilen; er wollte den Augenblick der Ermattung abwarten, ehe er ihn wieder anredete.

Jetzt, da er ihn still und mit gesenktem Haupte am Baume lehnen sah, nahte er sich ihm langsam, ließ seine Thränen während einiger Zeit ungestört fließen und sprach dann mit leiser Stimme, als ob er sich fürchtete, den eben beruhigten Sturm wieder zu wecken:

»Bruno, mein armer Bruno, das Unglück, das Euch trifft, ist unermeßlich; doch bedenkt, daß Gott die Krone des Märtyrthums nur den Auserlesenen schenkt. Tröster Euch durch die Ueberzeugung, daß nun Euer Vater im Himmel den Lohn seiner Leiden genießt; schöpft in dem Gedanken Kraft, daß er jetzt am Throne des Herrn sitzt und für uns alle und unser elendes Vaterland Fürbitte thut. Bruno, mein Herzensfreund, ermannt Euch; wir dürfen hier nicht bleiben; Euere Mutter wird meine Zurückkunft erfahren haben und unser Ausbleiben befremdend finden . . . « .

Der Jüngling blieb stumm und rührte sich nicht.

»Aus Liebe zu ihr, die Euch allein übrig bleibt, Bruno, seid stark und muthig; ich beschwöre Euch, bei der Erinnerung an Eueren Vater selbst, laßt nichts durchblicken, das Euerer armen Mutter ihr neues Elend melden oder befürchten lassen könnte. Von den Flüchtlingen weiß kein Einziger

darum; der Knecht beim Baes Cuylen hat es aus dem Munde Simon Meulemans selbst vernommen und es Niemandem anvertraut als mir. Verheimlicht Euerer Mutter das ungeheuere Unglück; laßt sie im Glauben, Euer Vater habe sich durch die Flucht gerettet und sei in sicherem Versteck. Laßt mich handeln. — Sobald wir dieser wilden Verfolgung entgangen sind, will ich Euerer Mutter mit Vorsicht und nach und nach den Gedanken dieses herben Verlustes vorhalten und sie vielleicht auf diese Weise vor dem tödtlichen Schlage bewahren, der sie gewiß trifft, wenn sie aus Eueren verzweifelten Klagen plötzlich die entsetzliche Wahrheit erräth. Diese Nacht, sobald es ganz dunkel ist, schleichen wir uns in's Dorf und begraben Eueren Vater in geweihter Erde. Es ist eine heilige Pflicht; so traurig sie auch ist, darf uns der Muth zu dieser Arbeit nicht fehlen. — Nun, lieber Bruno, habt Ihr die Gemüthskraft, um jetzt vor Euerer Mutter zu erscheinen? Ich sage ihr, Euer Vater sei geflüchtet . . . «

Der Knecht bekam noch immer keine Antwort und sah die Thränen mit neuer Gewalt über Bruno's Wangen stießen. Mehr als ein Mal erneute er seine Bemühung, um den leidenden Jüngling aus seiner Verzweiflung zu wecken, doch alle seine Worte waren vergebens.

Von seinem eigenen Kummer überwältigt, setzte sich Jan endlich einige Schritte weiter nieder und fing an zu weinen.

So blieben sie Beide fast eine halbe Stunde in unendlichem Schmerze versunken, bis Jan aufstand und bat:

»Lieber Bruno, laßt uns aufbrechen; es naht der Abend!«

Als Bruno sich umkehrte, sprang der Knecht mit einem Angstschrei zurück; denn das Gesicht seines jungen Herrn war ganz umgestaltet; ein bitteres Hohnlächeln war an die Stelle der Thränen getreten, seine Brust hob sich keuchend, seine Augen sprühten, und in seinem aufrecht gehaltenen Kopfe lag trotzige Entschlossenheit.

Er ging auf den Knecht, nahm ihm das Gewehr aus der Hand und wandte sich gegen den Sandberg, indem er mit schneidender Stimme hinzufügte:

»Kommt, ich will Euch zeigen, ob ich Muth habe oder nicht; kommt, Ihr sollt mich nicht wieder erkennen!«

Und als der Knecht zitternd stehen blieb, meinte er weiter:

»Ihr glaubt, ich wäre verrückt geworden. Zu wundern wäre es allerdings nicht; aber Ihr seid im Irrthum; es geht in mir etwas Anderes vor!«

»Um Gottes willen, Bruno, mäßigt Euere Verzweiflung; denkt an Euere arme Mutter!«

»O, ich denke wohl an meinen Vater und meine Mutter! Dort, an dem Baumstamme, habe ich einen Augenblick alle Qualen der Hölle ausgestanden! . . . Doch jetzt ist das Loos geworfen!«

»Doch was ist Euere Absicht, Bruno? Ihr seid ganz unnatürlich kaltblütig!«

Mit demselben bittern Hohne nahm er den Knecht beider Hand und ging mit ihm nach dem Sandberg:

»Macht schnell, unterwegs erkläre ich Euch mein Vorhaben. Nicht wahr, Jan, die Leute aus dem Dorf und Ihr selbst, hieltet den Bruno für schüchtern? Wer weiß, ob nicht einige, Karl aus dem Löwen an der Spitze, in ihm einen Feigling vermuthen. Ich glaubte es selbst von mir, und doch täuschten wir uns alle. Seht, Jan, ich führe ein Doppelleben; es kam mir oft vor, als ob meine eine Seele nach Frieden, Liebe und Güte sich sehnte, während die andere mich zur Rache anspornte und in dem Blute der bösen Feinde das Blut unserer unschuldigen Landeskinder sühnen wollte! Nun, in meinem Innern haben sich diese zwei Seelen eine entscheidende Schlacht geliefert: der Geist der Rache trägt den Sieg davon. Jetzt entsage ich auf immer der bangen Vorsicht, dem Frieden, ja selbst der Hoffnung und will Rache, nichts als Rache üben! Kommt doch schneller; ich fühle mich angetrieben vom Wunsche, bald meines Vaters Blut bezahlt zu sehen!«

»Armer Bruno!« wimmerte der Knecht, »ich habe mich nicht getäuscht; Ihr seid wirklich geisteskrank. Meint Ihr wirklich, der Uebermacht unserer Tyrannen widerstehen zu können? Was würde es frommen, wenn Ihr selbst Tausende erschlagen könnten? Laßt den Gedanken fahren; er ist unsinnig i«

»Unsinnig?« spottete Bruno. »Ja ich weiß es wohl: wir arme Bauern, schlecht bewaffnet, ungeübt, in kleiner Anzahl, vermögen nichts . . . nichts als leiden und uns von den Fremden mit Füßen treten lassen, wie Gewürme. Aber selbst das Gewürme kann beißen, stechen und vergiften und muß sich von den größeren Thieren nicht ohne Vertheidigung erdrücken lassen. Jan, bis jetzt war ich jedem Menschen als Bruder so liebreich zugethan, daß ich ihm Alles vergeben konnte und wollte; ich konnte nicht begreifen, daß das Uebel den Menschen zum Werkzeug hat und man daher die Bosheit weder bekämpfen noch bestrafen kann, ohne den Menschen selbst zu treffen . . . Doch horcht auf? Was geht dort vor sich? Hört Ihr den Lärm oben auf dem Sandberg? Die vielen, verworrenen Stimmen? Vielleicht sind diejenigen, die ich suchte, dort angelangt!«

Er spannte den Hahn seines Gewehres und bog sich nach vorn, um durch das Laub zu schlüpfen.

»Nein, nein,« sagte der Knecht nach einigem Lauschen, »wenn die Sanskulotten auf dem Sandberg wären, so hätten sich die Bauern schon davongemacht. Ich vermuthe den Grund der Bewegung; beim Anblick der Flammen haben sich die Leute aus dem Dorfe geflüchtet und haben sich auf dem Sandberg versammelt.«

Bald kamen Beide aus dem Dickicht heraus und sahen einen großen Menschenhaufen, in dem Alle wild durch einander liefen. Die Frauen und Kinder bildeten jetzt die Mehrzahl, so daß der Knecht recht gerathen zu haben schien.

Am Fuße des Sandhügels stand eine Gruppe junger Leute, die sich dichter aneinander schlossen. An der Mühe, die sich die Umstehenden gaben, um zu sehen und zu hören, was in dem Zirkel verhandelt wurde, konnte man erkennen, daß man dort wahrscheinlich die eingelaufenen Nachrichten besprach.

Da er an der Gruppe vorbei mußte, um seine Mutter aufzufinden, so ward er bald entdeckt und es hieß von allen Seiten:

»Bruno ist da! Bruno ist da!«

Ein Mann mit weißen Haaren und vermeinten Augen sprang aus dem Haufen ans Bruno zu, hob die Hände empor und fiel vor ihm zu Boden. Es war der Küster-Schulmeister:

»Bruno, Bruno, gebt mir das Leben wieder, rettet Euere Genoveva!«

»Genoveva, sagtet Ihr?« unterbrach der bange Bruno.

»Ach, die Sanskulotten haben sie aus dem Hause wie ein Opferlamm fortgeschleppt. Sie sitzt gefangen im Adler, und unser alter Pfarrer, der arme Märtyrer, sitzt auch dort. Helft, helft eiligst, denn diesen Abend noch führt man sie nach Antwerpen! Wehe, wehe, Genoveva ist für uns Beide verloren!«

Die Klage des Küsters hatte die jungen Leute, die die Aeußerungen seines Grames mit ansahen, tief erregt; mehr als Einer schrie laut um Rache. Vor Allen that sich hierin der Sohn aus dem Löwen hervor, der mit dem Kolben auf die Erde stieß und in allerlei Verwünschungen gegen die fremden Tyrannen ausbrach. Die Andern blickten ängstlich aus Bruno und warteten auf seine Antwort.

Dieser-half dem Küster auf, richtete sich mit Gelassenheit an seine Mitrekruten und sprach feierlich:

»Freunde, hört auf meine Stimme. Ich wende mich an Euch, die Ihr von den Pariser Bluthunden dazu verurtheilt seid, gegen Euer Vaterland und

Euere Brüder, gegen Eueren Glauben und Eueren Gott die Waffen zu führen. Sollen wir noch lange als feige Memmen in den Wäldern herumschweifen? Sollen wir, ehe wir uns ermannen, um uns an der Brut zu rächen, erst abwarten, daß alle unsre Dörfer verbrannt sind, daß alle Freunde und Verwandte in den Händen der Barbaren stecken, daß sie alle unsre Schwestern in ihre Räuberhöhlen geschleppt haben? Nein, beweist, daß auch das Bauernblut sich unter den Schlägen der rohen Gewalt empören kann; beweist, daß man Euere Geduld mißbraucht hat und daß ein jeder ächter Brabanter es wagt, sich gegen Knechtschaft und Gottlosigkeit aufzulehnen. Weiht das Leben, das man Euch zum schnöden Kriege abfordert, lieber Euerem verhöhnten Glauben, Euerem sterbenden Vaterlande. Schreckt Euch die Ueberzahl der Feinde? Doch Euer Schreck frommt zu Nichts. Der Fremdling sagt Euch: Ihr müßt Soldaten der Ruchlosigkeit werden, oder man hetzt Euch im Walde wie Raubthiere und erreicht Euch doch, früher oder später, mit der tödtlichen Kugel. Diesem Loos kann Keiner von uns entgehen; unsere Unterdrücker gestatten uns keine weitere Wahl. Ich aber kann Euch eine andere Wahl bieten: Wir können entweder als Feiglinge das Haupt bücken und muthlos das Loos abwarten, das uns die fremde Tyrannei zugedacht, oder uns selbst und unsere Heimat rächen, die Zahl der Feinde unsers Gottes vermindern und — wenn es doch sein muß, sterben, aber dann als Männer, als Helden, als Märtyrer einer heiligen Sache sterben; wir können in die Fußstaper unserer Vorfahren treten, die mit dem Schwert in der Hand mitten in der größten Gefahr unerschüttert dastanden . . . Können sich Eure Seelen zum wahren Heldenmuth aufschwingen, wohlan, dann blickt dem Tode entschlossen in’s Auge. Selbst wenn wir hienieden erliegen, ist uns der Triumph dort oben, im Schoße des Herrn, gesichert, für dessen gebenedeiten Namen wir auf Erden streiten!«

Der Sohn aus dem Löwen hatte, mit dem Feuer der Begeisterung in den Augen, auf die Rede seines Freundes gehört; nun warf er sich jubelnd an seinen Hals und rief gerührt aus:

»Gott sei Dank! Das nenne ich Sprechens Bruno, mein lieber Freund, ich gehe Euch nach bis in den Tod! Ich wußte es doch, daß Ihr das Herz am rechten Flecke habt!«

»Wir wollen noch diese Nacht Rache üben und sogleich gegen den Adler ziehen!« klang es von mehreren Seiten.

»Was mich anbelangt,« fuhr Bruno fort, »so steht mein Beschluß fest. Ich gönne mir keine Ruhe mehr und will der Gefahr nicht mehr

entschlüpfen, sondern sie aufsuchen, bei Tag und bei Nacht, die Henker ohne Unterlaß belauern und sie überfallen, wenn sie auch zu Hunderten zusammen wären. Da Blut vergossen werden muß, so soll es stromweise fließen; vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, will ich kämpfen und streiten, verwunden und tödten, so lange ein Lebensfunke in meiner Brust glimmt. Gelingt es mir nicht, mein unglückseliges Vaterland von seiner höllischen Tyrannei zu befreien, so werde ich es wenigstens nach dem Maße meiner schwachen Kräfte gerächt haben — und diese Rache muß ich finden. Sucht nicht mehr nach Speise und Trank, holt kein Bettzeug, um Euch im Walde das Lager bequem zu machen; unsere Nachforschungen im Dorf und den nahen Gemeinden müssen von nun an ein anderes Ziel haben: wir brauchen Gewehre, Pulver und Blei. Wer ein Herz im Leibe hat und noch nicht bewaffnet ist, der laufe diese Nacht aus dem Walde und verschaffe sich das Fehlende . . . . Jetzt aber ans Werk! Diejenigen, die ein Gewehr haben, mögen mir folgen; wer den Tod scheut, bleibe zurück!«

An dreißig junge Leute, mit Karl aus dem Löwen an der Spitze, gingen dem Bruno nach, trotz dem ängstlichen Flehen ihrer Aeltern.

Die entschlossene Schaar stand am Fuße des Hügels — da zog Bruno den Knecht bei Seite und erklärte:

»Jan, Ihr dürft nicht mit uns kommen. Ihr müßt meine Mutter über meine Abwesenheit beruhigen und ihr sagen, ich wäre fort, um Nachrichten einzuziehen. Bleibt auch aus einem zweiten Grunde hier: Ihr müßt die unbewaffneten Rekruten aufmuntern, um unverweilt nach allen Richtungen zu ziehen und die umliegenden Dörfer zu durchsuchen. Dort sollen sie sich Gewehre, Pulver und Blei verschaffen und auch andere Flüchtlinge auftreiben und hierher führen, auf daß wir morgen mit Tagesanbruch die nöthigen Streitkräfte und Vorräthe besitzen.«

»Und die heilige Pflicht, die wir noch zu erfüllen haben!«

»Diese Nacht, nach meiner Rückkehr, wollen wir daran denken. Jetzt, verliert keine Zeit und sorgt für meine arme Mutter!«

Dann richtete er sich an die gewaffnete Schaar:

»Nun vorwärts! Mit eisernem Muth und stählerner Willenskraft!«

Er drang in das Dickicht des Waldes und war bald mit seinen dreißig Gesellen verschwunden.

Der Abend rückte heran; die Kronen der Bäume empfingen noch etwas Licht aus dem Westen; aber tiefes Dunkel deckte schon den Boden.

Bruno und seine Kameraden marschierten einige Zeit in der Richtung nach dem Dorfe, dann lenkten sie gegen Norden ab und verfolgten mit Vorsicht den Saum des Waldes, bis sie an ein niederes Gehölze gelangten, das, etwa eine halbe Stunde vom Adler, die Chaussee begrenzte.

Hier ließ Bruno seine Leute halten und redete sie leise an:

»Ich will Euch meinen Plan auseinander setzen. Ich verberge mich mit fünfzehn Mann auf dieser Seite der Chaussee, an dem Platze, den wir jetzt einnehmen. Karl stellt sich mit der andern Hälfte jenseits im Gehölze auf, aber um fünfzehn Schritte höher. Sobald wir die Sanskulotten sehen, die die Gefangenen bewachen, lassen wir sie herankommen, bis sie mitten zwischen den beiden Hinterhalten stehen. Dann zielt ein Jeder auf seinen Mann; wie ich *Feuer* kommandiere, schießen wir Alle zu gleicher Zeit, um Mann gegen Mann diejenigen zu bekämpfen, die unser Kugelregen verschont hat. Wer ein zweiläufiges Gewehr hat, der bewahre seinen zweiten Schuß. Das Halbdunkel wird uns wohl erlauben, unser Ziel gut zu fassen; gebt Acht, liebe Freunde, daß Ihr nicht die Gefangenen trefft, selbst wenn Ihr etliche Soldaten verschonen müßtet; beim zweiten Angriffe werden sie uns doch nicht entgehen. Und jetzt schleicht Euch fort, wie die Füchse, um dann anzugreifen wie die Löwen. Ich will am Ende der Bahn ausspähen, ob etwas naht; Karl kann auf der andern Seite dasselbe thun. Die übrigen legen sich zu Boden und bleiben da, ohne ein Glied zu rühren, bis der entscheidende Augenblick gekommen ist.«

Alle bückten sich und krochen nach den angewiesenen Plätzen.

Obschon es noch nicht vollends dunkel war, so würde ein Vorbeiziehender doch nicht vermuthet haben, daß sich hier zwischen dem Gehölze sechzig funkelnde Augen auf ihn richteten. Niemand rührte sich, kaum wagte man zu athmen — Alles blieb still und öde wie ein Grab.

Nach einer Viertelstunde kam ein Mann hergeschritten, der, entweder um sich Muth einzuflößen, oder um die Feinde über seine Absichten sicher zu stellen, ein Liedchen pfiff.

Bruno, der bereits befürchtete, daß man die Gefangenen vor dem Abend weggeführt hätte, freute sich im Innern über das Erscheinen des einsamen Wanderers; denn dieser schlug die Richtung nach dem Adler, oder vielmehr nach Waldeghem ein. Das Liedchen, das er pfiff, war eine Brabanter-Volksarie; demnach konnte es kein Franzose sein.

Um ihn zu verhindern, den Hinterhalt zu entdecken, so wie um die nöthige Aufklärung zu gewinnen, verließ Bruno seinen Versteck und ging dem Reifenden mitten auf der Chaussee entgegen. Dieser erschreckte über

die unerwartete Begegnung, blieb stehen und sah sich nach dem Saum des Waldes um; hätte ihm die geringste Gefahr gedroht, so konnte er sich in das Dickicht retten.

»Freund, Rekrut!« sprach Bruno ganz leise.

Diese Worte schienen den Wanderer zu beruhigen; er verließ den Rand der Chaussee und nahte dem Bruno.

»Ihr habt mir Angst gemacht«, sprach er; »ich hielt Euch für einen Franzosen.«

»Guten Abend, Botev, entgegnete Bruno, indem er den Mann erkannte und ihm die Hand reichte. »Wie wagt Ihr Euch so allein des Nachts über die Chaussee? Fürchtet Ihr nicht, daß die Sanskulotten Euch für einen Flüchtling halten?«

»Die Sanskulotten gehen des Nachts nicht aus; und dazu habe ich einen Geleitsbrief von der Centralbehörde.«

»Sprecht leise und sagt mir, ob Ihr keinem Soldaten begegnet seid?«

»Keinem Einzigen!«

»Wißt Ihr etwas Neues aus der Stadt?«

»Ja wohl« und recht Schlimmes! Ich bedauere unsere armen Rekruten. Wenn es wahr ist, was man sich erzählt, so ist binnen acht Tagen kein Einziger am Leben, er hätte sich denn in’s Militär stecken lassen.«

»Was meint Ihr?«

.»Es scheint« daß die Franzosen mit großer Energie verfahren wollen; von Paris aus ist der Befehl ausgefertigt, daß in wenigen Tagen alles zu Ende sein soll. In Antwerpen und in andern Städten bildet man kleine Heere, jedes unter der Anführung eines Generals, die sie Colonnes mobiles nennen. Eine solche Colonne, unter dem Befehl des wilden Duruth, zieht diesen Abend aus Antwerpen, Niemand weiß wohin. Es heißt, diese fliegenden Colonnen hätten die Order, Alles niederzumetzeln, was nur im Geringsten Widerstand leistet, und die Dörfer, wo sich nur ein einziger Flüchtling in Waffen zeigt, einzuäschern.«

Bruno hörte sinnend zu. Der Bote fuhr fort:

»Ihr und Euere Freunde müßt jetzt eine schnelle Wahl treffen, ob Ihr Euch der französischen Republik unterwerfen, oder sämmtlich in das Lager der Brigands ziehen wollt, um Eueren Kampf für Gott und Vaterland fortzuführen.«

»Was nennt Ihr die Brigands?«

»Wie? lebt Ihr in einer Wüste, daß Ihr vom Aufstand noch nichts erfahren habt? Die Brigands heißen die Sanskulotten jene Bauern, welche mit den Waffen in der Hand sich gegen Frankreich erheben. Klein-Brabant wimmelte vor acht Tag von Patrioten. Man glaubt, daß die Edelleute und Klöster sie unterstützen; denn sie sind mit Allem reichlich versehen. Wie mächtig sie sind, könnt Ihr daraus ersehen, daß sie die Stadt Mecheln einnahmen, die Republikaner herausjagten und alle Papiere der Centralbehörde verbrannten . . . «

»Die Stadt Mecheln ist eingenommen!« jubelte Bruno. »So wäre noch eine Aussicht auf endliche Erlösung vorhanden?«

Leider rückte noch am selben Tage der General Beguinot mit einer fliegenden Colonne vor Mecheln, erstürmte es und ließ alle Bauern, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten« erschießen.«

Bruno seufzte schmerzlich:

»Großer Gott, kaum geht uns ein Hoffnungstrahl im Herzen auf, so wird er gleich wieder im Blute erstickt!«

»Aber in Mecheln standen die eigentlichen Patrioten nicht; wie es allgemein heißt, sind sie jetzt in der Gegend von Diest zahlreich versammelt . . . «

»Still,« fiel ihm Bruno in's Wort. »Hört Ihr nicht in der Ferne dort das Gerassel eines Karrens und dumpfe Menschenstimmen? Flieht schnell, kehrt um oder versteckt Euch, sonst könntet Ihr Euer Leben einbüßen.«

»Was gibt es denn?« frug der Bote erschreckt.

»Fort von hier; es bereitet sich eine Schlacht vor, wo viel Blut fließen wird.«

Der Bote trat in den Wald« und bald verrieth das Rauschen der Blätter, daß er sich eiligst von der Chaussee entfernte.

Bruno warf sich zu Boden und kroch bis zu seinen Leuten. Dann verhielt er sich den Mund und flüsterte:

»Haltet Euere Gewehre und Euere Augen bereit! Da sind sie!«

In demselben Maße, als das Geräusch des Karrens und der Truppe, welche ihn umgab, deutlicher zu vernehmen war, pochte auch Bruno's Herz heftiger. Seine Kameraden waren eben so aufgeregt und erwarteten mit Zittern die nahe Todesgefahr.

Das Fuhrwerk. das ziemlich schnell gegen die Stelle kam, wo sie sich befanden, war wirklich das, was sie dachten.

Auf einem mit zwei Pferden bespannten Karten saßen der Pfarrer und Genoveva. Dem achtzigjährigen Priester hatte man, wie einem gemeinen Diebe, die Hände über den Rücken gebunden und an den Karten selbst befestigt. Genoveva saß auf einer Bank; der Kopf hing ihr über die Brust, und sie hielt sich die Hände vor die Augen; ihre Thränen flossen reichlich im Dunkeln.

Ungefähr zwanzig Soldaten begleiteten die Gefangenen. Voran ging der Sergeant mit der Hälfte seiner Leute; die andere Hälfte folgte dem Karren. Also von einander getrennt, sprachen sie sehr laut und waren nach ihrer Gewohnheit frech und ausgelassen.

»Ihr müßt gestehen, Bürger Sergeant«, sagte eben ein Soldat, »daß wir diese Wilden hier schlecht beurtheilten. Härten sie etwas Muck, so müßten wir es bereuen, uns mit sechzig Mann in diese Wüste gewagt zu haben.«

»Bah, es ist eine feige Rotte«, antwortete dieser, »und der Fanatismus ihr einziger Muth. In den Wäldern auf die Republikaner lauern und weglaufen, sobald diese erscheinen, ja, das verstehen sie!«

»Das Volk muß wahrhaftig dumm und blöde sein, sonst würde es uns nicht so ungehindert vorbeiziehen lassen. Gegen fünfzig Mann, die uns hier auf der einsamen Bahn abwarteten, hätten wir in der That genug zu schaffen, um unsere Gefangenen zu vertheidigen. Aber sie denken nicht weiter als das Vieh: sie beißen und rennen dann weg.«

»Der wahre Tanz wird jetzt erst beginnen«, bemerkte der Sergeant, »der Bürger Commissär hat die Order erhalten, uns morgen zu der Colonne mobile des Generals Duruth stoßen zu lassen; sobald der fanatische Kerl da, der auf dem Karren seine dummen Gebete hermurmelt, in Sicherheit gebracht ist, kehren wir mit der Colonne mobile zurück. Es scheint, daß wir wirklich ohne Feuer bleiben, um uns zu erwärmen.«

Eben hatten sie die Stelle erreicht, wo die Rekruten lagen; dreißig Flintenläufe, von denen sie nichts ahnten, folgten einer jeden ihrer Bewegungen.

Da ertönte das Schreckenswort *Feuer!* durch die Bäume. Dreißig Schüsse fielen. Mehr als die Hälfte der Soldaten stürzte nieder; die scheugewordenen Pferde schleppten den Karten rasch weiter. Bruno, der dies bemerkte, richtete seinen zweiten Schuß auf das vordere Pferd und traf es in die Brust; das zweite fiel darüber hin und der Karten hielt mitten auf der Chaussee an.

»Feuer, Feuer auf die Brigands!« schrie der Sergeant seinen Leuten zu, wie er den Bruno mit seiner Schaar aus dem Gehölze springen sah.

Drei oder vier Rekruten fielen wehklagend in den Sand; die andern erreichten die Soldaten und ließen sich mit ihnen in einen hartnäckigen Kampf ein. Der Zahl nach waren sie den Franzosen überlegen, doch besaßen diese Bajonette und Säbel, während die Bauern, die keine andern Waffen trugen, genöthigt waren, allein mit den Kolben ihrer Gewehre herumzuhauen, oder, wie wüthende Löwen, ihren Feinden auf den Leib zu rücken und mit ihnen zu ringen.

Doch währte der Kampf nur einen Augenblick; fünfzehn Soldaten lagen ohne Leben um den Karren; drei Rekruten waren getödtet, vier andere verwundet.

Der Rest der Soldaten war in den Wald gesprungen; eine Verfolgung im Finstern hätte nichts ausgerichtet.

Noch ehe der letzte Soldat gefallen war, sprang Bruno auf den Karren, holte Genoveva, die in Ohnmacht dalag, herunter und lehnte sie gegen einen Baum am Rande der Chaussee.

Dann ging er wieder zu seinen Kameraden« die den Pfarrer schon losgebunden hatten und ihm ihre Liebe und Ehrfurcht bezeigten. Der Greis war vor Schreck halb todt und konnte ihnen nur stumm die Hand drücken.

»Freunde«, sprach Bruno« »hier dürfen wir nicht bleiben. Hebt Euere gefallenen oder verwundeten Brüder auf und tragt sie in den Wald. Schnell nach dem Sandberg. Die entkommenen Sanskulotten sind gewiß nach dem Adler gelaufen, um Hilfe zu suchen. Sie könnten uns die Gefangenen wieder entreißen! Darum macht schnell.«

Die Rekruten führten diesen Befehl rasch aus.

Bruno gab sein Gewehr einem der Kameraden« eilte zu Genoveva« hob sie auf seine Schulter und folgte den Andern in den Wald.

Der Trauerzug konnte, bei der tiefen Finsternis, in dem Dickicht nur langsam weiter kommen. Niemand sprach ein Wort; die ganze Schaar war schmerzlich ergriffen und bebte bei den stillen Wehklagen der Verwundeten. Sie, die bis jetzt vom Kriege nur als von einer der größten Plagen der Menschheit hatten sprechen hören, sie führten drei Leichen mit sich: die Leichen ihrer besten Freunde! Ihr Blut, ihr kostbares Blut klebte an ihren Händen.

Neben Bruno, und auf den Karl aus dem Löwen gestützt, ging der alte Pfarrer.

Bruno, der höchst ermüdet war, wollte seine noch immer ohnmächtige Freundin auf die andere Schulter nehmen; da merkte er, daß sein Rock feucht war.

»Gott!« rief er, »hier ist Blut! Meine Genoveva ist verwundet oder todt!«

Und er ließ das Mädchen zur Erde nieder und sank auf seine Knie neben ihr.

»Veva, seid Ihr mir entrissen? Muß mich noch dieses Unglück treffen? So fällt denn Alles, was mir theuer ist, ein Opfer ihrer Wuth!«

Und ganz von Sinnen raufte er sich die Haare ans und heulte in wilder Verzweiflung; seine eigene Gefahr hatte er vergessen.

Auch der Priester hatte sich zu Genoveva gekniet und betastete ihren Kopf und ihre Schultern, um zu entdecken, woher das Blut stieße.

»Bruno«, sprach er, »mäßigt Eueren Schmerz, mein lieber Sohn. Genoveva lebt; wir müssen ihrer Wunde nachspüren. Ich glaube sie ist am linken Arm; ich sehe zwar nichts; aber das Blut trieft über ihre Hand.«

Der Trostspruch des Pfarrers« und mehr noch die gegründete Hoffnung, daß seine Freundin zu retten sei, weckten Bruno aus seiner Verzweiflung und brachten ihn zur Besinnung.

Mit fieberhafter Hast streifte er Genoveva's linken Aermel in die Höhe, dann nahm er das Gewehr aus den Händen des Kameraden, der es trug, nahte damit dem Mädchen, schüttete etwas Pulver auf die Zündpfanne und zog den Hahn. Da das Gewehr nicht geladen war, so brannte das Pulver allein ab und beleuchtete flüchtig die Scene.

»Ich habe es gesehen!« schrie Bruno und machte sein Halstuch los. »Es ist eine Wunde am Arm. So hat meine arme Genoveva eine Kugel getroffen! Gott, nehmt mir doch nicht meine Seelenfreundin!«

Mit diesen Worten und unter vielen Seufzern verband er ihr mit seinem Halstuch den Arm und stillte das Blut, da die Wunde oberflächlich war.

Kaum hatte er den Knoten zugezogen, so rührte Genoveva ihre Glieder und erwachte mit einem langen Athemzuge.

»Sie lebt! Meine Veva lebt!« rief Bruno in grenzenlosem Jubel.

Aber ein Dutzend Flintenschüsse antworteten auf seine Stimme; die Kugeln flogen über seinen Kopf durch die Zweige.

»Da sind sie! Da sind sie!« schrieen die Bauern alle zusammen. »Wir müssen schnell voraus fliehen!«

Bruno hob seine Genoveva vom Boden auf; einige unverständliche Worte kamen über seine Lippen; doch rannte er in blinder Hast durch das Dickicht-.

Einige Kugeln zischten ihm und seinen Kameraden nach.

Bald darauf herrschte in diesem Theile des Waldes die vollkommenste Ruhe.

Ende des ersten Bandes.



Teil 2.

VI.

Der größte Theil der Bewohner von Waldeghem, hatte die Nacht in dem Walde am Sandberge zugebracht.

Der neue Tag fing im Osten zu dämmern an, und vertrieb die trostlose Finsternis, welche die armen Flüchtlinge wie ein Grab umschlossen hatte.

In dem zweifelhaften Lichte der ersten Morgenstunde konnte man, zunächst des Sandhügels, die unbestimmten Umrisse der Leute, welche am Rande des Waldes lagen, entdecken, — Mütter, Töchter, Kinder, Greise von Kälte erstarrt, in unkenntliche Haufen zusammengekauert, bewegungslos und stumm, als ob der schleichende Tod sein Leichentuch über die Unglücklichen ausgebreitet hätte.

So saßen allenthalben unter den Bäumen Häuflein Menschen, die Köpfe auf die Brust gesenkt, und die starren Blicke in traurigem Nachdenken zu Boden gerichtet. Muthlos und verzagt suchten sie sich gegen die feuchte Nachtluft zu schützen, welche jetzt bei dem reichlich fallenden Thaue das Wasser in großen Tropfen von Bäumen auf ihre bereits durchnäßten Kleider träufeln ließ.

Bisweilen erhob eine Mutter oder ein Greis das Auge, und blickte hoffend nach Osten hin: wo sich ein hellerer Lichtkranz bildete, das Nahen der Sonne, des Borns erquickender Wärme verkündend; — aber eben so schnell schlugen die Armen dann wieder ihre Blicke zu Boden, und zitterten vor Angst bei den Gedanken an das, was der neue Tag ihnen bringen könnte.

Waren sie während der Nacht durch Schlaflosigkeit, durch erstarrende Kälte gepeinigt worden, — so verhieß ihnen der Tag auch nichts als Verfolgung, Brand und Mord . . .

Unten am Fuße des Sandberges sah man bereits einige Jünglinge, mit dem Gewehre in der Hand, bei einander stehen, gleichsam als Wachen nach allen Seiten herumschauend, ob sie Nichts erblickten. Von Zeit zu Zeit kamen einige ihrer Gefährten aus dem Walde hervor, und näherten — sich ihnen. Hatten die Ankommenden Gewehre, Pulver oder Blei bekommen, oder brachten sie andere bewaffnete Flüchtlinge mit, dann drückte man sich

die Hände, und jauchzte mit unterdrückter Stimme über die erhaltene neue Verstärkung.

Die Hütte, welche Jan für Bruno's Mutter von Holz und Blätterwerk gemacht hatte, stand hinter dem Sandberge. Der gute Diener saß in einiger Entfernung, mit Besorgnis sich umblickend wie eine Schildwacht, die über den Schlaf ihres Herrn wacht. Ein Ochsenhorn, womit die Viehhirten die Kühe zusammenrufen, hing an seiner Seite.

Alles war still um die Hütte herum; der Diener wies einen Jeden weg, weil er voraussetzte, daß sein junger Herr nach der ruhelosen Nacht einiges Schlafs genießen würde.

Bruno saß jedoch wachend in der Hütte. Seine Kleider waren mit Schmutz bedeckt, ja selbst voll rother Maale und Flecken, wie von Blut, welches man erfolglos abzuwaschen versucht hatte; sein Haar war in Unordnung, die Augen glühten ihm vor Ermüdung.

Mit auf der Brust gekreuzten Amen, hielt er seinen Blick nach der oberen Seite der Hütte gerichtet. Da lag seine Mutter, schlafend auf einer Lagerstätte von dünnen Zweigen und Blättern; neben ihr, in ihrem rechten Arme ruhend lag Genoveva. Beide Frauen waren vollständig angekleidet, und vor der Nachtkälte durch Decken geschützt.

Obgleich sie wirklich schliefen, so war doch der Schmerz in ihren Gesichtern tief ausgedrückt. Das Gesicht der alten Frau war bleich und abgespannt; ihre Wangen bewegten, sich zuweilen zitternd, oder lange. Seufzer, von einem unterdrückten Klageton begleitet, entwanden sich ihrer beklemmten Brust.

Genovevas Empfindungen, wenn auch schmerzlich, mußten gleichwohl verschiedener Art sein, denn um ihre Mundwinkel zeigte sich zuweilen auch ein spöttischer Zug.

Am anderen Ende des Zelts schlief der alte Pastor, dessen ruhige und sanfte Gesichtszüge zwischen seinen weißen Haaren hervorleuchteten, als ob er bereits diese böse Welt gelassen, und die ewige Freude im Schooße Gottes erlangt

Der arme Bruno saß schon lange so in der tiefsten Stille, die Augen auf seine Mutter gerichtet, auf Genoveva, auf Alles, was er zuweist auf dieser Erde liebte. Allein mit seinem Schmerze, mit feiner Besorgnis, mit seiner Verzweiflung, dachte er nach über das Schicksal, welches den Personen, denen er seine inniger Liebe zugewendet hatte, bevorstehe. Nichts, was sein zerrissenes Gemüth erleichtert hätte; kein einziger Hoffnungsstrahl für

sein bekümmertes Herz: der Tod für sie Alle, das war die einzige Aussicht, welche sich ihm eröffnete.

Welche angstvolle Nacht hatte der junge Mann nicht erlebt! Er hatte seine Geliebte aus den Händen der rohen Unterdrücker gerissen; er hatte ihren wahrscheinlichen Tod beweint, und alle die Pein erlitten, welches ein solches Unglück seiner gefühlvollen Seele gebracht hätte. Er hatte Genoveva zu seiner Mutter geführt, und war dann, wie ein nächtliches Raubthier, mit seinem Diener durch Büsche, und Sträuche zu den rauchenden Trümmern seines Hauses in das zerstörte Dorf geeilt. Hier hatte er die Leiche seines Vaters aus dem Wasserpfule hervorgezogen, sie bis zum Kirchhofe gebracht, und dann unter blutigen Thränen dem Schooße der Erde anvertraut.

« Noch zitternd und ganz verstört von dieser Verrichtung saß er nun da, den Blick auf seine Mutter gerichtet, und durch die schmerzlichsten Betrachtungen gepeinigt.

Da das Tageslicht nach und nach die Hütte erhellte, besah er seinen Anzug, und bebte bei dem Gedanken, daß seine Mutter, wenn sie denselben in einem solchen Zustand sähe, vielleicht von einer namenlosen Angst getroffen werden würde.

Mit unterdrückter Stimme sagte er:

Blut meines Vaters, Blut meiner Geliebten, Blut meiner Genossen! Eine Nacht ist nur vergangen . . . und bereits Blut, kostbares Blut vergossen! Und so muß es nun fortgehen, fortgehen bis zum gewissen Ende: dem Todt . . . o Mutter, arme Frau, du, die du für ihn und für mich nur lebtest, du träumest vielleicht, daß ihn deine Augen erblicken, daß er den freudigen Kuß des Wiedersehens auf deine Lippen drückt, und acht es ist so traurig, so furchtbar, daß ich es selbst in meinem Herzen nicht auszusprechen vermag . . . So sterben, so nach dem Tode noch behandelt werden! O hinweg, hinweg mit diesem Schreckensbilde! . . . Unglückliche Mutter, Alles soll dir geraubt werden. Dein Sohn, dein so herzlich geliebter, der allein auf Erden die Stütze deines Alters sein sollte, — der einzige Gegenstand der zartesten Liebe deiner Seele, — auch er wird wohl bald durch eine Kugel niedergeworfen werden; Glaube und Vaterland verlangen seinen Tod . . . Und wäre er feig genug, um den Ketten seine Hände hinzureichen und sich der Gnade der fremden Zwingherrn zu unterwerfen, so würde er fern von hier weggeführt werden, um andere unglückliche Völker peinigen zu helfen, gleichwie die Belgier nun durch diese Henker gequält werden. Keine Wahl, keine Gnade: überall, von allen Seiten

Unglück, Schande, Sklaverei oder Tod! Mutter, Mutter, ich habe keinen Vater mehr: du sollst auf dieser Erde bleiben deines Kindes und deines Ehegatten beraubt . . .! Und du arme, liebe Veva, die Ermüdung hat dich in stille Vergessenheit versenkt. Oh, wüßtest du, welche Schläge dir vielleicht noch vorbehalten sind! Dein Vater, ich habe ihn gesehen; er kannte mich nicht mehr! ich habe mit ihm von seinem Kinde gesprochen, er hörte, er begriff mich nicht mehr! Seine Seele ist zu hart getroffen; sie thut sich Gewalt an, um sich von dem gebrochenen Körper loszumachen. Noch einige Tage und er wird wohl mit meinem Vater bei Gott im Himmel vereinigt sein. — Aber ich kann es dir nicht sagen; ich muß dich täuschen!

Der gequälte junge Mann schlug sich mit der Hand gegen die Stirn, als wollte er dadurch die Thränen verbergen, welche längere Zeit schon seine Wangen benetzten, und jetzt im Uebermaaß, seinen Augen entströmten.

Bald aber richtete er wieder seine Blicke nach der Lagerstätte, und sprach bei sich:

O Mutter, ich möchte dir den Kuß geben, der mir bereits so lange auf den Lippen brennt! könnte ich in einem fieberhaften Liebestuffe einen Theil meiner Schmerzen in deine Seele schürten, um ein wenig Trost zu finden in meiner düsteren Hoffnungslosigkeit! Aber nein, schlafe ruhig und sanft, o Mutter; schlaft, ihr Theuern allzumal. Ach, schlafen? Vergessen? Von Freiheit träumen, das Unglück entfernt sehen, und sich freuen den Glücks, des Friedens und der Liebe! O könnten wir alle einschlummern: ewig, ewig schlafen, bis zum Tage der allgemeinen Erlösung!Er schwieg eine Weile; die Verzweiflung schien ihm alle Kraft geraubt zu haben; denn sein Gesicht und seine Glieder erschlafftem sein Kopf sank langsam auf die Brust. Auf einmal ergriff ihn ein plötzliches Zittern, als er um den Mund seiner Mutter ein Lächeln bemerkte: er wähnte selbst zu vernehmen, daß ihre Lippen den Namen seines Vaters in süßen Lauten lispelten.

Wie schrecklich! sprach er zu sich selbst, indem seine Glieder zusammenschauderten. Sie träumt von seiner Rückkehr, sie lacht ihm entgegen, sie jauchzt, sie fühlt sich glücklich! Es ist namenlos grausam, es ist etwas Unmenschliches in dieser Täuschung . . . Und dennoch muß das Geheimnis fortdauern; ihr Schmerz, ihre Thränen würden mich vernichten: ich brauche Muth und Kraft zur Rache.

In diesem Augenblick erschien sein Diener Jan am Eingang der Hütte und winkte seinem Herrn. Dieser verließ das Zelt mit leisen Schritten, und fragte den Diener, was er ihm zu sagen habe.

Jan zeigte seinem Herrn einen alten Mann, welcher mit gebeugtem Haupte in einiger Entfernung zu warten schien und beschäftigt war, den Schweiß von seiner Stirn abzutrocknen. Es war der Brauer, Simons Vater.

»Nun, Baas Meulemans«, sagte Bruno, ihm traurig die Hand drückend, »welche betrübende Nachrichten bringt Ihr uns? Es muß gewiß etwas Wichtiges sein, daß Ihr, da Ihr Nichts zu fürchten habt, das Dorf verlasset.«

»Mein Haus ist bis aus den Grund abgebrannt!« erwiderte der Brauer.

»Euer Haus? die Brauerei? Hat denn Euer Sohn seines eigenen Vaters Haus anzünden lassen? Das ist unerhört!«

»Ach er ist schuldig genug: beschuldigt ihn nicht auch noch dieser Unmenschlichkeit. Das Feuer, welches Euer Haus verzehrt hat, ist durch den Wind auf die Brauerei getrieben. Mein Sohn und seine Soldaten haben zu löschen versucht, aber Alles ohne Erfolg. Allein deshalb bin ich so eilig nicht zu Euch gekommen. Ich habe Euch eine schreckliche Nachricht mitzutheilen.«

»So, was kann es wohl noch schrecklicheres geben, als was wir schon wissen?«

Der Brauer antwortete niedergeschlagen:

»Unser Dorf ist voll französischer Soldaten, wohl an sechs hundert Mann, mit Kanonen und Reiterei. Ein General führt sie an, auch sind Einige darunter, welche Vlämisch sprechen. Sie nennen ihr Korps eine colonne mobile, und sagen, daß sie gekommen sind, um Alles zu ermorden, was Widerstand leisten werde. Von Paris ist der Befehl gekommen, daß die ganzen Kempenlande binnen acht Tagen gesäubert, oder bis auf den Grund verbrannt sein sollen. Solche fliegende Korps sind von verschiedenen Seiten ins Kempenland eingezogen. Es ist aus, Bruno; es ist keine Hoffnung mehr!«

Bruno stand wie vernichtete er schien auf des Brauers Worte nicht zu hören, er rang in finsterer Verzweiflung die Hände.

»Sechshundert Mann!« murmelte er, »mit Reiterei, Kanonen! Was ist da zu thun? Denkt Ihr, Baas Meulemans, daß sie uns hier auch suchen werden?«

»Mein Sohn hat es mir gesagt!«

»Euer Sohn, Ist denn Simon mit ihnen?«

»Ich habe ihn gesehen, als er den General ins Dorf hinein begleitete. Die Soldaten sind ermüdet: sie sind die ganze Nacht hindurch marschiert. — Es bleibt Euch daher wahrscheinlich noch etwas Zeit, um einen Entschluß zu

fassen; doch beeilet Euch, unterweist Euch, bittet um Gnade oder fliehet eiligst von hier unter Gottes Geleit; eine andere Wahl gibt es nicht.«

Ein schmerzliches Lachen verbreitete sich krampfhaft über Bruno's Gesicht.

»Bittet um Gnade, kniet nieder vor den fremden Tyrannen, vor den feigen Mördern aller derjenigen, die Euch theuer sind . . . Verzichtet auf die gerechte Rache; verweigert Euer Blut dem Vaterlande, und gehet hin, es zum Nutzen für die Unterdrücker zu vergießen! Nein, nein! Sterben, fallen, aber erst auch die Bösewichte vernichteten, und ihr Blut fließen sehen . . . «

Er wendete sich zu seinem Diener um, und sprach:

»Jan, gib das Zeichen, rufe unsere Freunde zusammen!«

Der Diener brachte das Horn an seine Lippen, und ließ einige lange Töne nach allen vier Seiten des Waldes hin erschallen. Durchdringend und unheimlich waren die Laute des Horns: sie ertönten über den Hügel, und zwischen den Bäumen wie das Geheul eines verwundeten Thieres.

Zur selbigen Zeit ging Brutto nach einer freieren Stelle des Hügels, die er seinen Genossen als Sammelplatz bezeichnet hatte.

Sogleich kamen von allen Seiten junge Bauern, selbst auch bejahrtere Leute, mit Gewehren aus den Gebüschen hervor. Ihre Anzahl war weit bedeutender, als am Tage zuvor; nach einer Weile konnte man deren an achtzig zählen, und immer mehr noch kamen aus der Ferne.

Karl aus dem Löwen ergriff Bruno's Hand, und dieselbe mit freudigem Muthe drückend, sagte er:

»Wie nun, Bruno, schwillt dir das Herz nicht vor Muth? Nun haben wir ja Gewehre genug, und Pulver und Blei im Ueberfluß. Unsere Freunde haben diese Nacht die Dörfer besucht, und uns gute Hälse mitgebracht; alle Augenblicke kommen noch neue Bewaffnete aus den umliegenden Gemeinden. Laßt sie nun nur kommen, diese schnöden Sansculotten! Wir wollen ihnen zeigen, daß, wenn auch ganz Europa vor ihrem Hochmuthe schweigt, die Kempischen Bauern wohl Kugel gegen Kugel bieten können. Das Verspotten der bedrückten Belgier soll ihnen vergehen, wenn jeder Baum, jeder Strauch das Blei auf sie ausspeien wird, als ob die Natur selbst sich gegen die fremde Brut verschworen hätte. Oh, wäre doch das Spiel erst angegangen! Wenn wir nun gleich nach dem Dorfe zögen? Wir sind stark genug, um die Franzmänner zu vertreiben.«

Bruno sah seinen tapferen Freund mit einem bitteren Lächeln an, und sagte:

»Sei ganz still, Karl; ich habe schlechte Neuigkeiten.«

Dann gab er ein Zeichen, daß sie näher um ihn treten sollten, und sprach also zu seinen Genossen, die sich rund um ihn herumschaarten:

»Freunde, höret mit ruhigem Blute auf dasjenige, was ich Euch zu sagen habe.«

»Heute Morgen, mit Tagesanbruch sind sechshundert Soldaten in Waldeghem eingerückt; sie haben Kanonen und Reiterei bei sich, und sind von einem General angeführt. Sie kommen, um uns gefangen zu nehmen, oder zu tödten. Ich weiß, daß sie die Absicht haben, heut noch uns in unserer Zufluchtsstätte anzufallen . . . Freunde, wir haben nur noch eine geringe Zeit übrig, faßt einen Entschluß, ehe es zu spät wird.«

Einige der Zuhörer erbleichten, mehrere sahen einander mit Verzweiflung an, die Anderen blickten sprachlos zur Erde.

»Laßt uns tiefer ins Land flüchten, sagte Einer.«

»Ja, laßt uns nach dem Niederbusch zurückweichen, da sollen uns die Sansculotten nicht finden, sprach ein Anderer.«

Karl aus dem Löwen drückte seine Gewehr krampfhaft in der Faust, indem er ausrief:

»Gott! sechshundert Soldaten gegen einige arme Bauern; das ist zuviel!«

»Freunde, ich werde Euch einen Beschluß fassen helfen, sagte Bruno mit kalter Ruhe.«

»Was ich von Euch wissen will, ist nicht, welchen anderen Zufluchtsort Ihr etwa meinet, wählen zu müssen. Wißt, daß solche kleine Heerhaufen das ganze Kempenland durchkreuzen; es ist also unwahrscheinlich, daß wir der Aufsuchung unserer Unterdrücker sollten entgehen können. Es gibt aber noch ein Rettungsmittel; zwar keins, was Euch behagen wird, Eure Gegenwart hier gibt den Beweis davon. Allein der Tod, der unfehlbare Tod ist auch bitter. Diejenigen also, welche einen hoffnungslosen Kampf nicht wagen wollen, mögen ihre Waffen und ihren Kriegesvorrath an Andere überlassen, nach Waldeghem gehen, und sich unterwerfen. Ich bin nicht gern für irgend Jemand verantwortlich; ich will Niemand, welcher den Tod fürchtet, nach der Schlachtbank hinführen . . . «

»Und wenn wir nun nach Waldeghem gehen und uns unterwerfen?« fragte ein sehr junger Conscribirter.

»Dann bekommt Ihr ein fremdes Gewehr in die Hand«, polterte Karl aus dem Löwen, »ein Knecht der Tyrannen müßt Ihr werden, auf uns schießen:

die Wohnungen Eurer Landsleute, Eurer Freunde, Eurer Eltern mußt Ihr verbrennen, und die Kirchen Eures Gottes entheiligen!«

Der junge Conscribirte schüttelte den Kopf, und murmelte in finsterm Tone:

»Lieber noch sterben.«

Alle standen rathlos um Bruno herum« und sahen ihn fragend an.

»Aber Brutto, sag an, was willst du denn thun?« rief Karl.

»Wenn auch meine Freunde sich zur Unterwerfung neigen sollten, so werde ich dennoch auf meinem ersten Entschlusse beharren,« antwortete der junge Mann. Ich habe mehr Rachedurst im Herzen, als Ihr; ich muß die Fremdlinge tödten: es ist für mich eine Pflicht. — Bleibe ich allein, so versteckte ich mich in einen Busch, verkrieche mich in eine Grube, wie ein Raubthier, um bei günstigerer Zeit meine Höhle zu verlassen, um mit meiner Flinte auf der Lauer zu liegen, und dem Feinde meines Gottes und meines Vaterlandes nach dem Leben zu trachten. Sie gebrauchen gegen ein unglückliches Voll das Recht des Stärkeren, wohlan, ich werde gegen sie das Recht des Schwächern in Anwendung bringen: List, Vorsicht, und rastlose Rachsucht«.

»Und wenn die meisten unserer Freunde dir getreu folgen wollen?« fragte nun Karl weiter.

»In diesem Fall werden wir noch dasselbe thun: wir wollen die Frauen und Kinder wie die unbewaffneten Männer soviel wie möglich in den tiefsten Theil des Waldes sich zerstreuen lassen, damit sie nicht in die Hände der Feinde fallen können. Wir unsererseits wollten den Sandhügel verlassen, und uns verbergen längs des Weges, der von Waldeghem hierher führt; dort müssen wir das fremde Korps erwarten, und theilweise vorbeiziehen lassen. In ihren dichten Gliedern wollen wir jeder seinen Mann aussuchen, und aus ein gegebenes Zeichen, auf sie Feuer geben. Können wir dann nicht länger mit Erfolg aus diesem Hinterhalte kämpfen, so muß Jeder von uns einzeln sich durch die Flucht in die Tiefe des Waldes retten, um uns an einer vorher bestimmten Stelle wieder zu vereinigen. Täglich müssen solche Anfälle erfolgen; wir müssest unsere Feinde verfolgen wo sie auch seien, uns auf ihrer Ferse halten, als unsichtbare Geister rastlos tödten, bis die Kugel unseren letzten Mann niedergeschossen haben wird. Freunde! wir sind noch ungeübt und schwach, aber dennoch können wir auf solche Weise bei unserer geringen Zahl unser Leben theuer verkaufen, und die Fremdlinge sollen erfahren,

was es ihnen koste, ein einziges Dorf der Kempen in die Sklaverei zu führen!«

»Wohlan! rief Karl zu den Uebrigen, Ihr sprecht ja nicht? Solltet Ihr wirklich so feig sein, um noch zu zweifeln, was Ihr zu thun habt? Sagt an, wer geht nach Waldeghem, um das Leben zu behalten? Er kehrte sich zu seinen Genossen, doch sie schüttelten allzumal verneinend mit den Köpfen.«

»Also, rief Karl, es ist so: wir bleiben Alle bei Bruno bis zum Tode!«

Ein bestätigendes Gemurmel ertönte unter sämmtlichen Umstehenden; Einige stießen mit dem Gewehrkolben auf die Erde. Es war, als ob nach und nach der Eindruck der unglücklichen Nachricht sich verminderte, und der Durst nach Rache wieder in ihren Herzen entbrannte. . . . In diesem Augenblick wurde ihre Aufmerksamkeit auf eine unerwartete Erscheinung gelenkt.

Unterhalb des Sandberges trat zwischen den Bäumen eine Person wie ein Herr aus der Stadt gekleidet, und in Gesellschaft von drei oder vier unbekannten Bauersleuten, die ihm offenbar als Führer gedient hatten, hervor. Einer dieser letzteren trug einen kleinen Reisesack in der Hand.

Indessen die bewaffneten Conscribirten mit Neugier nach dem unbekannten Herrn blickten, kam er gerade aus sie zu, und fragte den ersten Besten unter ihnen, wer ihr Anführer sei. Alle wiesen auf Bruno hin, welcher zwar noch nicht als ihr Befehlshaber ausgerufen worden war, aber doch als solcher angesehen wurde.

Der Herr näherte sich ihm, und fragte ihn, mit leiser Stimme:

»Kapitain, seid Ihr aller Eurer Leute gewiß? Habt Ihr keine Geheimnisse vor denselben?«

»Wozu diese sonderbare Frage?« sagte Bruno mit einigem Mißtrauen.

»Ich möchte Euch über wichtige und eilige Sachen sprechen. Wenn Ihr von der Treue Eurer Leute versichert seid, will ich lieber von ihnen gehört sein; es wird uns mehr Zeit ersparen.«

»Wer seid Ihr denn?« fragte der junge Mann.

»Laßt Eure Leute etwas näher heran rücken, und ich werde Euch sagen, weshalb ich Euch hier aufgesucht habe.«

Nachdem dem Wunsche des Unbekannten genügt war, sprach er, indem er ein Papier aus seiner Brusttasche holte, und es ihnen zeigte:

»Dieser Brief gibt Euch den Beweis, daß ich ein Abgeordneter von Euren Freunden bin; er ist unterzeichnet von dem Obersten der Patrioten

von Gheel. Wenn die Franzosen diese Schrift bei mir entdeckten, so würde ich augenblicklich erschossen werden. Habt also deshalb volles Vertrauen zu Allem, was ich Euch sagen werde. — Ihr seid hierher geflüchtet aus Eurem Dorfe; in allen Wäldern der Kempen sind Leute verborgen, bereit ihr Blut für das Vaterland dahin zu geben. Ihr ebenfalls, Freunde, ich sehe es, Ihr seid bereit, für Freiheit und Glauben zu kämpfen.«

»Aber so von einander getrennt, könnt Ihr den Zweit nicht erreichen. Die Fremdlinge haben es bequem: sie ziehen in mächtigen Haufen durch das Land, und suchen die zerstreuten Patrioten auf, und nehmen sie gefangen, oder tödten sie ohne große Mühe. Eine neue Gefahr droht uns; wir müssen uns vereinigen, um nicht vernichtet zu werden. In Paris hat man eingesehen, daß es unvorsichtig gewesen ist, mit der Unterdrückung Belgiens nicht rascher vor zu gehen. Um nun, wo möglich, schnell mit uns zu Ende zu kommen, hat man beschlossen, eine große Macht gegen uns zu schicken, und zu gleicher Zeit in allen Gegenden uns nachzujagen, zu verfolgen, zu tödten und zu vernichten. Diese äußerste Gefahr hat die Belgier zu einem letzten Versuch bewogen: die reichen Leute in den Städten, die geflüchteten Mönche und Nonnen reichen ihre Schätze zu unserem Dienste dar, und führen uns im Ueberfluß Vorräthe von Allem zu, was zum Kriege nöthig ist. Alte Hauptleute, Männer voll Muthes, welche in dem ersten Patriotenkriege ihr Leben für die Freiheit gewagt haben, kommen in Menge zu uns, und bieten uns ihre Erfahrungen zum Dienste der heiligen Sache, welche wir vertheidigen. Ich bin ein Abgeordneter von unserem Heere, und suche die versprengten Flüchtlinge auf, um sie nach dem Mittelpunkte unserer Wirksamkeit zu rufen; dergleichen Bevollmächtigte sind nach allen Seiten des Landes gezogen. Alle Kräfte, welche zur Vertheidigung des bedrängten Vaterlandes herbei zu bringen sind, müssen vereint werden; es muß ein einziges starkes Heer gebildet werden, welches zehnmal größer ist, als die Banden, welche uns die Franzosen über den Hals schicken wollen. Dann wird sich das Blatt wenden; wir werden dann selbst die mobilen Colonnen aufsuchen, und die Eine nach der Anderen vernichten. Glückt es uns nach Wunsch, so wird uns einst ganz Europa vielleicht für die ihm erkämpfte Freiheit zu Dank verpflichtet sein!«

Die Conscribirten sahen den Sprecher mit ungläubigen Blicken an; wohl waren Einige darunter, deren Gesicht die zunehmende Hoffnung andeutete; die meisten indeß sahen einander zweifelnd an, als ob sie die Worte des Unbekannten für lauter Großsprecherei hielten.

Der fremde Herr schien unangenehm durch den geringen Eindruck seiner Rede berührt zu sein.

»Wie dem auch sei«, sagte Karl aus dem Löwen, »der Herr hat Recht, wir müssen uns vereinigen, und in großer Anzahl auf die Sansculotten fallen, dann kann die Sache vielleicht gut werden.«

»Freunde, ich habe mich getäuscht, bemerkte der Gesandte mit Unmuth; ich habe gedacht, daß Eure Gemüther mit Eifer auf meinen Aufruf hören würden; Ihr bleibt kalt wie Eis bei meinen Worten. Es muß Euch doch freuen, daß die Sonne der Erlösung einige sichtbare Strahlen auf uns zu werfen anfängt, und daß unsere Macht seit einigen Tagen dergestalt zugenommen hat, daß die Fremden mit Recht unruhig geworden sind über den Erfolg unseres Unternehmens. Noch Eins, bei Allem, was uns theuer ist, bei dem trauernden Vaterlande, bei der eingebüßten Freiheit, bei Eurem verspotteten Glauben, bei Eurem eigenen Leben wirket zu diesem letzten Versuche mit, eilt zu dem Heere der Patrioten, und vereinigt alle Eure Kräfte zur Vertilgung der Unterdrücker.

Der betrübte Ton, mit welchem diese letzten Worte gesprochen waren, bewegte Bruno tief; er flößte ihm Vertrauen zu dem Unbekannten ein, und bestärkte ihn in dem Glauben, daß er es redlich meinte. Seine Hand ergreifend sprach er:

»Ihr seid in einem Irrthum über uns, mein Herr, Nicht ein Einziger meiner Genossen wird einen Schritt rückwärts weichen, und stände der Tod selbst vor ihm. Euer Rath ist gut; aber falls wir ihn befolgen, wo ist der Sammelplatz, den Ihr uns anweisen wollt? Wo ist das vaterländische Heer, von welchem Ihr redet? Ihr zeigt uns eine Schrift von einem Obersten der Truppen von Gheel. Ist denn die Stadt Gheel in den Händen der Patrioten!«

»Ihr wißt also nicht, was da vorgeht? fragte der Herr mit Verwunderung. Höret mich an, ich will Euch mit wenigen Worten die Lage der Sache erklären. Alle die kleinen Städte und Dörfer von hier bis Diest, von Lier bis Beringen sind in unserer Macht; Herenthals, Gheel, Moll, Meerhout, Westerloo, Sichem sind im Besitze unserer Freunde. Alle Patrioten aus Flandern sind bereits in den Kempen bei dem Hageland versammelt; sie haben die Franzosen überall aus diesen Gegenden vertrieben. Ihre Anzahl beläuft sich bereits bis über fünftausend: täglich treiben sie den Feind weiter rückwärts . . . «

»Ach, ist das alles wahr?« rief Bruno mit Thränen des Entzückens, während seine Genossen einander die Hände drückten, und über die freudigen Nachrichten jauchzten.

Der Gesandte antwortete in feierlichem Tone:

»Freunde, Brüder, ich halte den heiligen Namen Gottes zu hoch, um meine Worte durch einen Eid bekräftigen zu wollen. Wir Alle gehen, unser Leben für das Vaterland aufs Spiel zu setzen; im Angesicht des Todes prahlt oder lügt man nicht; was ich Euch sagte, ist Wahrheit, lautere Wahrheit!

Ein freudiger Ruf erschallte aus der Schaar der jungen Leute; sie sprachen Worte voll Hoffnung und Begeisterung zu einander, und wischten sich die Thränen der Freude aus den Augen. Die Gewehre wurden aufgenommen, die Pfannen untersucht, und die Ladung fester gestoßen. Mit einem Worte, sie gingen so zu Werke, als ob Kampf und Schlacht für sie ein Lieblingsspiel geworden wäre.

Bei der Verkündigung eines Zustandes ohne Hoffnung waren sie in Angst gerathen. Es gibt wenig Krieger, welche, wenn auch noch so tapfer, nicht vor einem sicheren Tode erbeben; .die geringste Hoffnung ist gleichwohl hinreihend, um den Muth neu zu beleben. Nun kannte auch die Mannhaftigkeit der Conscribirten keine Grenzen mehr; sie wünschten selbst laut die unmittelbare Ankunft der Feinde.

Bruno schlug seinen Blick zum Himmel hinauf, und rief mit Begeisterung aus:

»Sollte noch Freiheit und Erlösung wieder kehren? Sollten wir nach unserem armen Dorfe einst zurückkehren, dort in Frieden leben, und für die Märtyrer beten können? Dank, Dank dir, o Herr, daß du dich unser erinnert hast!«

»Hört noch, setzte der Abgesandte hinzu, indem er mit einer Handbewegung die Aufmerksamkeit wieder auf sich zog. Sehet hier, was zu thun ist. Heute noch sollt Ihr sogleich nach Herenthals hinziehen. Ihr werdet dort ein große Anzahl Patrioten finden. Der Oberst wird Euch einen Plan unter seinen Befehlen anweisen. Laßt alle Frauen und unbewaffneten Männer zurück; denn sonst mangelt Euch und uns das Nothdürftigfte. Ich habe Eile, und muß noch nach anderen Gemeinden hin, um die Flüchtlinge aufzusuchen.«

Er ergriff Bruno’s Hand und fragte:

»Wohlan, Hauptmann, bleibt dies also bestimmt? Kann ich Euch noch diesen Abend zu Herenthals finden?«

»Wir ziehen augenblicklich ab«, antwortete Bruno. Gott geleite Euch, und gebe Euch einen glücklichen Erfolg!

Der Abgesandte nahm seinen Reisesack demjenigen ab, welcher ihn trug, öffnete ihn, holte eine Handvoll Goldmünzen heraus« und sprach zu Bruno:

»Seht hier, nehmt dieses Geld; es soll dazu dienen, um unterweges den Proviant zu bezahlen, welchen Ihr für die Leute geben lassen werdet.

»Wir haben Geld«, antwortete Bruno, indem er verweigernd mit dem Kopf schüttelte.

»Desto besser, bemerkte der Herr, es bleibt mir also übrig für Andere, welche es nöthig haben können . . . . Gehabt Euch wohl, beeilt Euch, bis zum Abend denn.

Der Abgesandte gab nun den Reisesack an einen seiner Geleitsmänner zurück, entfernte sich, und verschwand bald darauf zwischen den Bäumen.

»Nun eilig!« sprach Brutto zu seinen Leuten. »Gehet überall zu den Bewohnern des Dorfes und saget ihnen, daß wir weit von hier in den Krieg gegen den Feind ziehen werden. Sagt ihnen, daß sie unmittelbar tief in den Wald sich vertheilen sollen; macht sie damit bekannt, daß die Sansculotten diesen Morgen noch, nach dem Sandberg kommen werden. Dann nehmet in aller Eile Abschied von Verwandten und Freunden, und haltet Euch bereit, binnen wenigen Augenblicken diese Stelle zu verlassen. Sollte es geschehen, dass wir unterweges von Soldaten, angefallen würden, dann müssen wir es so machen, wie ich es Euch gesagt habe: wir gehen aus dem Gebüsche Feuer, schießen einige Feinde nieder, und sobald wir sehen, daß wir gegen die Übermacht nicht bestehen können, dann fliehen wir Jeder einzeln, um an einer bekannten Stelle uns wieder zu sammeln. Wenn wir auf unserem Zuge nach Herenthals aus einander getrieben werden sollten, so ist der Vereinigungsplatz Sassenhout hinter Proosthoven.«

Er nahm das Kuhhorn, welches seinem Diener um den Hals hing, und sagte:

»Ich werde das Horn selbst tragen. Wo Ihr dessen Schall hört, da kommt Ihr zusammen, so wie ich es gesagt habe. Geht und macht eilig.«

Alle zerstreuten sich nach dem Rande des Waldes zu. Bruno von seinem Diener gefolgt, bestieg den Sandberg, um den Abhang zu erreichen, wo die Hütte seiner Mutter stand; aber als er gerade einige Schritte gegangen, und den Diener über einige Umstände in Bezug aus seine Mutter und seine Freundin unterrichtet hatte, da knallten mehrere Gewehrschüsse und einige Kugeln flogen pfeifend über den Sandberg.

Ein durchdringendes Geschrei erhob sich am Rande des Waldes; Frauen, Kinder, Greise, Alles sprang heulend aus, und floh unter einem schrecklichen Geschrei zwischen die Sträucher hindurch.

Unverweilt nahmen die Schüsse an Menge zu, und das Pfeifen des blitzesschnellen Bleies tönte gräßlich zwischen dem Gekreische der Kinder, und dem Hilferuf der Frauen.

Am Rande des Waldes lagen schon einige der Unglücklichen aus dem Grase bewegungslos ausgestreckt. Hatte etwa das Uebermaß des Schrecks sie niedergeworfen, oder hatte die feindliche Kugel sie getroffen? So schnell war der Anfall, daß Niemand auf etwas Anderes Acht geben konnte. als auf seine eigene Rettung und Erhaltung.

Bruno war nach dem Zelte seiner Mutter gelaufen. Hier fand er Genoveva und den Priester betend auf den Knien liegen, den Himmel um Hilfe anzuflehen.

Bei dem Klange seiner gebietenden Stimme sprangen sie Alle auf. «

»Geschwind, Mutter, Veva, ehrwürdiger Vater, aus! In den Busch geflüchtet! Jan wird Euch führen, er kennt den Weg, ich werde Euch folgen und vertheidigen: aber schnell, fort, entfernt Euch!«

Der Diener eilte zu den Frauen, nahm sie an der Hand und zog sie quer durch das Strauchwerk nach der Tiefe des Waldes.

Brutto kehrte nach dem Sandberg zurück, ging einige Schritte vorwärts und fing an, mit aller Kraft in das Kuhhorn zu stoßen.

Obgleich die französischen Soldaten Niemand mehr auf der Ebene bemerkten, so blieben sie fortwährend am Schießen. Wahrscheinlich wollten sie mit Vorsicht zu Werke gehen; man sah ihre Köpfe wohl hier und da zwischen dem Laube erscheinen, jedoch hielten sie sich zurück, und blieben zwischen den Bäumen.

Dies gab nun Bruno so viel Zeit, um auf die meisten seiner Leute zu warten. Einige drangen in ihn, diese Stelle zu verlassen, und in aller Eile nach Herenthals zu ziehen.

»Nein, so nicht!« befahl Bruno, nachdem er ihnen ein Zeichen gegeben hatte, ihm zu folgen. »Wir müssen unsere Dorfgenossen beschützen. Der Feind muß uns erst auf den Leib kommen; so lange wir hier sind, kann er unsere Eltern und Freunde nicht erreichen. Verbergen wir uns daher einige Schritte tiefer in den Busch, aber auf eine solche Weise, daß unsere Kugeln die Ebene ohne Hindernis erreichen können. Wenn die Sansculotten das Gehölz verlassen, um nach dieser Richtung zu kommen, müssen wir gut

zielen, damit wir einen Theil niederschießen, dann dringen wir tiefer in den Busch unter ununterbrochenem Feuern zurückweichend . . . Zur Erde! Legt Euch nieder! Da sind sie!«

Wirklich, ein lauter Befehl, um vorwärts zu gehen, erschallte über einen Theil des Waldes, in welchem sich die französischen Soldaten befanden, und in demselben Augenblick sprangen ihrer etwa hundert aus dem Gehölze in die Ebene. Als ob dieser Befehl ihnen Freude machte, erhoben sie ein donnerndes Kriegsgeschrei.

»Simon-Brutus!« lispelte Bruno seinem Freunde Karl aus dem Löwen zu, welcher neben ihm lag und lauerte.

»Für ihn meine erste Kugel!« brummte Karl.

Sobald die Franzosen denjenigen Abhang des Hügels erreicht hatten, welcher an den Hinterhalt der Conscribirten reichte, brachte Bruno das Horn an den Mund und gab einen einzigen tiefen Ton.

Achtzig Gewehrschüsse wiederhallten kurz nacheinander; dreißig Soldaten fielen tödtlich getroffen in den Sand.

»In den Busch hinein und geladen!« rief Bruno.

Unterdessen hatten die fremden Soldaten eine große Anzahl Schüsse ebenfalls in den Busch gerichtet; doch ohne Erfolg.

In weniger als einem Augenblicke war der ganze Platz mit Soldaten bedeckt; und nun empfingen sie Befehl, furchtlos in den Busch zu dringen.

Die vordersten waren nicht sobald einige Schritte in das Holz hineingedrungen, als von allen Seiten aus der Ferne einzelne Kugeln aus sie zuflogen; und die meisten von ihnen mußten gut gerichtet sein, denn viele trafen ihr Ziel, und verursachten dem Feinde einen ansehnlichen Verlust.

Die Soldaten murrten gegen ihr Ungeschick und gegen ihre unsichtbaren Feinde; gleichwohl durch die Stimmen ihrer Anführer fortgetrieben beschleunigten sie ihren Gang, und drangen immer weiter in den Busch, indem sie in’s Wilde hineinschossen.

Lange noch ertönte der Wald von dem Knallen der Feuerröhre, bis sich der schaurige Lärm nach und nach entfernte, und endlich ganz aufhörte.

VII.

Während die armen Einwohner von Waldeghem durch ihre grausamen Feinde in den Gebüschen verfolgt wurden, bot die Stadt Herenthals einen ganz eigenthümlichen Anblick dar.

Alle Straßen, besonders aber der Markt, wimmelten von Volk, welches jauchzend, rufend oder klagend durcheinander lief und die Luft mit einem verworrenen Lärm erfüllte. Die große Mehrzahl dieser Menge bestand aus bewaffneten Bauern und Conscribirten; hier und dort bemerkte man auch wohl Einzelne, welche man an ihrem Anzuge als Einwohner größerer Städte und als wohlhabende Leute erkennen konnte.

Einige, die bestimmte Zeichen auf dem Hute oder am Arme trugen, liefen eifrig in dem Gewühl umher und versuchten Jedem begreiflich zu machen, was gethan werden müsset aber, obgleich ihnen der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn herunter lief, gelang es ihnen doch nicht, die Verwirrung zu vermindern: der Eine gebot dies, der Andere etwas anderes und so dauerte das ungestüme Treiben immer fort.

In den mehr entlegenen Straßen konnte man gleichwohl auch kleine Haufen bewaffneter Leute stehen sehen, welche in Glieder geschaart und unter dem Kommando eines Anführer’s, ernstlich beschäftigt waren, in der Behandlung des Gewehrs und den verschiedenen Kriegsbewegungen sich zu üben. Längs der Häuser rund um den Markt, auf Hausen Bettzeuges, saßen die Frauen und Kinder, die aus den umliegenden Dörfern hierher geflüchtet waren. Viele weinten und klagten über ihr bitteres Loos; die meisten betrachteten in stummer Verstörtheit und bewegungslos die fieberhafte Beweglichkeit der Leute. Bei dem Stadthause, unter dem Glockenthurme, war die Erde mit Stroh bedeckte: auf dieser Lagerstätte saßen oder lagen einige fünfzig Verwundete, den Kopf oder die Arme mit blutigen Tüchern umwunden. Zwischen diesen gingen mehrere Hospital-Nonnen[11] herum, um ihnen Nahrungsmittel, Hilfe oder Trost zu bringen, oder was sie sonst noch zu ihrer Erleichterung zu thun vermochten, die wohlthätigen Schwestern versorgten ihre unglücklichen Landsleute mit der zärtlichsten Sorgfalt und mit der herzlichsten Liebe.

Der Morgen war schon weit vorgerückt; und noch schwärmten die bewaffneten Leute durcheinander und liefern von der einen Seite zur anderen, entweder um ihre Anführer zu suchen oder ihre Mannschaften zu sammeln. Außerhalb der Stadt und in einiger Entfernung von derselben

hörte man plötzlich mehrere Gewehrschüsse. Indeß Jedermann mit Ueberraschung in die Hohe sah und horchte, fing die Sturmglocke zu läuten an . . . .

Einige eilten aus dem Stadthause auf den Markt zwischen die Menge und riefen: «

»Zu den Waffen! Auf! Nach dem Beneden-Thor! die fliegenden Kolonnen! Die fliegenden Kolonnen!«

Ein verwirrtes Geräusch verbreitete sich in der Stadt; die Männer wiederholten den Nothruf, oder riefen einander zu, um nach dem Thore zu ziehen; Trommeln und Trompeten mischten ihre streitsüchtigen Laute unter das mächtige Gebrumme der Sturmglocke, Frauen und Kinder wehklagen in traurigem Gejammer.

Die Männer liefen in Unordnung nach dem angewiesenen Thore, die Frauen und Kinder flüchteten in die Häuser hinein; die Verwundeten, welche sich noch aufrichten oder noch kriechen konnten, suchten einen sicheren Zufluchtsort . . . .. und in weniger als einigen Augenblicken, waren Markt und Straßen einsam und todtenstill. Thüren und Fenster wurden verschlossen; wer nicht kämpfen konnte oder nicht zu kämpfen wagte, verbarg sich in Keller oder andere Schlupfwinkel, — und die Stadt war so still und verlassen, als ob sie unbewohnt gewesen wäre.

Die bewaffneten Männer hatten inzwischen das Thor erreicht, welches durch seinen Anfall der Feinde bedroht schien. Da man noch immer fort in der Entfernung Gewehrschüsse fallen hörte, so wollten die Meisten zum Thore hinaus, den Franzosen auf den Leib gehen; jedoch glückte es dem Obersten, sie zu überzeugen, daß es besser gethan sein würde, sich bei den ersten Häusern der Stadt verschanzt zuhalten und den Feind zu erwarten. Einige der Unverzagtesten überhörten diesen Befehl und gingen feldeinwärts. -

Unter vielen anderen Maßregeln, welche in der größten Eile getroffen wurden, hatte man es gut befunden, alle Häuser der Stadt, von dem *Benedery* genannte Stadtviertheil, mit Bewaffneten zu besehen, um aus Fenstern und Kellern auf den Feind zu schießen, falls es ihm glücken sollte, die Patrioten soweit zurücktreiben.

Eben war man beschäftigt, diesen Beschluß in Ausführung zu bringen, als diejenigen Leute, die außerhalb der Stadt sich in Glieder geschaart hatten, sahen wie der Staub in weiter Entfernung auf dem Wege in die Höhe wirbele und ein verwirrter Menschenhaufen, worunter viele Frauen und Kinder waren, hergelaufen kam. Obgleich man an der Schnelligkeit,

womit sie sich näherten, vermuthen mußte, daß sie verfolgt wurden und vor dem Feinde flüchteten, so hörte man doch keine Gewehrschüsse mehr. Darum blieben auch die bewaffneten Männer mit ihren Gewehren im Arme in Erwartung desjenigen, was sich zutragen würde. Da die Flüchtlinge sehr schnell voran eilten, so konnte man bald besser unterscheiden, was dieser Aufzug bedeutete.

Es war unverkennbar die Bevölkerung des einen oder anderen Dorfes, welches vom Feinde eingenommen worden war; denn man sah darunter Frauen, Kinder und Greise. Viele unter ihnen trugen noch seinen Pack geretteter Habe, andere hatten ihre Schuhe in der Hand und liefen barfuß.

Traurig näherten sich die ersten dem Eingange der Stadt; man versuchte sie anzuhalten, um zu wissen, von warmen her sie kamen und was ihnen geschehen war: doch, die armen Flüchtlinge strömten sprachlos und außer Athem in die Stadt hinein. Nur einige antworteten beim Vorübergehen:

»Von Waldeghem! Die fliegenden Kolonnen! Sie kommen!«

Ein einziger bewaffneter Mann befand sich unter diesen Flüchtlingen: es war ein ziemlich alter Bauer, von kleiner Gestalt, mit krumm gebogenem Rücken, eine Frau bei der Hand haltend, welche er zu trösten suchte, da sie in die tiefste Hoffnungslosigkeit versunken schien. Auf der anderen Seite der Frau, und sie unterstützend, ging ein junges Mädchen, deren Schönheit die Beschauer mit Verwunderung erfüllte.

Ein Mann mit grauen Haaren trippelte abgemattet und muthlos hinter der Frau und ihrem Führer hinterher. Diese Personen waren Jan, der Diener, Brunos Mutter, Genoveva und der Brauer, Simons Vater.

Es dauerte ziemlich lange, daß die Flüchtlinge anlangten, viele, ganz erschöpft vor Ermüdung und schrecklich an den Füßen verletzt, waren zurückgeblieben; aber die Angst trieb sie fort, und mit der Zeit kamen sie ebenfalls zur Stadt hinein.

Auf einmal sah man in der Ferne wieder den Staub wie eine Wolke in die Höhe wirbeln; man zweifelte gar nicht, daß der Feind herannahete. Die Anführer ließen ihre Mannschaft die Hähne an den Gewehren spannen und sich auf den ersten Anfall bereit halten.

Allein als man besser unterscheiden konnte, erkannte man einen Haufen bewaffneter Bauern.

In kurzer Zeit hatte auch dieser Zug die Stadt erreicht. Es waren die streitbaren Männer von Waldeghem, unter der Anführung von Bruno, die die Flucht ihrer Dorfgenossen beschirmt, und dem Angriff der Feinde so

lange widerstanden hatten als nöthig war, um den Frauen und den wehrlosen Greifen die nöthige Zeit zur Rettung zu geben.

Viele Genossen hatten sie verloren, viele Leichen hatten sie im Walde liegen lassen müssen. Nur vier Verwundete führten sie mit sich; diese wurden von Anderen auf Gewehren, in Gestalt einer Bahre getragen.

Bruno selbst hatte eine Stirnwunde: das Blut lief ihm über die Backen und über die Brust; er schien nichts desto weniger dadurch weder an Kraft noch an Muth verloren zu haben.

Nachdem die jungen Leute von Waldeghem dem Anführer am Thore mit einigen Worten zu verstehen gegeben hatten, daß sie durch eine fliegende Kolonne verfolgt, immer fechtend bis hierher gewichen wären, zogen sie sofort in die Stadt ein, um ihre Verwundeten irgendwo in ein Haus zu bringen, zu verbinden und zu versorgen.

Indessen der alte Brauers den andern Flüchtlingen weiter in die Stadt folgte, war der Diener Jan in der ersten Straße stehen geblieben, um seinen Herrn abzuwarten; die Mutter Bruno's stand neben ihm traurig und zitternd. Kaum hatte sie ihren Sohn bemerkt, als sie mit einem Angstschrei ihm entgegenlief und um den Hals fiel. Das Blut in seinem Gesichte hatte ihr diesen Angstruf ausgepreßt, nun sie aber sein Herz an ihrer Brust wieder schlagen fühlte, und die Stimme ihres Kindes wieder vernahm, jauchzte sie voll Dankbarkeit und Freude.

Der junge Mann umhalste sie unter dem Aussprechen von Trostworten, beruhigte sie über das Blut, welches von seiner Stirn herunter lief, und führte sie in ein Haus.

In größter Eile ließ er hier ein Ruhebette für seine unglücklichen Leidensgefährten zurichten, und von seiner Mutter und Genoveva unterstützt, verband er selbst, so gut wie möglich, ihre Wunden, während er Jemand ausschickte, um sich zu erkundigen, ob kein Arzt aufzufinden sei.

Als er so seinen verwundeten Freunden die erste Sorge zugewendet hatte; und gerade mit seiner Mutter und Genoveva sich unterhielt, erscholl durch die Straßen der Kriegsruf:

»Zu den Waffen! zu den Waffen! der Feind kommt, Nach dem Thore! nach dem Thore!«

Der Jüngling sprang auf und nahm sein Gewehr; seine Mutter umarmte ihn unter bitteren Klagen und schien ihn gar nicht fortlassen zu wollen; er jedoch entzog sich sanft ihren Armen, indem er zu ihr sagte:

»Mutter, Mutter, der Augenblick ist da! Sollte ich der Einzige sein, der der Gefahr sich entziehen wollte, wo es vielleicht die Freiheit unseres theuren Vaterlandes gilt? Es ist einmal unser Loos! Gott will es so!«

Die beängstigte Frau schlug weinend die Hände vor ihr Gesicht, indem sie schmerzlich ausrief:

»Geh, geh, ein guter Engel beschirme dich, mein Kind!«

Bruno faßte Genovevas Hand, drückte noch einen Kuß auf die Stirn seiner Mutter, gebot seinem Diener, daß er zurückbleiben solle, um die Frauen zu bewachen, und sprang dann zur Thüre hinaus. Seine Genossen, welche mit Ungeduld auf ihn gewartet hatten, jubelten bei seiner Erscheinung auf der Straße und folgten ihm mit schnellen Schritten nach dem Thore hin.

Hier stellte er seine Leute neben die Streiter, welche bereits kampfbereit da standen, und blickte nun in die Ferne nach dem feindlichen Haufen, welcher sehr langsam nahete, oder vielleicht gerade still stand: denn man konnte nur wenig Bewegung zwischen seinen verschiedenen Gliedern verspüren.

Zuerst kam ein Reiterhaufen bis nahe vor die Stadt geritten, um auszuspähen, welche Anordnungen die Bauern zu ihrer Vertheidigung genommen hätten.

Es wurde heftig auf die Kundschafter geschossen: über zehn Pferde stürzten mit ihren Reutern, die Anderen kehrten um und flohen dem Heerhaufen wieder zu. Dieser erste Vortheil, welcher so leicht erlangt war, und zugleich der Anblick der Flucht der Feinde, erfüllte die Herzen der Bauern mit Kampflust und sie frohlockten, als wäre dies eine gewisse Vorbedeutung des nahen Sieges.

Die Anführer mußten viele Mühe anwenden, um ihnen das Hervorbrechen zu verbieten: die Meisten wollten augenblicklich die fliegende Kolonne im freien Felde angreifen.

Eine Zeit lang ging hin, ehe, man in dem französischen Heerhaufen irgend eine Bewegung zu bemerken im Stande war. Diejenigen, welche am Weitesten sehen konnten, beobachteten, daß der Feind beschäftigt war, in dichtgeschlossenen Gliedern, auf die große Straße zu marschieren.

Einige Augenblicke darauf kamen wieder einige französische Reiter angeritten. Diesesmal waren es nur vier oder fünf an der Zahl; der Vorderste schwenkte ein weißes Fähnlein über seinem Kopf und ein Trompeter ritt ihm zur Seite.

Als die Bauern eben sich vornehmen wollten, wieder auf diese Leute zu schießen, beeilten sich die Anführer ihnen begreiflich zu machen, daß diese Reiter Unterhändler wären, und als solche, nach dem Kriegsgebrauche unbehindert sich nähern könnten. Obgleich die Meisten nicht wußten, was unter dem Worte Unterhändler zu verstehen sei, so gehorsamten sie doch und stellten ihre Gewehre beim Fuß.

Ein Unglück war es, daß Niemand von denjenigen jungen Leuten, welche vorausgelaufen waren, um sich in dem Walde auf die Lauer zu legen, diese Belehrung erhalten hatte. Die Unterhändler waren daher noch ziemlich weit von der Stadt, als bereits etwa zehn Flintenschüsse aus dem Gebüsch knallten! der Unterhändler und der Trompeter fielen verwundet aus dem Sattel; die Anderen flohen zurück.

In dem französischen Heerhaufen hatte man diesen unerwarteten Anfall und seine unselige Folge beobachtet: ein donnerndes Rachegeschrei stieg über die ganze Kolonne auf; die Glieder bewegten sich mit Ungestüm, die Trommeln wirbelten, die Trompeter bliesen . . . . und auf einmal kam der feindliche Heerhaufen wie ein Sturmwetter auf die Stadt los.

Allein wie nun die Franzosen sich dem Platze näherten, wo die Patrioten sie erwarteten, wurden sie von einem Kugelregen empfangen, und so fielen einige Hundert von ihnen nieder, so daß die ersten in ihrem Anlauf aufgehalten, auf die, welche hinter ihnen standen, zurückwichen. Sie hatten gemeint die Bauern zu überraschen und in die Stadt zu dringen, allein die Zahl der Patrioten war zu groß, um auf so leichte Weise überwunden zu werden.

Die Franzosen sahen sich in Folge dessen genöthigt, von dem Sturme abzustehen und auf Mittel zu denken, um alle Leute zugleich ins Feuer zu bringen.

Mittlerweile schossen die Bauern ununterbrochen auf die Feinde und thaten ihnen einen sehr großen Schaden. Ihre Stellung war hierzu sehr vortheilhaft; sie waren weit auseinander gestellt und zielten auf eine geschlossene Kolonne, so daß beinahe keine einzige Kugel ihr Ziel verfehlen konnte.

Der französische General, welcher alsbald die ungünstige Stellung seiner Heerhaufen bemerkt hatte, war inzwischen damit beschäftigt eine Bewegung anzuordnen, welche der Sache einen anderen Ausschlag geben sollte. Er ließ schnell einige Zäune und Hecken durchbrechen und entwickelte nun seine Truppen in eine Schlachtreihe, welche sich noch weiter ausbreitete, als die der Bauern.

Eine Reiterschar hatte inzwischen in der kleinen Nethe eine Stelle gefunden, welche zu durchwaten war. Durch diese seichte Stelle gelangten die Pferde über das Wasser hinüber und die Reiterei fiel die Bauern von der Seite an.

Der Angriff wurde nun sehr heftig. Von beiden Seiten umhüllte eine Rauchwolke die Kämpfenden; das mörderische Blei sauste pfeifend durch die Luft, dazwischen ertönten die Klagen der Verwundeten« das Kriegsgeschrei und die Ermunterungen der Anführer.

Nun verloren die Bauern ebenfalls viele Leute. Der Feind hatte am linken Flügel die Uebermacht und man konnte sehen, daß sie es dort nicht lange würden aushalten können, denn es wurden ganze Glieder niedergeschossen. Allein am Eingange der Stadt am rechten Flügel standen die Sachen noch günstig: dort hielten sie muthig Stand und machten durch starkes Feuern große Lücken in die feindliche Schlachtordnung.

Es wäre noch möglich gewesen, zu glauben, daß sie siegen würden, als mit einem mal die mittelste Schaar der Franzosen sich aufschloß und vier Kanonen einen Kartätschenhagel auf die Bauern ausspieen.

Die Wirkung dieser vier Schüsse war furchtbar. Da die volle Ladung in die dichtesten Glieder der Bauern eingedrungen war, so wurden einige fünfzig Mann verwundet oder getödtet; noch unseliger war gleichwohl der sittliche Eindruck dieser unvermutheten Donnerschläge, die über die Stadt und die Felder hinüberschallten und Hoffnungslosigkeit und Schrecken unter den Landleuten verbreiteten.

Bei der zweiten Entladung der Kanonen fingen die Bauern aus beiden Flügeln zu weichen an; dies bemerkten die Franzosen und drangen nun mit erneuertem Muth vor, unter dem Kriegesrufe: Vive la république françaias!

Noch einige Zeit hielten die bedrängten Patrioten am Thore Stand, bis die Obersten selbst den Befehl gaben, sich in die Stadt zurückzuziehen und zwischen den Häusern geschützt vor den Kanonen und Kartätschen den verzweifelten Kampf fortzusetzen.

Bei dem Andrange des Feindes konnte dieser Rückzug nicht regelmäßig erfolgen; es war unter den Bauern eine große Verwirrung entstanden, welche von dem französischen General noch dadurch vermehrt wurde, daß er die Reiterei voraus schickte, um gegen die weichenden Landleute loszubrechen.

Die Letzten, welche wie die Löwen fechtend in die Stadt einzogen, waren die junge Leute von Waldeghem die von Bruno geführt, sich selbst

gegen die Reiterei vertheidigten und nur Schritt für Schritt sich von ihrer Stelle zurückgezogen hatten.

Nun bekam das blutige Schauspiel ein ganz anderes Ansehen; aus den Häusern, zwischen welchen die Franzosen eingedrungen waren, wurde ein heftiges Gewehrfeuer auf sie gerichtet: Keller, Fenster, Dächer spieen Tod und Vernichtung gegen die Franzosen aus . . . . Die Soldaten, durch diesen neuen Anfall überrascht, würden wahrscheinlich zurückgegangen sein, wenn das Vordringen des hintersten Theiles der Truppen dies nicht verhindert hätte.

Es entstand unter der französischen Reiterei ein augenblickliches Weichen, ein Versuch zum Rückzuge, welches den kämpfenden Bauern eine kurze Ruhe gewährte.

Bruno, von dem größten Theile seiner Genossen noch umgeben, rief ihnen in diesem Augenblick zu, indem er mit Kühnheit auf den Feind losdrang:

»Freunde, folgt mir! Unsere verwundeten Brüder, meine Mutter! Sie fallen alle in die Hände der Feinde. Um Gottes Willen, noch einen Versuch! Von seinen tapfersten Genossen gefolgt drang er wirklich eine Strecke durch den Feind hindurch vor, bis er das Haus erreichte, wo er seine Mutter und Genoveva bei den Verwundeten gelassen hatte. Allein hier kam ein größerer Reiterhaufen auf ihn und seine Leute angesprengt; diese letzteren wurden zurückgedrängt. Bruno stand allein und wehrte sich mit einer ungewöhnlichen Verwegenheit, bis daß ein Säbelhieb ihm das Gewehr in den Händen zerschlug. Zu derselben Zeit rief eine bekannte Stimme ihm zu:

»Gib dich gefangen, oder du bist des Todes!«

»Ach, Simon! Simon! rief Bruno mit bitterem Spott, Euer Vaterland geht unter: Ihr triumphiert!«

Bereits schwebte das Schwert über Bruno’s Kopf; aber Simon-Brutus rief in befehlendem Tone:

»Haltet ein! Nehmt ihn gefangen; Ihr haftet mir für seine Person und sein Leben!«

Die Franzosen waren unterdessen beschäftigt, die Thüren der Häuser zu öffnen und die Leute zu suchen, welche aus den Fenstern und Kellern auf die Soldaten geschossen hatten. So gelang es ihnen, nach einiger Zeit den Kampf völlig zu beendigen, und sie drangen ohne allen Widerstand bis auf den Markt vor.

Die Bauern waren meistens aus anderen Thoren geflüchtet; Viele auch hatten sich in die Häuser der Bürger verborgen, in der Hoffnung, daß man sie nicht wiedererkennen werde.

Die Flüchtlinge von anderen Dörfern, Frauen, Kinder und Greise hatten bereits bei dem Anblick der Verwundeten, die man aus dem Kampfe nach dem Markt hingebracht hatte, und bei dem Donner der Kanonen in aller Eile die Stadt verlassen und in den umliegenden Wäldern eine Zufluchtsstätte gesucht.

Während nach allen Richtungen Soldaten ausgesandt waren, um in die Häuser einzubrechen und die geflüchteten Bauern aufzusuchen und zu tödten, stand der General mit einem Theile seiner Truppen bei dem Stadthause.

Er wüthete und tobte über den ansehnlichen Verlust, den seine Truppen erlitten hatten und ertheilte die strengsten Befehle.

Neben ihm stand Simon-Brutus. Der Sohn des Brauers von Waldeghem schien in großer Vertraulichkeit mit dem Generale zu verkehren und schien sein vollständiges Vertrauen zu besitzen.

Beim Stadthause unter einer starken Soldatenwache befanden sich die Bauern, die man in dem Kampfe gefangen genommen hatte. Bruno, welcher einer besonderen Wache anvertraut war, saß nicht weit davon mit gebundenen Händen auf einem Stein. Ein französischer Soldat hatte ihm aus Barmherzigkeit seinen blutenden Kopf mit einem Tuche verbunden.

Der junge Mann sah mit starrem Blick zur Erde nieder. Unstreitig mußte er heftige Qualen leiden, wenn er das Loos seines Vaterlandes, das Schicksal seiner Mutter und seiner Geliebten überdachte . . . .

Die sämmtlichen Anführer waren bereits zum Generale gekommen, um die Erlaubnis zu erhalten, die Kriegsgefangenen sofort todt schießen zu lassen; allein der Feldherr machte einen Unterschied zwischen denjenigen Bauern, die man im freien Kampfe gefangen genommen und denjenigen, welche aus den Häusern geholt worden: die ersteren wollte er erst nach gehaltenem Kriegsrath zum Tode führen lassen: die letzteren sollten augenblicklich erschossen werden.

Die Flintenschüsse, welche man in allen Straßen fallen hörte, galten den Männern, die man aus den Häusern geholt hatte. Es wurde auf diese Weise auch natürlich mancher Bürger, welcher gar nicht mit im Kampf gewesen war, getödtet; denn da die Franzosen die Rechtfertigung der Leute nicht verstehen konnten, so wurden sie meist Alle unbarmherzig ermordet.

Indessen der General und Simon-Brutus diese blutige Racheausübung in den nächsten Straßen und rund um den Markt ansahen, brachte man fünf oder sechs Soldaten herbei, aus deren Wunden das Blut noch floß.

Der General fragte mit stammenden Blicken, was das bedeuten solle. Es wurde ihm gesagt, daß die Häuser, zwischen welchen das heftigste Gefecht stattgefunden hatte, noch voll von Flüchtlingen wären, die sich erdreistet hätten, die Aufsuchenden mit Gewehrschüssen zu begrüßen. Der Kapitain, welcher seine Soldaten nicht bloßstellen wollte, hatte alles fernere Aussuchen bis auf weitere Befehle des Generals aufgeschoben.

Dieser gerieth dadurch in eine furchtbare Wuth und schwor, unter den gräßlichsten Drohungen, daß die Brigands, — anders nannten die Franzosen die kämpfenden Belgier nicht, — daß diese feigen Räuber, die seinen Parlamentär ermordet hatten, sich seines Durchmarsches durch Herenthals erinnern sollten.

Darauf schickte er einen Offizier zu dem Kapitän der verwundeten Soldaten mit dem Befehl, alle die Häuser der Straße, wo der Vorfall stattgefunden hatte, in Brand zu stecken und keine lebende Seele daraus entschlüpfen zu lassen.

Kurze Zeit darauf stiegen die Flammen aus mehr als sechzig Häusern aus; eine dicke Rauchwolke verfinsterte das Tageslicht und rollte in schrecklichen Wirbeln über die Stadt.

Bei dem Brande hörte man zwischen dem Prasseln der Flammen und dem Gekrache der einstürzenden Stockwerke das schauderhafte Geschrei der Unglücklichem die, verurtheilt lebendig durch das Feuer verzehrt zu werden, sich an den Fenstern und aus den Dächern zeigten, um diesem gräßlichen Tode zu entfliehen . . . . aber von allen Seiten zielten die Gewehre der Soldaten auf sie; und wer den Flammen entkommen wollte, wurde durch die Kugeln getödtet[12].

Bruno, welcher wie ein Dieb gebunden, gefühllos zwischen seinen Wächtern auf einem Stein saß und in schrecklichen Träumen an diejenigen dachte, welche ihm theuer waren, wurde plötzlich durch den rothen Schein der Feuergluth aus seinen todespeinlichen Phantasien geweckt.

Er starrte einen Augenblick wie sinnlos nach den Flammen hin, sprang dann auf mit dem angstvollen Schreckensruf Mutter!

Aber als er fortlaufen wollte, hielten ihn seine Wächter fest und stießen ihn hintenüber auf den Stein zurück.

Simon-Brutus, welcher einige Schritte davon neben dem General stand, hatte den Angstruf Bruno's gehört. Er wendete sich um und sah, wie der junge Mann auf die Knie fiel und die Hände bittend zu ihm erhob. Verwundert näherte er sich ihm.

Der erschöpfte junge Mann rief ihm zu:

»Ach, Simon, Simon, meine Mutter, sie ist in den Flammen!«

Eine kalte Kopfbewegung und ein Achselzucken war Alles, was er von Simon-Brutus zur Antwort erhielt.

»O, Simon!« rief er nochmals, indem er auf den Knien fortkroch. »Rette meine arme Mutter! Rettet die unglückliche Genoveva.«

»Genoveva!« rief Simon-Brutus, »Genoveva in den Flammen!«

Auf die Bestätigung Bruno's rief er den Wächtern zu:

»Macht seine Hände los! folgt mir. — »Kommt, Bruno, schnell, zeigt das Haus, wo sie ist. Sputet Euch, sputet Euch, ehe es zu spät ist!«

Und vorauseilend, rief er einige Worte dem General zu, der ihn nicht ganz verstand, doch nichts desto weniger gutheißend mit dem Kopfe nickte.

Als nun Bruno und Simon-Brutus mit raschen Schritten der Brandstelle sich näherten, war ihre Brust vor Angst beklemmt; sie sahen von weitem, wie bereits mehrere Häuser eingestürzt waren und wie die Flammen aus Fenstern und Thüren der anderen Wohnhäuser in die Höhe schlugen.

Bruno erbleichte, seine Beine wurden schwer, der Kopf begann ihm zu schwindeln. Ein letzter Hoffnungsstrahl erhielt ihm noch die Kraft, um seinen Lauf fortzusetzen.

»Wo, wo ist das Haus?« fragte Simon-Brutus.

»Dort, dort, hinter der Ecke!« sagte Bruno, beinahe der Sprache beraubt.

Und wie sie nun um die Ecke herumgebogen hatten, wies der junge Mann mit zitternder Hand auf einige rauchende Steinhaufen; ein Schrei wie ein Todesruf brach aus seiner Brust hervor, er wankte auf feinen Füßen und stürzte zu Boden.

Simon-Brutus stierte eine Weile bewußtlos in die brennende Asche, unter welcher die Leiche Genovevas Bruno's Angabe zufolge begraben liegen mußte, dann wendete er den Blick ab und verfiel in trübes Nachdenken.

Gleichwohl hob er den Kopf bald wieder in die Höhe und sprach mit kaltem Ausdrucke zu den Soldaten, die ihm gefolgt waren:

»Tragt diesen Gefangenen nach dem Markt zurück und bewachet ihn dort so lange, bis ich Euch weitere Befehle gebe.« Die Soldaten hoben den unglücklichen jungen Mann vom Boden auf und trugen ihn durch die Straße; seine Glieder hingen kraftlos herunter, wie wenn er bereits eine Leiche gewesen wäre.

Simon-Brutus folgte von weitem, die Blicke zur Erde gerichtet, und wie sehr er auch sich Gewalt anthat, seinen Schmerz zu unterdrücken, so wollte ihn doch das Bild von Genoveva, mitten in den Flammen, gegen den schauderhaftesten Tod ringend, nicht verlassen.

Der Markt und die angrenzenden Straßen hatten inzwischen ein trauriges Ansehen bekommen.

Beim Erblicken des rothen Scheines, der den Brand verkündete, glaubten die bebenden Bewohner, daß die ganze Stadt bestimmt sei, durch die Flammen vernichtet zu werden; die meisten kamen daher aus ihren Häusern und suchten sich durch die Flucht zu retten. Anfangs wollten die Franzosen sie zurücktreiben und sie verhindern, die Thore zu erreichen; sie hatten sogar mehrmals unter das fliehende Volk geschossen: doch da es meistens Frauen, Kinder und Greise waren, so ließen sie sie endlich ungehindert aus der Stadt hinausströmen.

Plötzlich zeigte sich in der Ferne ein eigenthümliches Schauspiel.

Es war eine Reihe Nonnen mit ihrer Oberin an der Spitze: sie kamen langsam von der Seite, wo der Beguinenhof stand und schienen sich nach dem Marktplatz hinzuwenden, wo sie den General zu Pferde sitzen sahen.

Die Soldaten erkannten an den Anzügen dieser Frauen, daß sie zu den Nonnen gehörten, welche überall die Kranken und Verwundeten von Freund und Feind mit derselben Liebe versorgten und deshalb sogar in den französischen Heeren mit Ehrerbietung und Geneigtheit behandelt wurden. Kein verwundeter Franzose lag in Herenthals, der nicht von den liebreichen Schwestern bereits Nahrung und Pflege erhalten, dem sie nicht Tröstung und Erleichterung gebracht hätten.

Nun naheten die muthigen Jungfrauen mit Ruhe in ihren Blicken, furchtlos und stark selbst da, wo jeder vor dem gewissen Tode floh. Die französischen Soldaten traten zur Seite und legten mit Ehrerbietung die Hand zum Gruße an ihren Hut.

Mit langsamen Schritten traten die Nonnen vor den General hin, der sie mit Verwunderung sich nahen gesehen hatte.

Alle knieten nieder und hoben die Hände wie zum Gebete zu dem Feldherrn auf.

in gutem französisch sprach die Oberin der Nonnen zu ihm, indem sie ebenfalls knien blieb:

»Im Namen des Herrn, im Namen der Menschenliebe, General, Gnade, Gnade für diese unglückliche Stadt! Hat sie Eure Rache verdient, so hat sie genug gebüßt. Ein Theil ist bereits von den Flammen verzehrt, o schonet des Uebrigen! Erhört, erhört die demüthige Bitte schwacher Frauen, die ihr Leben dem Dienste der leidenden Menschheit geweihet haben. Sehet, wir knien flehentlich vor Euch nieder, möge unser Nothruf Anklang in Eurem Herzen finden . . . Ach, wir wollen Gott bitten, daß er auch Euch barmherzig sei!«

Der General reichte der Oberin der Nonnen seine Hand und gab ihr ein Zeichen zum Aufstehen. Er sagte mit einer gewissen Freundlichkeit:

»Ihr bitter mich, citoyenne, daß ich den übrigen Theil der Stadt verschonen soll; meine Absicht war es nicht, sie zu vernichten, wenn man mir keine Veranlassung dazu gegeben hätte. Aber da Ihr mich bittet, so will ich es gewähren, so weit es mir möglich ist.«

Dabei wendete er sich zu einem Stabsoffizier und befahl:

»Man halte ein mit der Rache-Ausübung! Man schicke die Soldaten nach den Brandstellen, um das Feuer zu hemmen und zu verhindern, daß es weiter um sich greife. Man lasse die friedlichen Bürger ungehindert und nehme nur diejenigen, welche Widerstand leisten bei Durchsuchung der Häuser gefangen. Mit einem Worte, ich will, daß alle Gewalt aufhöre, so viel es die Würde der Republik und unsere eigene Sicherheit zulassen.«

Hierauf wendete sich der General wieder an die Oberin und fragte:

»Seid Ihr zufrieden, citoyenne?«

»Ach, ich danke Euch aus Herzensgrunde«, antwortete sie.

»Was Euch angeht, gute Schwestern«, sprach der General weiter, »so hoffe ich, daß Ihr meine Leute liebreich behandeln werdet, in Erinnerung an dasjenige, was ich für Euch gethan habe.«

»General«, antwortete die Oberin, wie auch Euer Entscheid ausfallen mochte, die Pflicht würden wir dennoch erfüllt haben mit eben derselben Gottesfurcht. So wie ein Mensch leidet, ist er uns zum Bruder gegeben; die christliche Liebe kennt kein anderes Gebot . . . .«

»Es ist sehr schön«, fiel der General ihr freundlich lächelnd in die Rede, ersparet uns eine Predigt. Gehet, Schwestern, kehrt zurück in Frieden . . . «

Indem nun die Nonnen mit eben soviel Anstand sich wieder entfernten und unter den Ehrenbezeugungen der Soldaten nach dem Beguinenhof zurückkehrten, rief der General:

Man stelle die Truppen auf den Marktplatz auf, und bringe die Gefangenen in Sicherheit, damit der Kriegsrath über ihr Schicksal Beschluß fasse.

Es kam mehr Bewegung unter die Soldaten auf dem Markt. Die Offiziere liefen in allen Richtungen, um die Befehle des Generals nach den verschiedenen Seiten bekannt zu machen.

Die Wachen hießen die Gefangenen aufstehen, und machten sich fertig, sie fort zu bringen.

Bruno war endlich aus seiner Ohnmacht erwacht; er saß wieder auf demselben Stein, mit dem Kopfe auf die Brust gebückt, in trauriger Seelenpein und sein schreckliches Unglück überdenkend.

Man hieß ihn aufstehen und brachte ihn zu einigen anderen Gefangenen, welche wie er verwundet waren; mit diesen wurde er fortgeführt.

VIII.

In einem abgelegenen Zimmer des Beguinenhofes zu Herenthals befand sich Bruno's Mutter. Die unglückliche Frau mußte viel Schrecknisse erlebt haben; denn ihr Gesicht trug noch die sichtbaren Spuren überstandener Leiden. Ihre rothgeweinten Augen, ihre bleichen Wangen, ihr krampfhaft verzogener Mund und dazwischen das Lachen der Hoffnung . . . . Es war ein Ausdruck darin, welcher herzzerreißend war, weil, bei einem bejahrten Menschen die Freude zwischen Thränen, den schwersten Schlag des Schicksals ahnen läßt: die Verwirrung des Geistes unter dem Drucke eines unendlichen Schmerzes.

Neben ihr saß Genoveva, die, obwohl selbst bitterlich weinend, noch Trostworte zu ihr sprach.

Eine junge Hospital-Nonne stand vor den zwei Frauen und mischte einige anmuthige Geschichten in die Unterhaltung« um das Schmerzliche des Gespräches zu versüßen.

Die Mutter lächelte wie bewußtlos bei den freundlichen Aussichten, womit Genoveva sie trösten wollte.

»Liebste Mutter«, sprach die Jungfrau, seht Ihr, jetzt ist die Frau Oberin gewiß bereits bei dem General; sie hat vielen Einfluß auf ihn; dreimal ist sie bereits nach seiner Wohnung gewesen, um ihn um etwas zu bitten, und jedes mal gewährte er ihr Anliegen. Er bezeugt ihr eine große Achtung, ja sogar Ehrerbietung. Fragt nur meine Nichte.«

»Gewiß, es ist wahr,« antwortete die Nonne, ich zweifle gar nicht, es wird ihr Versuch gewiß glücken.«

»O, möchte dies doch nur wahr werden! sagte die Mutter mit Freudenthränen in den Augen. Möchte Gott das Gemüth des Generals mit Erbarmen erfüllen. Aber leider, mein armer Sohn, mein Bruno zum Tode verurtheilt! Veva, wenn er sich weigern sollte, dann würde morgen eine Kugel mein einziges Kind . . . !«

Die Jungfrau drückte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen, um diese peinliche Aeußerung zu unterbrechen. Dann sagte sie in süßem Tone:

»Aber hört Ihr denn nicht, was meine Nichte sagt? Laßt uns warten und hoffen: wahrscheinlich hat die Frau Oberin bereits den General verlassen; — und warum, liebe Mutter, warum uns alle diese Schmerzen, all' dies Leid anthun, in demselben Augenblick, wo man vielleicht mit seiner

Begnadigung zurückkehrt? Wenn wir auch nur einen Aufschub des Urtheils erlangen, dann können wir weitere Versuche anwenden; der Zorn des Generals wird sich ja auch legen, er wird gegen uns besser gesinnt werden; hat nicht die Frau Oberin versprochen, daß sie weder Mühe noch Bitten sparen will?«

Die bekümmerte Mutter lächelte wieder; als ob dies Gefühl der Hoffnung von Neuem in ihren Busen Eingang finden sollte. Sie ergriff Genovevas Hand mit einem . dankbaren Blicke und wollte eben auf ihre tröstenden Worte antworten« als man jemand die Treppe herauskommen hörte.

Da ist sie! riefen Bruno's Mutter und Genoveva, indem sie vor Erwartung zitternd aufsprangen.

Die Thüre wurde geöffnet.

Die arme Mutter hatte nur einen flüchtigen Blick auf das betrübte Gesicht der eintretenden Oberin geworfen, als sie auch schon die Hände klagend zum Himmel erhob und mit herzzerreißender Stimme ausrief:

»Es ist vorbei, o Gott! mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!«

»Wie denn? wie denn?« rief Genoveva in der äußersten Verzweiflung.

»Ach«, sagte die Oberin mit dem tiefsten Mitleiden, ich beklage Euer Unglück. Denken daß, Gott ihm die Märtyrerkrone vorherbestimmt hat.«

»Er muß sterben! Mein einziges Kind!« klagte die leidende Mutter. »O, Gott sei barmherzig, rufe mich zu Dir, gib mir den Tod, statt daß die Kugel ihn treffe.«

»Alle Hoffnung ist also verloren!« jammerte Genoveva« indem sie auf einen Sessel niedersank.

»Ich habe den General gesprochen«, erzählte die Oberin; »ich habe geflehet, ich habe gebeten, ich habe geknieet. Er hörte mich mit Wohlwollen an, doch sagte er, daß er nichts an dem Ausspruch des Kriegsgerichts ändern könne, weil der Kapitain der Leute von Waldeghem, der Kriegsgefangene des Kommissars der Central-Regierung sei; wenn es möglich wäre, etwas zu seinen Gunsten zu thun, so könne dies nur durch den gedachten Kommissar selbst geschehen.

Die Mutter richtete sich auf, sie zitterte vor Hast und schien plötzlich von einem tröstenden Gedanken beherrscht zu sein. Genovevas Hand ergreifend, sprach sie:

»Simon Meulemans? Er sollte mein Kind retten können? Komm, komm, Veva, laßt uns zu ihm gehen. Ich will knien, ich will vor seine Füße

kriechen, meine Thränen werden ihn besiegen; er ist kein Fremdling, er wird mit einer sterbenden Mutter gewiß Mitleid haben . . . «

»Simon Meulemans?« rief Genoveva mit Abscheu. »Ach, den kennt Ihr nicht! Er ist weit grausamer noch als die fremden Unterdrücker; er freut sich im Gegentheil über unseren Schmerz. Bruno ist sein Feind, den er haßt, dessen Tod er wünscht; viel eher könnten wir einem Stein Erbarmen einflößen, als dem eisernen Herzen dieses Henkers . . . «

»Nein, nein«, antwortete die Mutter, »ich will das letzte Rettungsmittel nicht unversucht lassen. Sollte ich selbst mitten durch die Flammen hindurch zu Simon gehen, ich muß es versuchen. Es ist Etwas, was meine Brust vor Hoffnung klopfen läßt. Etwas, das mich unwiderstehlich zu diesem Schritte treibt . . . . Kommt, o kommt!«

»ich kann nicht«, sagte die Jungfrau, »ich fürchte Simon Meulemans mehr als den Tod.«

»Ach, wehe!« rief die Mutter wehklagend, ich hatte gehofft, daß Eure Gegenwart einen günstigen Eindruck auf sein Gemüth haben würde. Er hat Euch lieb: Ihr seid vielleicht die Einzige auf Erden, der er das Leben meines unglücklichen Sohnes schenken wird . . . Aber in Gottes Namen, bleibet denn, ich werde allein gehen . . . «

Genoveva stand einige Zeit, den Blick an den Boden geheftet, in tiefes Nachdenken versunken da; sie faßte mit der bebenden Hand in den Busen, wie um zu fühlen, ob etwas, das sie dort verborgen hatte, auch noch da sei. Dann richtete sie den Kopf aus und sprach mit Entschlossenheit:

»Wohlan, Mutter, kommt, ich will Euch begleiten. »Es ist wahr, ich zittern aber ich fürchte weder Verfolgung noch den Tod; es ist die Liebe Simons, die mich zittern macht . . . . ich will dennoch vor ihm erscheinen, mich beugen vor diesem Ungeheuer, ihn bitten und ihm schmeicheln . . . . O Gott, vergib es mir: es ist für Bruno!«

Die Hand der Nonne ergreifend, sagte sie, indem sie das Zimmer verließ:

»Schwester Käthe, meine gute Nichte, Ihr wißt, wo der Kommissar von der Central-Regierung wohnt, führt uns, zeigt uns, wo wir ihn finden können.«

Von den theilnehmenden Wünschen der Oberin begleitet, begaben sich die drei Frauen die Treppe hinunter und verließen den Beguinenhof.

Vor einem großen Bürgerhause blieb die Nonne stehen und sagte:

»Seht, das ist die Wohnung des Kommissars, den Ihr sehen wollt. Ich kann kein Französisch sprechen; laßt Veva den Soldaten ansprechen, der

vor der Thüre ist.

Die Jungfrau wendete sich entschlossen zu dem Soldaten und gab ihm zu verstehen, daß sie den Bevollmächtigten der Central-Regierung wegen sehr dringender Angelegenheiten zu sprechen verlange. Ob die stattliche Schönheit Genovevas oder die Artigkeit ihrer Anfrage den Kriegsmann betroffen machte, wenigstens ließ er die Frauen in den Hausflur treten und bat sie, so lange zu warten, bis daß er von seinem Obersten Bescheid bringen würde.

Der Soldat verließ sie, klopfte leise an eine Seitenthüre und trat dann ein. Da ihm der Oberste ein Zeichen gab zu warten, so blieb er schweigend stehen.

Simon-Brutus saß an einem Schreibtische und überlas einen Brief mit halblauter Stimme, den er wahrscheinlich nach Antwerpen schicken wollte. Die Schrift war in französischer Sprache abgefaßt; das Ende lautete wie folgt:

. . . . Die Stadt ist mit Sturm genommen worden, die verblendeten Schelme haben sich vertheidigt, als ob die Tollheit sie rasend gemacht hätte: gleichwohl haben, so wie immer die unüberwindlichen Helden der französischen Republik den Sieg erfochten. Sechzig Häuser sind bis aus den Grund abgebrannt, vierhundert Brigands in den Flammen umgekommen: dies ist der Erfolg dieses denkwürdigen Tages. Morgen ziehen wir von hier ab, um die Ueberbleibsel dieser blödsinnigen Brut zu verfolgen. Bei unserem Abmarsch werden noch fünfzig Brigands erschossen werden. Solcher Abschied muß von diesem Freiheit hassenden und dummen Volke genommen werden, um ihnen im Andenken zu erhalten, wie die französische Republik diejenigen bestraft, welche sich durch Tyrannen und Priester verleiten lassen, die Freiheit und Unabhängigkeit von sich zu weisen, welche die große und edelmüthige französische Nation ihnen anbietet. — Morgen Abend wahrscheinlich ein Bericht über einen neuen Sieg.

Heil und Brüderlichkeit.

Simon-Brutus setzte seine Unterschrift unter diesen Bericht, faltete ihn zusammen, und schrieb die Adresse darauf. Indem er ihn dem Soldaten zureichte, sagte er:

»Tragt diesen Brief nach dem Stadthanse an den Wachtmeister. — Was sonst« habt Ihr etwas zu melden?«

»Citoyen commissaire«, antwortete der Soldat, »es sind drei Frauen gekommen, die Euch bitten, ihnen einen Augenblick Gehör zu geben.«

»Ich bin nicht zu sprechen!« sagte Simon-Brutus verstört. »Hat man im Kriege Zeit« um auf das Wehklagen von Frauensleuten zu hören? Geht, sagt ihnen, daß ich Niemand empfangen kann.«

Da der Kriegsmann zu zaudern schien, ehe er das Zimmer verlassen sollte, rief der Oberste in scherzendem Tone:

»Nun, citoyen corporal, sollten diese Frauen Euer Herz gerührt haben? Einen alten Wolf, wie Ihr seid!«

»Es kann wohl möglich sein«, antwortete der Soldat mit ernster Miene, »und wenn Ihr sie führt, citoyen commissaire, dasselbe möchte Euch wohl auch geschehen.«

»Was für Frauen sind es denn?«

»Es ist ein junges Mädchen, eine ältere Frau und eine Nonne, aber das junge Mädchen, citoyen commissaire, ist so schön, sie hat so etwas Gebietendes in ihrem Blick, spricht so artig und fein französisch, daß sie wahrlich im Stande wäre, auch den Unempfindlichsten zu bezaubern.«

»So, so, citoyen corporal«, bemerkte der Oberste, »es scheint« als ob Ihr doch der Unempfindlichste nicht seid. Nun denn, um Euretwillen, um dem Gegenstande Eurer Geneigtheit angenehm zu sein, will ich einen Augenblick dieser Ansprache opfern. Führet die Frauen hierher, und bringt den Brief ohne Aufschub nach dem Stadthause.

Mit einem Lächeln auf den Lippen erwartete Simon-Brutus die Ankunft der Frauen; er stellte sich an den Tisch, legte die eine Hand darauf, und ruhete so mit dem Kopfe hintenüber, in der Stellung von Jemand, der von dem Gefühle seiner Würde erfüllt ist.

Diese Stellung hatte er eben genommen, als die Thüre sich öffnete, und drei Frauen am Eingange des Zimmers kniend niederfielen, und um Gnade flehentlich baten.

»Veva!« rief der Oberste mit sichtbarer Verwunderung, indem er uns die Jungfrau zulief, und sie mit beiden Händen aufhob. Ach Veva, ich hatte Euch bereits als todt betrauert. Ihr lebet! das Schicksal hat Euch verschont! Ich bin glücklich, Euch wieder zu sehen- . . . «

Er fühlte, wie Genovevas Hände in den seinigen zitterten; er sah in ihr Gesicht, wie sie vor ihm erschreckte; er erkannte das Gefühl von Haß, welches um ihre Lippen scharf ausgeprägt war, so viele Mühe sie sich auch geben wollte, um es zu verbergen. Während er sie mit fragendem Blick und

steigender Verstörtheit ansah, rang sie ihre Hände nach ängstlichen Bemühungen aus den seinigen los.

»Simon-Brutus, durch diese unverkennbaren Beweise von Widerwillen in seinem Gefühl und in seinem Hochmuthe verwundet, ging wieder an, den Tisch, und sagte in bitterem Tone, noch vor Aerger zitternd:

»Ihr bittet um Gnade! Ist dies etwa die Art, wie man Gnade erlangen kann? Laßt hören, welches die Gunst ist, die man zu erhalten wünscht, indem man mich reizt?«

Die Mutter bewegte sich auf den Knien nach ihm hin, hob beide Hände in die Höhe, und sagte:

»O, Simon Meulemans, sehet meine Thränen an, erhört meine demüthige Bitte, seid barmherzig, gebt einer armen Mutter doch nicht den Tod! o, schenkt mir das Leben meines einzigen Kindes!«

»Das Leben von Bruno?« fragte der Oberste mit bitterem Lachen.

»Simon«, fügte die schluchzende Frau hinzu, »als Eure selige Mutter krank war, habe ich Euch an meine Brust genommen, mit meiner Milch Euch genährt. Oh, bei Allem, was Euch theuer ist, rettet meinen Sohn! Belohnet meine Freundschaft zu Euren Eltern doch nicht durch eine Unthat, die mein Mutterherz vernichten müßte!«

Mit sichtlicher Gefühllosigkeit antwortete der Oberster:

»Der Kriegsrath hat ihn verurtheilt; er hat seine Strafe verdient. Ich kann sein Loos nicht ändern . . . «

»Ach« die Macht habt Ihr, Simon«, sagte die Frau weiter, der General sagte es mir, daß Ihr der Einzige seid, welcher mein Kind retten kann. Sollte der Krieg; Euer Herz für Erbarmen und Mitleiden verschlossen haben? O, laßt einen einzigen Strahl von Menschenliebe es noch einmal erleuchten! Bedenkt, daß die, welche vor Euch auf den Knien liegen, Eure arme Dorfgenossen sind; gedenkt, daß ich einst für Euch eine Mutter war, daß Ihr an derselben Brust, wie mein unglücklicher Bruno gelegen habt!«

Die Nonne lag auf derselben Stelle noch auf den Knien, und blickte zur Erde; Genoveva stand aufrecht, und weinte mit den Händen vor den Augen. In ihrem Herzen ging ein peinlicher Kampf vor sich; dann sagte ihr Herz, daß sie wieder vor Simon knien, ihn bitten und flehen, und freundlich gegen ihn sein solle; das Gefühl der Pflicht und, des Mitleidens trieb sie zu dieser Aufopferung: gleichwohl, war aber der Abscheu vor dem Henker Aller derjenigen, welche sie liebte oder kannte, so mächtig in ihr, daß er alle anderen Gemüthsbewegungen unterdrückte. Dieser schmerzliche

Kampf hatte ihren Muth gebrochen, und eine Thränenfluth brach aus ihren Augen hervor.

Simon-Brutus hatte den Blick auf Genoveva gerichtet, während er auf die letzte Bitte der flehenden Mutter antwortete:

»Ihr bittet mich um Gnade für Bruno! Aber seid Ihr denn sinnlos, Frau? Ist Bruno nicht mein Feind? Ja selbst früher schon als wir die Männerjahre erreicht hatten! Hat er mir nicht die Liebe meiner ersten Freundin entrissen, und dadurch mein Leben vergiftet? Und, — es ist eine höhnende Spötterei — sie, die Ursache meines glühenden Hasses gegen ihn, sie kommt, von mir Gnade für ihn zu erbitten, — und als Belohnung bietet sie mir Mißfallen, Verachtung, Abscheu an! Hütte sie mein Herz an der rechten Stelle getroffen, wer weiß, ob die Liebe mich nicht geneigt dazu gemacht hätte, Bruno's Befreiung zu bewirken!«

Die Mutter, noch kniend« wendete die aufgehobenen Hände zu der Jungfrau hin, und rief bittend:

»Veva, o Veva« um Gottes Willen, erbarme dich meiner1 Ach, sage ein gutes Wort für den armen Märtyrer! Sein Leben ist in deinen Händen . . . «

Bleich und bebend« doch gleichwohl mit einer gewissen Würde sprach Genoveva zu dem Obersten:

»Simon, wenn Ihr saget, daß ein Gefühl von Liebe in Eurem Herzen ist, wohlan, beweiset es mir für's Erstemal in Eurem Leben. Thut ein gutes Werk in meinem Namen!«

»Und wenn ich dies thäte, Veva?« fragte der Oberste in einem sanfteren Tone.

Die Jungfrau erwiderte:

»Ihr verlangt meine Zuneigung. Niemals habe ich Euch als Mensch gehaßt: im Gegentheil, ich habe es Euch selbst bekannt, daß früher Eure Gegenwart mir angenehm war; aber mein christliches Herz, mein weibliches Gefühl ist dadurch gegen Euch empört, weil ich an Euch einen gefühllosen Menschen zu erkennen geglaubt habe, einen entarteten Belgier, welcher bei den Leiden seiner Brüder kalt bleibt. O, beweiset es mir, daß ich mich geirrt habe, daß unter der rauhen Schale, welche Euer Herz zu umgeben scheint, noch der angeborne Edelmuth fortlebt . . . . Sollte mir dieser Beweis gegeben werden, so würde ich noch ein Gefühl von Dankbarkeit, ja mehr noch als dies, ein Gefühl von Freundschaft und Geneigtheit für Euch in meinem Herzen haben. Simon, ihr könnt wählen: entweder meine dankbare Freundschaft, oder meinen gerechten Haß!

Entweder ein Christ und ein Mensch sein, oder ein Wütherich bleiben, der sich sogar belustigt an der Sterbensqual einer unglücklichen Mutter, an deren Brust er gesäugt worden: an der tödtlichen Angst derjenigen, welche er zu lieben vorgibt.«

Diese Worte, mit Nachdruck« aber an einzelnen Stellen auch mit trauriger Innigkeit gesprochen, hatten einen tiefen Eindruck aus Simon-Brutus hervorgebracht. Er lauschte still auf die bezaubernde Stimme der Jungfrau: ein freundliches Lächeln hatte die Wildheit aus seinem Gesichte verdrängt: man hätte ihn in diesem Augenblick für einen guten und gefühlvollen Menschen halten können.

Im Gesicht der Mutter zeigte sich ein Strahl von Hoffnung.

Der Oberste stand eine Weile nachdenklich und überlegend da, während er Genoveva in die Augen blickte; sie bemerkte ebenfalls, daß ihre Worte ihn erschüttert hatten, fiel auf die Knie, und rief mit Thränen auf den Wangen:

»Ach, Simon, seid ein Mensch! Seht, ich auch, ich knie vor Euch, ich liege zu Euren Füßen! Gebt ihm Gnade, gebt ihm das Leben! Ich werde es Euch ewig danken, ich will Euch lieben für diese Wohlthat!«

Einen Augenblick noch blickte Simon-Brutus bewegungslos auf sie; dann aber, als ob ein plötzlicher Entschluß ihn aus seinen Träumereien erweckte, ging er auf die Jungfrau zu, hob sie vom Boden auf, und sagte rasch und tief bewegt:

»Veva, sein Schicksal ist in Eurer Hand. Ihr selbst sollt entscheiden, ob er sterben oder leben wird. Kommt, ich muß Euch allein sprechen . . . «

Er führte sie in eine Ecke des Zimmers.

»Veva,« sagte er zu dem zitternden Mädchen: »Ihr habt in meinem Herzen eine süße Hoffnung erregt; aber ich zweifle, ob Ihr auch wisset, was Ihr mir versprochen habt.«

»Ihr wollt mich also lieben, wenn ich Bruno erlöse,« wenn ich ihn rette? Und ihr wollt ihn dann verlassen, und mir angehören? Meint Ihr es so, oder ist es lediglich Eure Liebe zu ihm, welche Euch diese Worte aussprechen ließ? . . . . Ihr erwidert nichts? Ich sehe Euch zittern und erbleichen? ich habe mich geirrt, nicht wahr? Wohlan, wie ist es? ich will es vollständig wissen. Dies sind meine Vorschläge: Ihr verzichtet auf Bruno; Ihr gebet Eure Zustimmung, meine Frau zu werden; ich verschiebe die Ausführung des Todesurtheiles. Bruno folgt mir, wo ich hingehe; weigert Ihr entschieden, Euch mit mir zu verbinden, so trifft ihn die Kugel, wo wir

auch sein mögen; werdet Ihr aber meine Frau, so ist der Augenblick der Hochzeit auch der Augenblick der Befreiung Bruno's. Es wird schwierig sein, daß ich sie erlange; aber ich habe der französischen Republik und unserem Feldherrn große Dienste geleistet; ich will sie allzumal für diese Gunst aufopfern. Was mich betrifft, so werde ich die Bedingungen dieser Uebereinkunft erfüllen . . . . aber Ihr Veva? Ist Euch das Leben von Bruno so viel werth, daß Ihr darauf eingehen wollet?«

Das arme Mädchen stand wie vernichtet vor dem Obersten da; dieser fuhr fort:

»Ich habe es Euch gesagt, Bruno's Leben ist in Euren Händen; auch ich berufe mich aus Euren Edelmuth, auf Eure Menschenliebe. Wohlan denn, wollt Ihr ihn retten oder ihn verurtheilen? Sprechet, meine Zeit ist kostbar!«

Die Jungfrau erhob ihre Blicke zum Himmel und rief klagend:

»Gott, Gott, welche Prüfung!«

»Gott kann Euch für diesen Augenblick nicht helfen«, sagte Simon-Brutus ungeduldig, Ihr allein entscheidet über sein Schicksal. Laßt hören«,was habt Ihr beschlossen?«

»O Simon«, seufzte das Mädchen« ich kann es nicht sagen.

»Nun denn, viele Worte sind hier nicht nöthig; ein einziges ist hinreichend: werdet Ihr meine Frau« ja oder nein?«

Genoveva stand sprachlos da und zitterte. Da aber der Oberste inzwischen ungeduldig auf eine entscheidende Antwort drängte, so erhob die Jungfrau plötzlich den Kopf und sprach:

»Ach Simon, wenn ich Euern Antrag verwerfe, werdet Ihr ihn morgen tödten lassen, nicht wahr? Sein Leiden wird nur einen Augenblick dauern; er ist dann gefallen für seinen Glauben und für sein Vaterlands er wird die Strahlenkrone der Märtyrer dort oben empfangen.. . . Erfüllte ich Euer Verlangen, so müßte er doch sterben; langsam« vor Liebesgram, vor Seelenschmerz . . . Er würde dann durch das Blei der Unterdrücker nicht getroffen werden, aber ich, seine Freundin, die er mehr als sein Leben liebt, ich hätte ihn getödtet, ich hätte den Dolch des Verraths in sein Herz gestoßen. Nein, nein, Ihr seid ein Henker, Ihr mögt tödten und martern: das ist Euer Beruf. Er sterbe durch Eure Grausamkeit, nicht durch meine Untreue. Auf solche Bedingung will ich seine Begnadigung nicht: sie würde ihn tödten, und mich entehren.«

Vor Zorn und Beschämung bebend, fuhr der Oberst mit lauter Stimme los:

»Vermessene! So also erkennt Ihr meine Güte an? Ich könnte Euch gefangen nehmen, mich rächen für Eure höhnende Frechheit; aber es ist nichts mehr zwischen uns gemein. Ich kenne Euch nicht mehr!«

Bei diesen Worten stieß er Genoveva von sich fort, und wendete sich mit zornglühenden Blicken zu der betrübten Mutter, indem er sagte:

»Geht, verlaßt mich, ich bin unerbittlich. Die Kugel wird Euren Sohn für seine fanatische Narrheit bestrafen. Hoffet nichts mehr; denn könnte es sein und könnte ich dazu helfen, er stürbe zweimal!«

Die Mutter stürzte mit einem kläglichen Wehgeschrei auf den Fußboden nieder. Indeß Genoveva und die Nonne herbei sprangen, um ihr Hilfe zu bringen, schloß Simon-Brutus eine Thür auf, und verschwand aus dem Zimmer.

Auf den Hilferuf der Nonne trat der Korporal in die Stube herein, und holte Wasser und Essig, indem er den Frauen jeden nöthigen Beistand leistete.

Die Mutter hatte eben die Augen wieder geöffnet, als ein anderer Soldat erschien, der den Befehl brachte, die Frauen sogleich und ohne Verzug zurückzuführen.

Es war gegen dieses Gebot nicht zu widersprechen, der Korporal unterstützte die halbtodte Mutter bis zur Hausthüre« indem er dort mit theilnehmenden Worten sich von ihr verabschiedete.

Die arme Frau schien ganz vernichtet; sie ging sprachlos und ohne Macht auf den Arm von Genoveva und auf die Schulter der Nonne gestützt: so schleppten sie sich weinend durch die Straßen fort, welche bis zum Beguinenhof hinführten.

Sie waren beinahe dort angekommen, als Genoveva zum Erstenmal wieder einige Worte sprach. Sie sagte mit eingehaltener Stimme in’s Ohr von Bruno’s Mutter:

»Verzweifelt noch nicht. Der Bösewicht hat gesagt, daß Gott die Macht nicht habe, uns zu helfen; er lästert, wir werden es sehen! Möchte doch Jan unsere Freunde entdecken, und bald zurückkommen! Möchte ihm doch sein Versuch glücken! Alles ist noch nicht verloren, Mutter. Vielleicht kann ich das Wunderwerk thun, welches der Henker um den Preis von Ehre und Leben uns verkaufen wollte. Der Himmel wolle meinen Geist erleuchten«

und meinem Herzen Kraft geben . . . . Es kann vielleicht ein schwaches Mädchen den armen Märtyrer noch retten!

Die betrübte Mutter warf einen sterbenden Blick auf Genoveva, und ließ sich gefühllos und ohne Antwort zu geben, in den Beguinenhof führen.

IX.

Bei einem Thore von Herenthals, welches man das Kuhthor nannte, und welches jetzt nicht mehr besteht, hatten die Soldaten ein Bürgerhaus eingenommen. Die Vorderstube desselben wurde als Wachhaus für etwa dreißig Soldaten benutzt, um den Stadteingang zu bewachen. Um Wachen zu ersparen oder vielleicht auch wegen Mangel an zweckmäßigeren Räumen, waren die verwundeten Bauern in ein großes Hinterzimmer dieses Hauses auf Stroh niedergelegt worden. Die Mittelthür des Krankenzimmers führte zur Wachstube, so daß die Soldaten die Gefangenen jederzeit sehen konnten. Es war gerade Nacht und auf den Straßen so überaus dunkel, daß man aus einige Schritte weit selbst die Häuser nicht sehen konnte.

Die meisten Soldaten der Wache schliefen auf Stühlen, oder lagen mit dem Tornister unter dem Kopf aus der Erde. Fünf oder sechs saßen an einem Tische und spielten Karten. Der Sergeant schritt mit langsamen Tritten die Stube aus und nieder und ging nur von Zeit zu Zeit hinaus, um die Schildwacht zur Wachsamkeit zu ermahnen, —oder zur Schlafstätte der Gefangenen, um sich zu überzeugen, daß Alles ruhig und sicher blieb.

In dem Zimmer, wo die verwundeten Bauern lagen, brannte kein Licht, allein die Lampe der Wachstube erfüllte den mittelsten Theil desselben mit einem matten Schimmer, welcher gerade zuließ, die Gefangenen in zweifelhaften Umrissen zu unterscheiden.

Etwa zwölf Menschen, Kopf, Arm oder Bein in blutige Tücher gehüllt, lagen da auf Stroh. Einige saßen halb aufrecht, mit den Händen vor den Augen, Andere blickten starr und gedankenlos in den dunklen Raum.

Eine Todtenstille herrschte unter diesen Unglücklichen; man hätte glauben können, einen Haufen Leichen zu sehen, wenn die brennenden Leiden ihrer Wunden nicht zwei oder drei von diesen armen Leuten zeitweise einige Schmerzenslaute entlockt hätten« wodurch die Stille unterbrochen und so noch unangenehmer wurde.

Bruno saß in dem entferntesten Winkel mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt; sein Kopf hing ihm bleischwer auf der Brust, seine Arme lagen schlaff auf seinen Knien. Man konnte nicht unterscheiden, ob er wachte oder schlief; denn seine Augen waren halb offen, jedoch so bewegungslos und so fest auf das Stroh geheftet, daß nichts an ihm weder Bewußtsein noch Leben errathen ließ.

So saß der unglückliche Jüngling bereits stundenlang ohne die geringste Bewegung zu machen. Auf Alles, was man ihm gesagt hatte, gleichviel, ob Trostworte oder schnöde Drohungen, hatte er Nichts geantwortet.

Alle Gefangenen, sowohl die Verwundeten, welche sich hier in dem Wachhause befanden, als die, welche anderswo auf dem Markt eingesperrt worden, wußten, daß sie verurtheilt waren, heim Aufgange der Sonne erschossen zu werden. Das Todesurtheil war ihnen vorgelesen worden.

Viele der Gefangenen mochten diese Nacht in Angst und großer Traurigkeit zubringen und trauernd träumen von ihrem jungen Leben, von ihrem Geburtsdorfe, von Eltern, Freunden und Freundinnen, die sie nun für ewig verlassen sollten. Die Furcht vor dem Tode, wenn er langsam und sichtbar herannahet, ist dem Menschen so natürlich, daß selbst der Muthigste diese angeborne Liebe zur Selbsterhaltung nicht ganz zu unterdrücken vermag.

Die Bestimmtheit des bevorstehenden Todes war aber der Grund zur Niedergeschlagenheit Bruno's nicht. Sein eigenes Todesurtheil hatte er vergessen; weit ärgere Schlangenpein wüthete in seinem Herzen . . . Sein Vater umgebracht, seine Mutter und seine Freundin verbrannt zu Asche, sein Geburtsland in Fesseln geschlagen, Unglaube und Gottlostgkeit triumphierend! Alles war daher für ihn verloren, — und er wünschte den Tod, denn auf dieser Welt war ja Alles vernichtet, was er geliebt hatte; er sah hier Nichts mehr als was er haßte und verabscheute . . . Er hatte sich von Allen abgesondert, welche um ihn waren, und man hätte vermuthen können, daß er den Verstand verloren habe. Aber während er da so schweigend und bewegungslos an, der Mauer saß und starren Blicks aus das Stroh stierte, war seine Seele wach und führte ihm aufs Neue alle die furchtbaren Leiden vor, welche ihn und die Seinigen betroffen hatten. Alles trat ihm in lebhaften Bildern wieder vor die Augen so klar und so hell, als ob es wirklich noch einmal geschähe. —

So hörte er, wie die Soldaten aus dem Hofe seines Vaters Feuer gaben und sah, wie eine Anzahl Kugeln den Körper seines Vaters durchbohrten; er sah wie das Blut ihm entfloß; er zitterte vor Wuth und Entsetzen, da er die Leiche seines Vaters in den schmutzigen Wasserpfuhl hineinwerfen sah. Plötzlich führte ihn dann seine Phantasie nach Herenthals vor das Haus, wo er seine Mutter und Genoveva gelassen hatte. Die Flammen schlugen himmelhoch über die Straßen, Alles trachte, heulte und wehklagte rund um ihn her; aber inmitten alles dieses Lärmens, inmitten dieser furchtbaren Fluth von Wehgeschrei unterschied er die Stimme seiner Mutter, die

Stimme von Genoveva Sie riefen nach Rettung« riefen seinen Namen . . . und er, er konnte innerhalb der Mauern des brennenden Hauses sehen, wie seine Mutter und Genoveva in der Feuerglut mit fliegenden Haaren herumliefen, einander in Verzweiflung umarmten und mit zum Himmel gerichteten Blicken unter dem Einsturz des Gebäudes zerschmettert wurden . . . ! Diese und noch andere Schreckensbilder zauberte seine grausame Einbildungskraft in unaufhörlichem Wechsel vor seine verwirrten Blicke hin. Eben sah er zu seinen Füßen im Stroh die verkohlten Leichen seiner Mutter und seiner Freundin liegen« und erschauderte vor diesem Schreckensbilde, als der Sergeant mit der Lampe in das Zimmer trat und in französischer Sprache zu ihm sagte:

»Heda, Kamerad, was sehet Ihr denn da in dem Stroh? Die Zeit der Gespenster ist vorbei; die französische Republik hat sie nach Spanien verjagt. Seid muthig; etwas früher oder später, wir müssen doch allzumal an der Kugel kauen.«

Bruno richtete einen langsamen nichtssagenden Blick auf den Sergeanten, als ob er ihn nicht verstanden hätte und schlug dann die Augen nieder.

»Armer Junge!« murmelte der Sergeant: »Nicht Jedermann ist Soldat. Er ist verrückt; der Schreck hat ihn dumm und närrisch gemacht.«

Ein Soldat trat in das Zimmer und meldete seinem Vorgesetzten:

»Citoyen sergeant, es stehen zwei Frauen bei der Schildwacht; sie bitten um die Erlaubnis, die Gefangenen besuchen zu dürfen.«

»Frauen, Frauen in meinem Wachhaus!« rief der Sergeant. »Was hat denn die Schildwacht in ihrem Kopf? Man entferne die Frauen, — und in aller Eil!«

»Es sind Nonnen, Hospitalnonnen«, bemerkte der Soldat, »sie wollen, Euch sprechen.

»Das verändert die Sache wohl etwas«, sagte der Sergeant, »aber Nonne oder nicht Nonne, »ohne den Befehl meines Obersten kommt kein Sterblicher herein zu meinen Gefangenen. Laßt sehen, was dies ist, laßt die Frauen hereinkommen, bis an die Thüre, nicht weiter.«

Er ging in das Vorzimmer zurück; aber als die erste Nonne sich vor seinen Augen zeigte, blieb er betroffen stehen, indem er voll Verwunderung murmelte:

»So, so, wären alle Nonnen wie diese, mich dünkt, ich würde ein Heiliger!«

Die erste Nonne war wirklich schön und eindruckerweckend, von hoher Gestalt, stattlicher Haltung mit spiegelreinem Gesicht und feurigen Augen.

Ihr folgte eine Schwester von angenehmem, doch mehr gewöhnlichem Wesen. Diese trug einen großen Korb am Arme und darin drei oder vier Flaschen, etwas Brot und Fleisch, und Leinwand zum Verbinden der Wunden.

Beim Erscheinen der Frauen hatten die Soldaten an dem Tische ihre Karten weggelegt; andere waren vom Strohlager ausgestanden. Alle hielten ihre Blicke schweigend aus die stattliche Jungfrau gerichtet.

Mit einer gewissen Höflichkeit, sogar mit Ehrerbietung, fragte der Sergeant die erste Nonne:

»Wohlan, gute Schwester, was ist Euer Wunsch?

Die Nonne antwortete ihm auf gutem Französisch und in einem sanften anspruchlosen Tone:

»Wir sind Schwestern, die hergeschickt worden sind, um den Verwundeten Labung und Trost zu bringen. Wir haben bereits viele Franzosen besucht; die Menschenliebe, deren demüthige Dienerinnen wir sind, gebietet uns zugleich, die armen Gefangenen zu besuchen. Ich darf hoffen, citoyen, daß Ihr uns diese unsere Sendung erfüllen lassen werdet.«



»Ich möchte es wohl, antwortete der Sergeant, denn in der That, man müßte ein Wolf oder ein Tiger sein, um Euch etwas abschlagen zu können; aber liebe Schwester, ich darf es nicht thun. Die Befehle sind gemessen und streng; ohne Erlaubnis vom Stabe wird kein Mensch bei den Gefangenen zugelassen.

»Ich habe einen Erlaubnisschein«, antwortete die Nonne, indem sie eine Schrift aus der Tasche zog und sie ihm übergab.

Der Sergeant näherte sich der Lampe und sagte murmelnd:

»Ein Befehl des Generals, die Hospitalinnen überall zu den Verwundeten hinzulassen, und sie ungehindert zu ihnen zu führen, wenn sie sich anbieten; das ist richtig.«

Und sich nun zu der wartenden Schwester wendend, sprach er:

»Es ist in aller Ordnung; aber ich zweifele, ob dieses Wort, »Verwundete« hier nicht lediglich französische Verwundete bezeichnet.«

»Ihr thut da Eurer Nation Unrecht«, antwortete die Nonne. Seit wann sind die Franzosen grausam und gefühllos gegen einen besiegten Feind, und noch dazu gegen unglückliche Verwundete?«

»In der That«, lachte der Sergeant mit einem gewissen Selbstgefühl, ich höre, daß Ihr uns kennt: schrecklich im Kriege, gutmüthig nach dem Kampfe, zu allen Zeiten dienstfertig für Frauen und für Unglückliche. Der General wird es auch nicht anders verstanden haben. Aber Schwester, die Männer da Innen haben nichts mehr nöthig, noch einige Stunden und es ist aus mit ihnen. Dennoch will ich Euch zu ihnen führen und Euch vorleuchten. Kommt, folgt mir, es ist nicht angenehm in diesem Grabe; aber Ihr seid daran gewöhnt, Ihr sehet ja nichts Anderes . . . «

Er nahm die Lampe und gab den Soldaten ein Zeichen, daß sie in der Wachstube bleiben sollten; von den zwei Nonnen gefolgt, trat er in die Gefangenenstube und hielt die Lampe in die Höhe, damit sie besser sehen könnten.

Die erste Nonne sah eine kurze Weile aus die Gefangenen hin. Ihr Herz wollte ihr beinahe brechen, als sie in der fernsten Ecke den unglücklichen Bruno, den Kopf mit den Händen gestützt da sitzen sah, von Schmerz vernichtet, wie versteinert durch die Leiden; ja gefühllos selbst bei der plötzlichen unvermutheten Erscheinung von Licht in dem dunkeln Kerker.

Doch schnell unterdrückte sie ihre Bewegung und ging zu den Verwundeten, die am meisten von Bruno entfernt waren. Zu jedem sprach sie einige Trostworte; aber so leise, daß der Sergeant nichts weiter davon hören konnte, als ein undeutliches Gemurmel. Sie labte die Schwächsten mit einem Schlucke Wein, gab den Hungrigen etwas Brot und Fleisch und richtete die Verbände ihrer Wunden wieder in Ordnung.

Der Sergeant, welcher mit der Lampe an der Thüre stehen geblieben war, murmelte bei sich selbst:

»Ein prächtiges, schönes Mädchen. Sie paßte sich ganz und gar zu einem Bataillons-Chirurgen. Wie sie mit dem Verbinden umzugehen versteht!«

Je mehr die mildthätige Schwester sich in der Ecke in welcher sich Bruno befand, näherte, kam auch mehr Hast in ihre Bewegungen. Der Sergeant glaubte selbst zu bemerken, daß sie bebte; auch schien es ihm, als ob sie bei ihrem Eintritt nicht so bleich ausgesehen habe als jetzt, allein er dachte, daß das erste aus Mitleiden, das letzte durch den gelben Schein der Lampe bewirkt werde.

Als die Nonne einen Schritt näher an Bruno heran trat, sagte der Sergeant zu ihr:

»Schwester, laßt den Kerl dort nur in Ruhe. Das Feuer hat ihm das Gehirn versengt; er ist verrückt und wird euch nicht verstehen. Den ganzen Tag über hat er Nichts gegessen, weder getrunken, noch gesprochen. Der ist der glücklichste von Allen, er wird sterben, ohne es zu wissen.«

Allein die Nonne schien aus diese Bemerkung nicht zu achten, sie ging zu dem jungen Manne, bückte sich zu ihm, nahm seinen Kopf, welcher mit Tüchern umwickelt war, zwischen ihre Hände und sprach einige Worte in sein Ohr.

Bruno, wie von einem schrecklichen Schlag getroffen, richtete sich zitternd aus, und rief wie irre:

»Veva! Veva!«

»Still, still, bleibt sitzen und schweigt:« murmelte das Mädchen in einem ruhigen und gebietenden Tone. »Still! Ihr sollt Alles erfahren . . . «

Und mit einer unwiderstehlichen Gewalt drückte sie ihren zitternden Freund nieder, so daß er wieder in seine frühere Haltung zurückfiel.

»Es scheint, daß Euch der arme Narr kennt«, sagte der Sergeant. »Ihr heißt also Veva, Das ist ein hübscher Name.«

»Er ist wirre«, antwortete das Mädchen, der unglückliche Junge meint, daß ich seine Schwester bin. Mir scheint es, als ob der Verband um seinen Kopf zu stark auf die Wunde drückt. Das entzündet sein Gehirn. Eine reine Binde wird seine Pein erleichtern.

»Meine Mutter?« rief Bruno voller Angst, ihr in die Augen starrend. Meine arme Mutter? Sprechet! o sprechet doch!«

»Still!« antwortete das Mädchen, »ich darf Euch nicht kennen. Schweiget ich will Euch mit guten Nachrichten erfreuen!«

Indem Bruno zitternd und fragend seine Augen auf sie gerichtet hielt, hatte sie den Verband um seinen Kopf losgeknüpft und sprach mit lauter Stimme gleichgültige Worte mit ihm; auch wohl mitunter in französischer Sprache, um dem Sergeanten allen Argwohn zu benehmen; doch

dazwischen sagte sie ihm auch in aller Stille Dinge, welche sein Herz mit Glückseligkeit erfüllten und in seinen Gesichtszügen einen freundlichen Ausdruck erzeugten. Der Sergeant hielt sich nun noch mehr überzeugt, daß er verrückt sei.

Sobald Bruno wußte, was Genoveva ihm zu sagen hatte, war auch der neue Verband um seinen Kopf gelegt. Die Jungfrau verließ ihn jetzt: er legte sich auf das Stroh nieder und ließ sie, ohne das geringste Zeichen von Dankbarkeit fortgehen, ja ohne selbst sich einmal nach ihr umzusehen.

In der Wachstube angelangt, sprach Genoveva zu dem Sergeanten:

»Citoyen, ich muß zur Stadt hinaus, um eine arme Frau zu besuchen, welche in Todesnöthen ist. Seid so gefällig, mir das Thor aufzuschließen.«

Das Gesicht des Sergeanten verfinsterte sich zu tiefem Nachdenken.

»Wir haben den allerstrengsten Befehl, das Thor für Niemand zu öffnen«, sagte er; Ihr würdet mich sehr verpflichten, wenn Ihr von diesem Gange Abstand nehmen wolltet.«

»Es ist nicht möglich, citoyen, ich habe ebenfalls Vorgesetzte, denen ich Gehorsam schuldig bin. Und überdies ist, der Befehl von Eurem General nicht hinreichend? Ist er denn nicht ausdrücklich genug? Da seht, habt die Güte, ihn noch einmal zu lesen.«

Der Sergeant nahm die Schrift, besah die Unterschrift und Siegel genau, und las mit lauter Stimme, indem er mit den beistehenden Soldaten zu berathschlagen schien:

. . . Laisseront passer librement les citoyennes Soeurs de l'hopital partout, ou elles se présenteront. — Partout?[18] Das ist doch auch das Thor! Wohlan, so folgt mir, ich werde Euch das Thor öffnen. Werdet Ihr lange ausbleiben, Schwestern? Und kommt Ihr hierher wieder in die Stadt zurück? Ich werde dann meine Leute davon unterrichten, damit Ihr nicht nutzlos zu warten braucht.«

Die arme Frau, die wir besuchen müssen, wohnt beinahe eine Stunde Weges von hier,« antwortete Genoveva. Ich glaube, daß wir in etwa zwei Stunden zurück sein können.

»Und Ihr wagt es« in dieser pechfinstern Nacht so mit Eurer Gefährtin allein auf dem einsamen Wege zu gehen? Ich bewundere Euren Muth, Schwester; fürchtet Ihr nicht, daß Euch einige dieser Brigands sollten anfallen können?«

»Die Brigands werden sich so dicht bei Herenthals nicht heran wagen; und wenn es wäre, so wird Gott über uns wachen, weil wir in seinem

Namen Barmherzigkeit üben.«

»Das sind schöne Worte in der That«, bemerkte der Sergeant, »aber wenn Ihr etwa zwölf französische Gewehre bei Euch hättet, so wäret Ihr doch mehr in Sicherheit, sollte ich glauben . . . Nun denn, glückliche Reise« Schwester! Möge Euch kein Unglück geschehen! Bei Eurer Rückkunft ruft nur der Schildwacht zu: Soeurs de Charité. An dem Wort werden wir Euch erkennen.«

Nach einigen Dankesbezeugungen verließen Genoveva und ihre Nichte Katharina das Thor der Stadt und eilten mit hastigen Schritten in der Finsternis fort-

Sie gingen eine geraume Zeit schweigend nebeneinander und eilten unaufhaltsam weiter, bis endlich die Schwester Käthe es nicht mehr aushalten konnte und stehen blieb, indem sie sagte:

»Nichte, Nichte, ich kann nicht weiter, laßt uns doch ein wenig rasten! Ihr lauft so, daß ich kaum Athem holen kann!«

»Ach liebe Käthe«, flehete Genoveva, um Gotteswillen, laßt uns eilen, wir sind schon bald an unserem Ziele. Laßt Euch durch den Gedanken stärken, daß das Leben der unglücklichen Märtyrer der Lohn unserer Beschwerde werden kann.«

»Ja, ja«, antwortete die Schwester ganz außer Athem, »das Unmögliche kann Niemand thuen, und könnte man den Himmel dadurch verdienen.«

»Sprechet leiser, liebe Nichte«, sagte Genoveva, die Bäume selbst müssen nicht wissen, warum wir hier sind! Kommt, ich werde Euch den Arm geben, um euren Schritt zu erleichtern.«

Die zwei Frauen gingen weiter fort.

Etwas weiter gekommen, hörte die Schwester Käthe ein Rauschen zwischen den Blättern des Eichenwaldes neben dem Wege. Sie blieb zitternd stehen.

»Was habt Ihr, Nichte?« fragte Genoveva, »Ihr bebst ja? Sehet Ihr etwas?«

»Ach, wie kann man wohl etwas sehen bei dieser gräßlichen Finsternis«, sagte Käthe. Ich höre im Gesträuch sich etwas rühren, mir ist ganz ängstlich!«

»Ist es weiter nichts als das?« antwortete Genoveva, indem sie ihre Gefährtin fortzog.

»Kommt, es ist der Wind, welcher durch die Blätter rauscht.«

Sie gingen wieder eine gute Weile, bis Käthe die Gefahr vorüber glaubte und freier Athem holte. Dann sagte sie:

»Seid Ihr denn gar nicht bange, Veva? Wenn es nun ein Mann, ein Strauchdieb gewesen wäre, der uns angefallen hätte?«

»Nun denn, liebe Nichte, ich hätte Euch und mich vertheidigt.«

»Meint Ihr das in der That? Seid Ihr denn keine Frau, wie die anderen? Und was können wohl zwei arme Mädchen gegen einen bewaffneten Mann?«

»Seht Käthe, ich bin ebenso ein Frauenzimmer wie alle anderen, aber dasjenige, was ich mir vorgesetzt habe, zu vollbringen, erfordert Männlichkeit und Männermuth. Ich hoffe, daß Gott mir das eine und das andere geben wird. Ein einzelner Mann macht mich nicht beben, ich trage auch Waffen bei mir . . . «

»Himmel«, sagte Käthe mit Abscheu, »Ihr werdet doch kein Blut vergießen wollen? Ich würde viel lieber den Tod erleiden.«

»Sollten denn etwa die Guten, die Schwachen allezeit ihren Kopf unter die Füße der Bösen und Unterdrücker beugen müssen? Ohne Vertheidigung, als ob Sklaverei und ewige Leiden ihr Loos wären?« fragte Genoveva entschlossen. »Ah, die Männer rühmen so sehr ihren Muth, und es gibt wahrlich welche, die Gott begabt hat mit Seelenkraft und Tapferkeit; aber Nichte, wenn die Anzahl der Kleinmüthigen nicht größer wäre, als die Zahl der Muthigeb, würde die Bosheit wohl so häufig ungestraft die Gottheit höhnen und die Menschheit mit Füßen treten können? Oh wäre ich ein Mann und wären die Anderen mir gleicht Mein Vaterland sollte seine Tyrannen vernichten . . . . ! Aber die Männer, Käthe? Die meisten sind zu eigensüchtig, während die Einen das Laster bekämpfen, suchen die Andern ihren Vortheil dadurch . . . «

Diese Worte erschienen der Schwester Käthe so fremd und so unbegreiflich, daß sie Nichts weiter darauf zu erwidern vermochte, und an dem Arme ihrer Gefährtin stillschweigend durch ihre Finsternis forteilte.

Nach einiger Zeit fragte sie:

»Aber Veva, sind wir denn noch nicht bald da? Ich falle fast hin vor Müdigkeit.

»Ihr müßt es ja doch besser wissen als ich, da Ihr mich ja führen sollt. Ist denn Neerbuel noch weit entfernt?«

»Noch einige Bogenschußweiten. Wenn es nicht so finster wäre, so müßten wir die ersten Häuser bereits sehen können.«

»So! Warum sagtet Ihr mir das nicht eher! Ich muß nun aufmerksam sein; wir wollen langsamer geben.«

Kaum hatte sie dies gesagt, als Schwester Käthe die Arme um ihren Hals schlug und einen unterdrückten Schrei hören ließ, indem sie mit dem Finger vor sich in die Finsternis wies.

»Was seht Ihr da?« fragte Genoveva erschrocken.

»Da, in dem Graben eine schwarze Gestalt, die sich bewegt; ein Mann!«

Aus dem Graben ertönten zu selbiger Zeit einige leise Laute von einem Volksliede, als ob dieselben ein Erkennungszeichen sein sollten. Wirklich sagte auch Genoveva zu ihrer Gefährtin:

»Sei getrost; dieser Mann wartet auf meine Ankunft. Folge mir, wir sind da!«

Das Mädchen sang nun ebenfalls mit leiser Stimme einige Töne von diesem Liede. Der Mann sprang aus dem Graben heraus; sie ging ihm entgegen und sagte dann zu ihm, indem sie ihm die Hände kräftig drückte:

»O Jan, guter Freund, Alles steht gut. Ich habe ihn gesehen und gesprochen; er sitzt gefangen an dem Kuhthor; der Sergeant der Wacht wird mich hineinlassen. Wenn Ihr muthige Leute bei euch habt, so ist er gerettet!«

»Auf einen Büchsenschuß von hier liegen fünfzig Mann verborgen in dem Gebüsche«, antwortete Jan freudigen Muthes. O Veva, möchte es uns doch glücken, unsern guten Bruno aus den Händen der Bluthunde zu erlösen!«

»Zweifelt nicht«, sprach das Mädchen mit festem Vertrauen. »Gott ist mit uns; Ihr habt es ja bereits so deutlich erkannt! — Nun, zuerst und vor Allem ist meine Nichte in Sicherheit zu bringen; unter dieser Bedingung nur hat sie mir versprochen, mich hierher zu führen. Sie wird hier ein Unterkommen finden bei einem Pächter ihres Klosters, und da verborgen bleiben . . . Nun gute Nichte, zeigt uns, wo er wohnt.«

Käthe schlug einen Fußpfad ein und brachte sie bald vor ein Bauernhaus, wo sie anklopften. Nachdem einige Worte gewechselt worden waren mit dem Pächter, der an einem oberen Fenster erschien, wurde Käthe eingelassen.

Sobald die Thüre wieder geschlossen war, erfaßte Jan die Hand von Genoveva, indem er sagte:

»Kommt nun schnell, und sagt mir, was wir thun müssen, um unsern Plan auszuführen.«

»Ich habe unterwegs über Alles nachgedacht, antwortete die Jungfrau. Das Gefängnis ist gleich am Thore; deshalb haben wir nicht weit in die Stadt zu gehen. Gott selbst hat es so eingerichtet. Ich weiß, was ich rufen muß, damit man mir das Thor aufschließt. Nun sehen was Ihr zu thun habt! Ihr kommt mit Guten Leuten bis aus einige Bogenschußweiten an die Stadt; dann laßt Ihr sie in der Finsternis aus der Erde kriechend bis in die Nähe des Thores heranschleichen. Ich gehe allein voraus und lasse mir das Thor öffnen; aber dann rührt Ihr Euch noch nicht, denn das Thor könnte wieder geschlossen werden, ehe Ihr es erreicht hättet. Ich werde dem Befehlshaber einreden, daß wir vor etwas erschreckt sind, und daß meine Schwester noch hinten ist. Während er nun nach ihr aussehen wird, werde ich rufen: Schwester Ann! Schwester Ann! Dies ist dann das Losungswort für Euch, um aufzuspringen, ins Thor hineinzustürmen, das Wachhaus zu nehmen und die Gefangenen zu erlösen . . . Das Uebrige hängt von der Furchtlosigkeit Eurer Leute ab.«

»Euer Vorhaben ist gut überdacht und verspricht einen guten Erfolg, liebe Veva«, antwortete der Diener. »Nun fange ich auch zu hoffen an; das Herz schlägt mir vor freudiger Erwartung. Kommt, laßt uns eilen. Ich habe alles Vertrauen aus den Muth unserer Leute: Karl aus dem Löwen hat sie selbst ausgesucht und gesammelt. Er hat auch fünf oder sechs darunter, die von Herenthals sind und alle Wege und Büsche gut kennen. Hier, auf etwa hundert Schritt in diesem Gesträuche liegen sie versteckt . . . «

Er brachte zwei Finger in den Mund und pfiff einen einzigen langen Ton. So wie dieses Zeichen gegeben war, fing es im Laubwerke hörbar zu tauschen an und alsbald standen an fünfzig Mann, mit Gewehr und Säbel bewaffnet rund um den alten Diener.

Diejenigen, welche aus Waldeghem waren, aber vor Allen Karl aus dem Löwen, drückten der Jungfrau freudig die Hand, und waren bemüht, durch Versicherungen ihrer Unverzagtheit und Kampflust sie zu trösten.

Jan aber unterbrach diese Unterhaltung und theilte ihnen nun Alles so mit, wie Genoveva es bestimmt hatte.

Die jungen Leute von Herenthals wurden voran gestellt, um den Weg zu zeigen; und dann machte man sich unmittelbar auf nach der Stadt.

Unter dem größten Stillschweigen eilten Bruno’s Freunde durch die Finsternis und richteten ihren Gang so ein, daß sie die Landstraße nicht berührten.

Wie sie nun nach einer guten halben Stunde der Stadt nahe gekommen waren, wurde eine noch größere Stille empfohlen, und sie mußten ganz

vorsichtig auftreten, um jedes Geräusch zu vermeiden.

Etwas weiter noch legten sie sich Alle platt auf den Erdboden und krochen wie schleichende Thiere fort, bis sie beim Thore selbst angelangt waren.

Unterdessen war Genoveva zur Seite nach der Landstraße gegangen, und hielt sich dort einige Augenblicke bei einem Tannenwalde verborgen, um den Leuten Zeit zu lassen, sich der Stadt zu nähern. Dann ging sie voran und sah die Freunde Bruno's an der Straße wie schwarze Schatten oder leblose Gestalten auf den Boden ausgestreckt liegen; kein Einziger rührte sich bei ihrem Vorbeigehen. Alles war also in Bereitschaft, Jeder war fertig.

Die Jungfrau blieb auf einige Schritte vom Thore stehen und rief mit scheinbar ängstlicher Stimme:

»Soeurs de charité! Soeurs de charité!«

Die Schildwacht ging zu dem Sergeanten, der mit dem Kopfe auf dem Tische eingeschlafen war und weckte ihn:

»Citoyen sergeant«, sprach er, »da sind die Nonnen zurück. Sie bitten um Einlaß.«

»Es ist gut«, antwortete dieser, sich die Augen reibend, »wir wollen nachsehen.«

»Sie sind eilig«, bemerkte der Soldat, »mich dünkt, daß sie erschreckt sind.«

Der Vorgesetzte nahm den Schlüssel und folgte der Schildwacht bis zu dem Thore; hier legte er den Mund an ein Guckloch und fragte nach Außen:

»Wer ist da?«

»Soeurs de charité!«, wurde ihm geantwortet.

»Seid Ihr es, Schwester?« fragte er nochmals.

»Ich bin es, welche Ihr vorher herausgelassen habt; aber sputet Euch doch, citoyen, ich bin so erschrocken!«

Der Sergeant schloß das Thor auf; doch so wenig es öffnend, daß Genoveva kaum hindurch konnte. Sie blieb indessen draußen stehen und sagte mit verstelltem Schrecken:

»O citoyen, wartet einen Augenblick, wenn es Euch beliebt; meine Schwester kommt dort unten in der Finsternis angelaufen. Zwei Männer haben uns bis hier verfolgt; meine Schwester ist noch hinten, ich höre sie, sie ist nicht mehr weit.«

Getäuscht durch diese Worte öffnete der Sergeant das Thor weiter und kam sogar selbst zu der Jungfrau heraus. Er versuchte in der Finsternis auf den Weg zu sehen und sagte zu Genoveva:

»Aber ich höre gar Nichts. Eure Schwester ist am Ende in die Hände der Brigands gefallen. Wir wollen die Schelme Morgen wohl bekommen.«

»Nein, nein, sie kommt«, bemerkte das Mädchen; — und ihre Stimme erhebend, rief sie: »Schwester Ann! Schwester Ann!«

Bei diesem Rufe lief sie voraus aus den dunkelen Weg.

»Was thut Ihr denn? Was thut Ihr?« rief der Sergeant. Ich kann hier nicht . . . «

Er hatte nicht die Zeit, das Gesagte zu vollenden. Fünfzig Mann standen plötzlich in der Finsternis aufrecht vor ihm, sie waren kriechend so dicht an den Sergeanten gekommen, daß er sie nicht eher bemerkte, als wie sie ihn bereits ergriffen hatten.

Der Mund wurde ihm verstopft; man hielt ihn an Beinen und Armen fest, und zog ihn weiter vom Thore weg, damit es ihm nicht möglich sei, seinen Leuten ein Zeichen zu geben.

Keiner der Bauern hatte ein Wort gesprochen, noch das geringste Geräusch gemacht. Während nun fünf oder sechs derselben den Sergeanten an der Erde niedergestreckt hielten, eilten die anderen eben so schweigsam durch das Thor, überrumpelten die Schildwacht und stürmten ins Wachhaus hinein.

Die Soldaten, die an der Thüre einiges Geräusch gehört hatten, waren aufgesprungen, um mit ihren Waffen zum Thore zu eilen, als die Bauern schon eindrangen.

Es fielen einige Gewehrschüsse; man stritt noch eine Weile mit dem Säbel und dem Bajonett: doch durch die Ueberraschung verwirrt und bei der Ueberzahl ihrer Feinde wurden die Franzosen bald niedergesäbelt oder wehrlos gemacht. Zwei oder drei Soldaten hatten indeß die Straße erreicht und waren nach dem Markt gelaufen, um Alarm zu machen.

Allein die Bauern hatten ihre Zeit auch nicht versäumt. Sie hatten die Gefangenen hervorgeholt und eilten mit ihnen Freudig jauchzend zum Thore hinaus, ehe die Soldaten ankamen.

In einiger Entfernung vom Thore standen Genoveva und wartete. Sobald sie Bruno’s Stimme hörte, flog sie an seinen Hals und hing, beinahe vor Freude sterbend, an seiner Brust. Ihre Thränen flossen stromweise; — sie

stammelte Worte von Glück und Zärtlichkeit zu ihm; sie dankte Gott in feurigen Gebeten . . . .

Da flogen einige zwanzig Kugeln ihnen pfeifend über die Köpfe und das wilde Kriegsgeschrei der Soldaten machte ihnen begreiflich, daß sie der Lebensgefahr noch nicht ganz entgangen seien.

In*s Holz! In’s Holz! rief Karl aus dem Löwen — und Alle sprangen zur Seite der Straße durch die Gesträuche fort.

Die Soldaten, durch diesen Ruf unterrichtet, schossen in die angewiesene Richtung. Sie entwickelten sich darauf längs des Weges und drangen durch das Gebüsch hindurch, und noch lange hörte man hier und da Schüsse fallen.

Endlich, nach fruchtlosem Nachsuchen befohlen die Vorgesetzten den Rückzug Trommeln und Trompeten riefen die Soldaten zusammen; man zog wieder zur Stadt ein, das Thor wurde geschlossen und draußen war Alles wieder einsam und still.

X.

Die größte Abteilung der Bauern, oder wie die Franzosen es nannten, die große Bande der Brigands — befand sich bei Sonnenaufgang in einer Waldgegend, einige Stunden Weges von der Stadt Diest entfernt-

Obgleich man dort nichts bemerkte, als einige Haufen bewaffneter Bauern-. welche als Wachen hier und da aufgestellt waren, so konnte man nichts desto weniger leicht errathem daß eine große Anzahl sich im Walde befand, denn es erhob sich daraus ein verworrenes Geräusch, wie das Gebrause einer tobenden Seefluth.

Wirklich waren auch in diesem Walde nahe an fünftausend Mann gelagert.

Wenn Jemand dahin gekommen wäre, um zu sehen, was dort im Werke war, er würde sehr verwundert gewesen sein über den Anblick dieser Volksmenge, die aus allen Gegenden des Landes zusammengeströmt war.

Zuerst hätte er auf einer offenen Fläche gegen drei oder vierhundert Bauern zu Pferde, auf Befehl ihrer Anführer herumreiten, schwenken und traben sehen. Dies war die Reiterei der Patrioten, welche ihre Ackerpferde in den Kriegsmanövern übten.

Sie saßen meistentheils zu Pferde ohne Sattel, bekleidet mit ihren blauen Kitteln und würden dem Beschauer wie Landleute erschienen sein, welche sich auf irgend einer Kirmeß vergnügten, hätte nicht ein langes Schwert, welches in ihren Händen erglänzte, und die Pistolen in ihren Gürtelriemen verrathen, daß sie es ernstlich meinten.-

Etwas weiter, in der Mitte von etwa hundert Mann, welche als Wachen in Reihen aufgestellt waren, stand eine Menge Karten mit eingespannten Pferden in reisefertigem Zustande. Man bemerkte darunter auch einige Wagen, über welchen ein kleines Fähnlein wehte, mit der Aufschrift »Pulver«; ebenso auch einige andere, die mit neuen Flinten und mit Säbeln beladen waren, so daß man daraus schließen konnte, daß die Bauern Uebersluß an allem Kriegsgeräthe hatten.

Weiter in’s Gebüsch hinein hörte man ein ungemeines Jauchzen, welches in Zwischenräumen schallend empor stieg, und dann wieder aufhörte, um nach einem Augenblick mit erneuter Kraft zu ertönen.

Es war dort eine Wiese, die mit Menschen überfüllt war, von allem Alter und von allen Ständen. Daß hier bereits einige Ordnung bestand, konnte

man wohl an den Gewehren bemerken, welche in Reihen gegeneinander gesetzt standen, dergestalt, daß bei dem ersten Commandoruf jede Abteilung ihren angewiesenen Standpunkt, und jeder Mann seine Waffe ohne Irrthum wieder zurückfinden konnte. — Einige Ratten und Kinder, doch in sehr geringer Zahl, zeigten sich hier oder da von Weitem in den Gebüschen.

Das Jauchzen, welches von Zeit zu Zeit sich erhob, hatte eine besondere Veranlassung Mitten auf der Wiese, auf einem Wagen, welcher mit Mundvorräthen beladen war, stand ein Mann von kräftigem Aeußern, der eine Rede an die Umstehenden hielt; so oft er einen Saß beendigt hatte, schlugen die Zuhörer in die Hände, und bestätigten das Gesagte durch allerhand Ausrufungen. Er sprach ihnen vom Vaterlande und vom Glauben, von den Sansculotten und von der Gottlosigkeit, von Kampf und Sieg, von Erlösung und Freiheit! . . .

Von dort kam man auf den Platz, wo der Stab des Bauernheeres im Kriegsrathe versammelt war.

Der General Constantin de Roumiroir, ein vornehmer Brüsseler, saß am Rande eines tiefen Grabens, und hielt eine Landkarte auf den Knien; die anderen Anführer saßen an jeder Seite des Grabens, und horchten andächtig auf dasjenige, was der Feldherr zu ihnen sagte.

Man berieth hier die Einnahme der Stadt Diest, und suchte nach der Karte zu berechnen, von welcher Seite man diese Festung wohl am Besten überfallen könnte.

Die Obersten schienen frohen Muthes und voller Hoffnung; mehrmals wurden die Worte des Feldherrn de Roumiroir mit jubelnden Ausrufungen begrüßt.

So waren überall durch den Wald einzelne Abteilungen dieses Heeres gelagert.

Am Rande eines Eichenbusches hatten die Leute von Waldeghem sich niedergelassen. Sie waren jetzt wohl dreimal so zahlreich, als an dem Tage, wo sie durch die Franzosen verfolgt, den Sandberg verlassen mußten.

Bruno’s Gefangennehmung, seine wunderbare Befreiung, und vor Allem seine Unverzagtheit im Gefechte hatten ihm einen bedeutenden Ruf erworben. Eine Anzahl junger Leute der obern Kempen war gekommen, um sich unter seine Anführung; zu stellen. Er befahl jetzt als Hauptmann über ein Fähnlein von mehr als zweihundert muthbelebten Jünglingen.

Karl aus dem Löwen, zum Unter-Kapitain ernannt, war augenblicklich damit beschäftigt, seine Leute im Laden der Gewehre einzuüben. Erst seit gestern hatten sie Patronen erhalten; und es mußte ihnen daher beigebracht werden, wie sie sich derselben schnell bedienen könnten. Karl hatte seine Leute in Glieder geordnet; er befahl, er lief, er wies mit lauter Stimme zurecht, und dies Alles mit einem Ernste und einer Emsigkeit, als ob er in seinem ganzen Leben nie etwas Anderes gethan hätte. Jedes Wort, was er sprach, war eine Ermuthigung; er feuerte die Tapferkeit seiner Leute durch die Kampflust, welche seine Reden enthielten, dergestalt an, daß die Augen Aller vor Hoffnung und Unverzagtheit leuchteten.

Aus der Mitte dieser Schaar erhob sich ein sonderbares Fähnlein. Es war aus einem Stück Leinen, wahrscheinlich der Hälfte eines Betttuches gemacht.

Darauf stand ein großes Kreuz in blutrother Farbe, mit der Aufschrift: Für Gott und Vaterland! Man sah wohl, daß dieses Fähnlein von keinem Künstler gefertigt war. Karl hatte es allein gemacht, und in Ermangelung eines Pinsels die Farbe mit der Hand daraus gestrichen; gleichwohl, wie es auch war, erzeugte der Anblick desselben Muth und Hoffnung in den Herzen der Jünglinge.

Nicht weit von da saß Genoveva neben dem alten Pastor von Waldeghem. Die Jungfrau hatte die Nonnentracht wieder abgelegt, und war in Kempische Tracht gekleidet.

Der Pastor sprach mit ihr; doch war es, als ob ein flüchtiger Gedanke sie zerstreute, und sie wendete unaufhörlich den Kopf nach einer Seite des Feldes hin, wo sich der Boden zu einem Hügel erhöhete

Etwa fünf oder sechs Schritte von Genoveva saß der alte Brauer. Simon’s Vater, den Kopf auf die Hände gestützt, bewegungslos, als ob er in einen tiefen Schlaf versunken wäre.

»Armer Vater!« sagte der Pastor, indem er einen Blick des innigsten Mitleidens auf den Brauer warf. »Sein Schmerz ist unbeschreiblich. Sei versichert, Veva, der unglückliche Mann wird bald sterben. Ich habe gestern Abend und einen Theil dieser Nacht Alles gethan, was mir möglich war, um ihn zu trösten . . . . Der Gedanke, daß sein Sohn ein Anführer unserer Verfolger ist, peinigt ihn auf eine furchtbare Weise! Und was in Herenthals geschehen ist, hat sein Herz noch tiefer gekränkt . . . «

»Ehrwürdiger Herr«, antwortete die Jungfrau, »er hat auch Ursache dazu; er befürchtet, daß sein Sohn die Mutter von Bruno habe ermorden lassen!«

»Bruno scheint es ebenfalls zu befürchten«, erwiderte der Priester, «aber Ihr seid doch gewiß, Veva, daß sie sich in Sicherheit befunden hat, als unsere Leute Bruno aus dem Gefängnis erlöseten?«

»Ganz gewiß, Ehrwürdiger. Wo man sie auch hingeführt haben mag, das Versteck ist von Niemand entdeckt worden. Alles war voraus überlegt, und meine Nichte Käthe würde allein Schuld haben, wenn . . . «

»Ihr erbleicht ja so, Veva, worüber seid Ihr erschrocken?«

»Ueber nichts, ehrwürdiger Herr; mir war's, als ob ich Bruno's Stimme gehört hätte.«

»Habt Ihr denn aber nicht dies Alles zu Bruno gesagt, daß er so unruhig und so beängstigt ist?«

»Ja wohl Vater; im Anfange hat er mir auch geglaubt, und sich sogar gefreut, als ich es ihm sagte. Allein seit diesen Morgen, je mehr es Tag wurde, hat sich seiner eine Herzensangst bemächtigt, weil Jan nicht zurückkommt. Ich fange selbst an zu fürchten, und thue mir Gewalt an, um meine steigende Bekümmernis zu beseitigen.«

»Ja wahrlich, Veva, vielleicht ist Bruno's Angst nicht ungegründet. Die Franzosen durchkreuzen die Kempen unaufhörlich. Tausend Gefahren umgeben Jan von allen Seiten, um von Herenthals hierher zu gelangen; die fremden Soldaten sind gar zu grausam . . . «

Genoveva ließ den Kopf aus die Brust sinken, und sagte schaudernd:

»Gott weiß, ob das Vorgefühl des Brauers uns kein neues Unglück ankündigen wird! O, ehrwürdiger Herr, das wäre aber zu viel! Bruno hat ein so gräßliches Schicksal nicht verdient!«

Der Priester schüttelte den Kopf wehmuthsvoll und sagte:

»Mein Kind, hoffen wir auf Gottes ewige Güte! Das Kreuz, welches Er aus unsere Schultern gelegt hat, ist schwer und peinlich. Gleichwohl, Veva, laß uns in Demuth uns beugen unter das Gewicht seines Armes. Was auch Gott uns auflegen möge, sein heiliger Wille geschehe!«

»Der arme Bruno«, klagte die Jungfrau. »Seit einer Stunde läuft er hier auf und nieder, als ob er von einer Todesangst getrieben würde. Gewiß steht er jetzt auf dem Hügel, um auszusehen, ob Jan nicht kommt! Ich kenne sein gefühlvolles Herz; ich ermesse seinen Gram, seine Angst . . . «

In dem Augenblick, wo sie diese Worte aussprach, sprang sie auf, ergriff die Hand des Priesters, und nöthigte ihn, ebenfalls aufzustehen, indem sie freudig ausrief:

»Seht, seht oben auf dem Hügel Bruno, der uns zuruft! Da sind sie! da sind sie!«

Der Brauer schien zu erwachen, und sah die Jungfrau mit forschenden Blicken an:

»Ja gewiß, gewiß, sagte sie ihm, Brutto ruft: »seine Mutter kommt!«

Diese Nachricht ließ den Brauers vor Erstaunen zittern, und machte ihm eine solche Freude, daß ein Lächeln sein Gesicht erheiterte. Indem er ebenfalls aufsprang, folgte er dem Priester und der Jungfrau.

Wie sie die Höhe oben auf dem Hügel erreicht hatten, sahen sie Bruno in der Entfernung laufen, und sich kurz darauf einer Frau um den Hals werfen, welche begleitet von einem alten Mann gekommen war.

»Seine Mutter! seine Mutter!« rief Genoveva, indem sie in vollem Laufe den Hügel hinunter eilte.

Sie schlug ebenfalls ihre Arme um den Hals der gerührten Frau, und jauchzte vor Freudigkeit auf.

Bruno war sprachlos; er sah nur seine Mutter in seiner unbeschreiblichen Seligkeit an, und benetzte ihre Brust mit heißen Freudethränen. Endlich fand er die Sprache wieder; er erhob Arme und Augen gen Himmel, und rief im Uebermaaße seiner Herzensfreude aus:

»Dank, Dank, Dir, o Gott, daß du mir meine geliebte Mutter erhalten hast!«

»Dein heiliger Name sei gesegnet für diese Wohlthat!«

Eine neue Umhalsung seiner Mutter unterbrach dies Dankgebet.

»Bruno, Bruno«, sprach die Frau, »ach, unser Loos ist bitter; ich habe gelitten, wie vielleicht Keine mehr zu leiden vermag. Und nun bin ich so glücklich! Ach, und du! den Tod solltest du leiden, du warst bereits für die Schlachtbank bezeichnet . . . und deine Mutter findet dich nun wieder, lebendig und frei!«

Sie wendete sich zu Genoveva, und ergriff ihre beiden Hände, indem sie mit inniger Dankbarkeit ausrief:

»Veva, wunderbares Mädchen, dir verdanken wir dieses Glück. Was meine blutigen Thränen nicht bewirken konnten, das hat deine Klugheit, das hat dein Muth gethan. Sei dafür gesegnet, Gott erfülle alle meine Bitten für dich, und möge dich schon auf Erden Freude und Belohnung finden lassen!«

Der Pastor und der Brauer kamen in diesem Augenblick zu Bruno und seiner Mutter heran. Der erste drückte der Frau und dem jungen Mann die Hand; der zweite sah diesen Auftritt der allgemeinen Freude mit gerührten Blicken an, und bog den Kopf weg, als ob ein Gefühl von Scham ihn erfüllte. Die selige Rührung, die er aus allen Gesichtern glänzen sah, ließ es ihn noch tiefer fühlen, daß sein Sohn gerade an Allem Schuld sei, was diese Leute gelitten hatten, und obgleich er sich vielleicht mehr als die Anderen über die Rückkunft von Bruno's Mutter freute, so schnitt ihm doch der Anblick von der Liebe des Jünglings tief in's Herz. Sie besaß da einen Sohn, der sie liebte und ihre Leiden dadurch zu versüßen im Stande war.

Alle gingen nun nach dem Lagerplatz hin. Bruno hatte seinen Kopf noch mit einem leichten Tuche verbunden, doch hinderte ihn seine Wunde nur noch wenig; auf seinem Gesichte äußerte sich die helleste Freude und alle seine Bewegungen waren frei und kräftig. Er ging neben seiner Mutter, und drückte eine ihrer Hände.

Der Pastor ging neben dem Diener. Dieser antwortete gerade auf eine Frage des Pastors:

O, meine Arbeit war nicht beschwerlich. Es sind keine Sansculotten mehr in Herenthals. Ich habe Bruno's Mutter gefunden, wo Genoveva mir sagte, daß sie sich befände. Nach unserem Anfall hat man zwar die Hospital-Nonnen beschuldigt; aber da die Schwester Käthe verschwunden war, so konnte die That mit großem Schein der Wahrheit ihr allein zur Last gelegt werden. So ist die Geschichte; der General war äußerst aufgebracht, aber es ist dabei geblieben.

Der Diener näherte sich dem Ohre des Priesters-, um nicht vom Brauer gehört zu werden« und sprach dann mit gedämpfter Stimme:

Simon-Brutus hat ganz Herenthals durchstöbern lassen, um Bruno's Mutter oder Jemand von uns zu entdecken. Ihr könnt wohl denken, ehrwürdigster Herr, welches Loos die schnöden Unterdrücker demjenigen zugedacht hatten, den sie aufgefunden hätten. Aber Gott hat es Anders gemacht . . . . Daß ich nicht früher hierher gekommen bin, darf Euch nicht verwundern. Unterwegs haben wir von fern eine fliegende Kolonne gesehen, und wir haben wohl an zwei Stunden durch Busch und Strauch umgehen müssen.

Der Diener wechselte noch einige Worte mit dem Priester, bis daß sie die Stelle erreichten, wo die Leute von Waldeghem gelagert waren. Bruno ließ seine Mutter niedersitzen, und begann mit ihr, Genoveva und mit dem

Diener Jan eine ruhige und innige Unterhaltung, welche durch häufige Beweise von Liebe und Dankbarkeit unterbrochen wurde.

Wie sie so einige Zeit, in voller Vergessenheit der Welt, dieses glücklichen Wiederfindens genossen hatten, kam ein Mann zu Pferde in vollem Laufe über das Feld geritten, und hielt vor Bruno, indem er ihm zurief:

»Hauptmann, die Kundschafter sind zurück; Alles ist in Ordnung. Ihr werdet gleich die Trommel rühren hören. Auf dieses Signal sollt Ihr Eure Leute aus dem Busch führen und auf der Landstraße aufstellen. Der General läßt Euch sagen, daß Ihr mit Eurer Mannschaft die Vorhut bilden sollt!«

Der Reuter gab seinem Pferde die Sporen und verschwand wie ein Pfeil hinter der Ecke eines Eichenwaldes.

In aller Eile nahm nun Bruno Abschied von seiner Mutter und von Genoveva, gab dem alten Diener noch einige Aufträge und ging zu seinen Leuten, die noch immer beschäftigt waren, unter dem Befehl von Karl sich zu üben.

Die Frauen standen auf und Jan führte sie durch die Gesträuche fort.

Freude, Muth und Geisteskraft glänzten auf Bruno's Gesicht. So wie seine Leute ihn bemerkten und in seinen Zügen die Hoffnung eines glücklichen Ausschlages lasen, begrüßten sie seine Ankunft durch ein freudiges Jauchzen.

Er näherte sich Karl, und, indem er ihm die Hand drückte, sagte er ihm;

»O, bester Freund, meine Mutter ist zurückgekehrt! Nun schlägt mein Herz wieder frei; das Blut strömt mir so warm durch die Adern! Wir gehen in den Kampf; der Feind soll es erfahren, daß Bruno glücklich ist! . . . Laß unsere Leute sich um mich herum stellen.«

Karl lies, mit Zeichen einer übermäßigen Freude vor die lange Reihe seiner Mannschaften hin, indem er ihnen zurief:

»Freunde, es ist so weit! Wir marschieren, wir gehen iin's Gefecht, die Sansculotten sollen von unseren neuen Patronen zu kosten bekommen! Kommt Alle um den Kapitain heran; er wird Euch die freudige Nachricht selbst ankündigen.«

Als sich nun Bruno von der dicht gedrängten Schaar umgeben sah, sprach er mit einer innig bewegten Stimme:

»Brüder, die Trommel wird uns das Zeichen zum Abmarsch geben. Wir gehen, um die Stadt Diest mit Sturm zu nehmen, und mit Gottes Hilfe die

Sansculotten heraus zu treiben. Der General hat uns die Vorhut vertraut, dies zeigt hinlänglich, daß er unserer Mannhaftigkeit vertraut. Fürwahr, er hat sich nicht geirrt. Ach Genossen, bisher haben wir ohne Hoffnung gekämpft; wir haben den unfehlbaren Tod als das Ende unserer Bemühungen betrachtet! Nun aber hat sich der Himmel für uns erklärt; wir sind fünftausend Mann stark, wir haben gute Waffen und sind mit Allem versehen. Haben wir bereitwillig unser Blut für Glauben und Vaterland vergessen, als die Zukunft traurig und dunkel vor uns lag; wie muß uns nun nicht die Brust schwellen, wo die Erlösung des Vaterlandes als ein Stern unseren Blicken entgegen strahlet? Nun wir uns mächtig genug fühlen, um die fremden Eindringlinge zu vernichten? Laßt Eure Herzen höher schlagen, Brüder; begreifet die heilige Sendung, zu der uns Gott auserkoren hat; und ist es möglich, so seid noch tapferer und ausdauernder im Kampfe Haltet Eure Augen auf mich; ich werde Euch zeigen, wo Eure Kugeln oder Bajonette genügende Arbeit finden sollen. Das rothe Kreuz, das Waldeghemsche Fähnlein, wird dem ganzen Heere immer die Stelle zeigen, wo das Blut der Feinde in Strömen fließt . . . «

Man hörte jetzt von weitem das Gerassel der Trommeln.

»Ah, ah«, rief Karl aus dem Löwen, ich höre die Violinen schon: die Hochzeit geht los!«

Bruno unterbrach seine Worte und rief, indem er sein Schwert aus der Scheide zog und es in die Höhe hob:

»Glieder formiert! . . . Vorwärts nun, vorwärts für Gott und Vaterland!«

»Für Gott und Vaterland!« riefen mit jauchzenden Stimmen sämmtliche Leute.

Bruno führte seine Treppen aus die Landstraße an die ihm angewiesene Stelle. Die andern Fähnlein folgten hiernächst mit großer Regelmäßigkeit. Die Reiterei befand sich etwa in der Mitte des Heerzuges.

Als sie nun Alle aus dem Walde auf die Landstraße vorgerückt waren, kam der General de Roumiroir mit den Offizieren seines Stabes und hielt hinter Bruno’s Mannschaft, wo bereits mehrere Tambours und Trompeter versammelt waren. Er beauftragte etwa zwanzig Reiter auf zweihundert Schritte voraus zu ziehen, um fleißig nachzusehen, damit der Zug vor jeder Ueberraschung gesichert sei.

Das Zeichen zum Abmarsch wurde gegeben; Trommeln und Trompeten ertönten und der Zug setzte sich in Bewegung.

Unmittelbar nachher erhob sich in jeder Section ein Kriegsgesang; man jauchzte, man rief, man schrie, man jubelte mit Ausgelassenheit. Der Trompetenschall und das Trommelgerassel, wenn auch stark genug, konnte doch gegen dieses Stimmengebrause nicht aufkommen.

Eine Weile ließ der Feldherr diesen Ausbruch von Hoffnung und Kampfesfreude fortdauern. Demnächst aber entsendete er einige Anführer auf die ganze Linie, um die größte Stille anzubefehlen: er ließ sogar Trompeten und Trommeln schweigen.

Nach und nach hörte das Geräusch auf, sobald der Befehl den Nachtrab des Heerzuges erreicht hatte. Man hörte nun auch gar nichts mehr, als die Fußtritte der Leute; Alles wurde still.

So ging man ungefähr eine halbe Stunde mit raschem Schritte vorwärts. Auf einmal, blieb aber der Reitertrupp, welcher als Vortrab beordert war, in der Straße halten.

Einer der Reiter kam in vollem Trabe zurückgeritten, näherte sich dem Feldherrn und berichtete:

»General, dort unten ist eine ausgedehnte Fläche. In der Ferne sieht man viele Feuer tauchen und Soldaten wimmeln. Es ist auch Reiterei dabei; es ist eine fliegende Kolonne.«

Der Feldherr gab Bruno ein Zeichen, mit seinen Leuten stehen zu bleiben: alle Fähnlein traten dichter auseinander und blieben alsbald stehen.

Indessen ritt der General, mit einigen seiner Stabs-Offiziere und mit dem Reiter voraus, um mit eigenen Augen den Lagerplatz der Feinde zu erspähen.

Karl aus dem Löwen rieb sich die Hände und murmelte mit freudigen Blicken, indem er vor seinen Leuten auf und nieder lief:

»Leute, ich rieche Schießpulver: da sind sie! Wir sind die Ersten, wir werden den Tanz beginnen Einen Sansculotten oder zehn ist nicht zuviel für mich; wenn ein jeder soviel auf sich nimmt, dann sollen nicht mehr viel übrig bleiben . . . «

Der Feldherr stand an dem Rande der Ebene und sah durch ein Fernrohr nach dem Feind. »Es ist eine colonne mobile«, sagte er zu den Offizieren, die ihm gefolgt waren, »wahrscheinlich dieselbe, welche Herenthals in Brand gesteckt hat, denn ich sehe reitende Jäger und Kanonen dabei . . . Sollen wir versuchen, bei dieser Kolonne vorbei zu schleichen, oder wäre es vortheilhaften hier eine Schlacht zu liefern?«

»Ich glaube, General«, antwortete einer der Offiziere, »daß wir diese Gelegenheit wahrnehmen müssen. Wir sind stärker als sie; wir müssen zum erstenmal im offenen Felde streiten, — und bekommen wir die Oberhand, wie wohl zu erwarten ist, dann werden unsere Leute durch diesen Sieg einen unendlichen Muth erlangen. Dann erst werden sie Soldaten geworden sein im vollen Sinne des Wortes. Es ist eine unverkennbare Gunst des Himmels, daß wir auf unserem Wege diese colonne mobile antreffen, die zu Herenthals die schnödesten Grausamkeiten ausgeübt hat. Gott selbst überliefert die Henker unserer Rache.

»Und was ist Eure Meinung?« fragte der General die andern Stabsoffiziere: »dem Feinde ausweichen oder uns mit ihm schlagen?«

»Kämpfen! Eine Schlacht liefern!« antworteten alle freudigen Muthes.

Ein Trommelwirbel klang ihnen aus der Ferne entgegen.

Der General brachte wieder das Fernrohr vor das Auge und sagte gleich darauf zu seinen Begleitern, indem er sein Pferd herumwarf und auf die Straße zurückkehrte:

»Kommt eiligst zurück! Der Feind muß uns bemerkt haben; sie greifen zu den Waffen Wir dürfen uns hier auf dem engen Wege nicht überraschen lassen. Eilt zu unseren Leuten und gebt ihnen Nachricht, daß es zum Kampfe geht . . . Befehlt ihnen Stille, Besonnenheit und Gehorsam.«

Die Obersten spornten ihre Pferde und ritten zu den verschiedenen Abteilungen, um die Befehle des Generals zu verkünden; aber obgleich sie die tiefste Stille gebeten, so war die Nachricht kaum bei einigen Fähnlein bekannt, als ein donnerndes Kampfgeschrei emporstieg. Das ganze Heer begann zu singen und zu jauchzen; man drückte sich einander die Hände, es erschollen lauter freudige Ausrufungen von einem Fähnlein zum anderen, — bis endlich dieser Jubel einen mehr verständlichen Laut annahm, und zuletzt in den Ausruf überging:

»Vorwärts, vorwärts, für Gott und Vaterland!«

Eine unangenehme Empfindung verdüsterte die Züge des Feldherrn, als er seine Befehle mißkannt sah; nichts desto weniger schüttelte er gleich darauf lächelnd mit dem Kopfe, als ob dies aus Kampfeseifer und Tapferkeit erzeugte Jauchzen, welches gegen seinen Willen aus den Herzen seiner Leute sich verlautbarte, ihn doch über das Vergessen der Mannszucht tröstete.

Er ritt aus Bruno zu, und sprach zu ihm in einem ausdrucksvollem Tone:

»Kapitain, wir werden eine Schlacht im offenen Felde liefern. Als ich Euch die Vorhut anvertraute, so war es im Vertrauen aus Eure Unverzagtheit. Eure Leute werden die ersten feindlichen Kugeln empfangen. Wenn Ihr weicht oder zurückgehet, so ist Alles verloren; von Euch hängt der Sieg ab . . . Also thut Eure Pflicht!«

Bruno stand keines Wortes mächtig, die glühenden Blicke auf die Straße gerichtet; er athmete sichtbar schwer auf, indem er mit fieberischer Ungeduld sein Schwert in der Faust drückte, und die Füße bewegte, als verlangte ihm nach dem Befehle zum Marschiren. Karl aus dem Löwen, welcher selbst voller Muth war, blickte auf Bruno’s Gesichtszüge mit Bewunderung.

Der junge Hauptmann antwortete mit unterdrückt-er Stimme auf des Generals Ermunterung:

»Wohlan, laßt uns marschieren. Der Boden brennt unter meinen Füßen . . . Blickt nach dem rothen Kreuze, General. Wo Ihr es sehen werdet, da strömt das Blut in Bächen!«

Auf Befehl des Generals gaben nun Trommeln und Hörner das Zeichen zum Aufbruche.

Ein neues Aufjauchzen des ganzen Heerzuges begrüßte diese erfreuliche Losung.

Die Franzosen hatten das schallende Geräusch von Anfang an gehört. Sie freuten sich ebenfalls, daß sie auf ihrem Marsch unversehens den Feind antreffen sollten, und hatten sich in aller Eile kampfbereit gemacht.

Ehe noch das Bauernheer die Ebene erreichte, hatten sich die republikanischen Soldaten bereits aus die Hälfte der Entfernung genähert.

Die beiden Heerhaufen waren nicht mehr weit von einander entfernt, . . . beide marschierten mit entwickelten Linien über die Ebene auf einander zu, und obgleich eine Kugel schon die ersten Glieder des Feindes erreicht haben würde, so wurde doch kein einziger Schuß abgefeuert.

Das Kriegsgeschrei der Patrioten hatte aufgehört, eine Todtenstille als Verbote des bevorstehenden Gefechts war über die Ebene ausgebreitet .

Endlich begann das Feuern; unter fortwährendem Schießen jedoch mit scheinbarer Ruhe näherten sich beide Schlachtordnungen einander immer mehr, und manche Kugel traf ihr Ziel schon . . .

Plötzlich öffnete sich das Centrum der französischen Schlachtlinie, und enthüllte vier Stück Geschütze, welche sogleich loskrachten, und einen Kartätschenhagel auf die überraschten Patrioten ausschütteten. Von Bruno’s

Leuten fielen an zwanzig Mann, und nicht geringer war der Verlust: einigen anderen Fähnlein.

Die Bauern blieben stehen und schienen weichen zu wollen; unmittelbar darauf entladen die Kanonen zum zweitenmal ihre todtbringende Ladung.

Ein Kugelstück hatte das Pferd des Feldherrn niedergeworfen; er selbst war verletzt und ganz betäubt.

Der Augenblick war entscheidend; noch einige Minuten Zeit und die dritte Entladung des Geschützes hätte wahrscheinlich den ganzen Heerhaufen der Bauern in Verwirrung gebracht.

»Bruno! Bruno!« rief Karl aus dem Löwen.

Der Kapitain verstand den ängstlichen Nothruf seines Freundes. Er sprang vor seine Leute, hob das Schwert in die Höhe und schrie mit mächtiger Stimme:

»Mit gefällten Bajonetten! Vorwärts! vorwärts für Gott und Vaterland!«

Derselbe Ruf stieg über dem ganzen Heerezug der Patrioten auf; alle Fähnlein zugleich liefen vorwärts, und warfen sich wie ein schäumender Strom auf die Schlachtlinie des Feindes.

Bald hörte man weder Kanonenschüsse noch Gewehrfeuer mehr. Bajonette und Schwerter setzten das blutige Wert allein fort. Es war eine schreckliche Verwirrung, worin mancher Mann sein Schlachtopfer suchte, und selbst niedergemetzelt wurde, in demselben Augenblick, worin er seinem Feinde den Todesstreich beigebracht hatte.

Das rathe Kreuz war immer tiefer in die Glieder der Franzosen eingedrungen; Die Leute von Waldeghem fochten wie Löwen, und so sehr sie auch von allen Seiten bedrängt wurden, sie blieben unverrückt stehen, und schlugen rund um sich her Alles nieder.

Mit Wuth und Aerger bemerkte der französische General, daß er sich über die Stärke seines Feindes geirrt habe, und vielleicht hier eine furchtbare Niederlage erleiden werde. Ehe er jedoch den Rückzug beschließen wollte, versammelte er hinter seiner Schlachtlinie einen starken Reiterhaufen und alles Fußvolk, was er zusammenbringen konnte. An der Spitze dieser Abteilung zog er nun im Sturme voraus, um die Schlachtordnung der Bauern durch einen letzten Anfall zu durchbrechen.

Bruno, welcher den feindlichen General in der Ferne sah, rief seinen Leuten zu:

»Vorwärts! vorwärts! Uns gebührt der General der Sansculotten!«

Die Franzosen konnten diesem Angriff nicht Widerstand leisten; ihre erste Linie wurde über den Haufen geworfen und der General mit einigen seiner Reiter von seinem Heerhaufen abgeschnitten, mußte unfehlbar in Bruno's Hände fallen. Die Bauern hatten bereits den Zaum seines Pferdes ergriffen, und forderten ihn auf, sich zu ergeben.

Allein in demselben Augenblicke kam eine neue Reiterschar mit unwiderstehlicher Macht heran, um ihren Feldherrn zu retten.

Eine einzige mächtige Stimme beherrschte den Kriegslärm, und feuerte den Muth der Reiter an, indem er ihnen die Befreiung des Generals als das Ziel aller ihrer Anstrengungen anwies.

»Oh, Simon-Brutus, rief Bruno mit furchtbarer Stimme, dich muß ich haben; du sollst sterben, Bösewicht!«

Der junge Mann fuhr mit erhobenem Schwerte auf seinen Feind los; — allein das Gedränge der Pferde und das Hin- und Herwogen der Streitenden gestattete ihm nicht, Simon-Brutus zu erreichen.

Wie viel die Waldeghemsche Schaar sich anstrengte, wie wüthend sie auch auf die Reiterschar losging, der General wurde gerettet; und kam außer Gefahr.

Die Reiter hatten nach der Rettung ihres Feldherrn ihre Pferde umgewendet, und waren hinter das Schlachtfeld geflüchtet.

Bruno versuchte es noch, seinen Feind zu entdecken, jedoch vergebens; er war in der Mitte der Reiterschar verschwanden.

Der französische General ließ alle seine Fähnlein sich zurückziehen. In ziemlicher Ordnung zogen sich die Soldaten bis an den Wald zurück, und verschwanden nach und nach in das Dickicht desselben.

Die Bauern verfolgten sie noch einige Zeit, und schossen Viele nieder; jedoch auf den Ruf der Trompeten und Trommeln kehrten sie nach dem Schlachtfelde zurück, welches, wenngleich mit Todten und Verwundeten besäet, doch von dem Gejauchze der Patrioten erfüllt wurde.

Jedermann war mit Staub und Blut bedeckt, der Schweiß floß ihnen von den brennenden Gesichtern . . . Und dennoch umhalste man sich, man verkündete einander die Erlösung des Vaterlandes, man sang, man tanzte voller Begeisterung und voller Freude.

Der General de Roumiroir, von seinem Falle ziemlich hergestellt, hatte ein anderes Pferd bestiegen.

Obgleich es ihm möglich gewesen wäre, dem Feinde durch eine Verfolgung im Walde einen noch größeren Verlust beizubringen, so hielt er

es doch für unvorsichtig, sein Heer noch länger in Unordnung und Verwirrung sich selbst zu überlassen, und vielleicht den beabsichtigten Angriff auf die Stadt Diest unmöglich zu machen.

Aus diesem Grunde ließ er nun zum Sammeln blasen, und zwang dadurch einen Jeden, unter sein Fähnlein wieder in Reih und Glied zu treten.

Sobald dieser Befehl ausgeführt worden war, beorderte er einige Mannschaften unter den Waffen zu bleiben, und schickte die Anderen auf das Schlachtfeld, um die Verwundeten aufzusuchen, und auf die Wagen zu bringen.

Er ließ zu gleicher Zeit bekannt machen, daß man an dieser Stelle nicht länger als eine Stunde noch verweilen dürfte..

Der größte Theil des Heeres hatte sich auf dem Schlachtfelde vertheilt. Ueberall sah man Verwundete wegbringen oder verbinden, und Todte mit großer Schnelligkeit in die Erde vergraben. — Der Feldherr de Roumiroir und seine Stabsoffiziere eilten zwischen den arbeitenden Mannschaften hin und her, und forderten sie zur Eile auf.

Als nun Alles so viel als möglich geordnet war, stand der Heerezug wieder auf der Landstraße mit dem rothen Kreuz der Waldeghemschen Abteilung an der Spitze.

Die Tambours und Trompeter entsendeten ihre mutherweckenden Töne über den Wald, und der Heerhaufen rückte singend und jubelnd vorwärts nach Diest.

Nichts hinderte den eiligen Marsch. Das Heer der Bauern bekam die Stadt Diest mit ihren Thürmen und Wällen zu Gesicht, ohne einen einzigen Feind bemerkt zu haben.

Der Feldherr erwartete Seitens der Besatzung der Stadt einen hartnäckigen Widerstand. Deshalb ließ er, ohne stillhalten zu lassen, die vornehmsten Offiziere zu sich kommen, und feuerte ihren Muth durch eindringliche Worte an, und gab ihnen alle Verhaltungsmaßregeln, welche zum Gelingen des Unternehmens ihm nothwendig schienen.

Alle diese Vorsorge war aber überflüssig. Ein besonderer Zufall hatte die Stadt Diest von ihrer Besatzung entblößt. Tages vorher war in der Gemeinde Herck nicht weit von dieser Stadt entfernt, der Freiheitsbaum umgeworfen, und eine vorbeimarschirende Truppen-Abtheilung beinahe ganz vernichtet. Der Befehlshaber der Stadt Diest, keine Gefahr befürchtend, war mit der Besatzung nach Herck gezogen, um Rache zu

nehmen. Höchstens etwa hundert Mann hatte er als Besatzung in der Festung gelassen.

Als man von den Wällen aus den Heerzug der Patrioten als eine ungeheure Wolke herankommen sah, beschlossen die französischen Soldaten das Antwerpener Thor, das bedroht schien, bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Sie hatten reitende Boten auf die Straße nach Herck entsendet und hofften, daß ihr Oberster noch zur rechter Zeit zur Unterstützung heranrücken werde.

Sie hatten sich vor dem Thore aufgestellt, und erwarteten unerschrocken die Herankunft des Feindes.

Der General de Roumiroir war sehr verwundert, daß die Wälle von Soldaten entblößt waren, und er keine Truppen-Abtheilungen bemerkte, welche ihm entgegen träten, obgleich er bereits bis auf drei Gewehrschußweiten der Stadt nahe war. Da er einen Hinterhalt befürchtete, so schickte er Bruno mit seinen Leuten voraus, um ein Scharmützel mit der Wacht am Thore zu beginnen, und den Feind heraus in’s Feld zu locken.

Die rothe Kreuzesfahne setzte sich in Bewegung; die Waldeghemschen zogen gegen die Stadt. Unterweges wechselten sie einige Flintenschüsse mit dem Feind.

Das Feuer der Franzosen schien aber so schwach, Bruno war noch so voll Freude über den davon getragenen Sieg, daß er plötzlich seinen gewaltigen Ruf erschallen ließ:

»Mit gefüllten Bajonetten vorwärts! für Gott und Vaterland, vorwärts!«

Das Gefecht vor dem Thore dauerte nicht lange. Bei dem ersten Angriff wurden die Soldaten der Wache unwiderstehlich in’s Thor hineingedrängt, und warfen sich in die daran stoßenden Häuser, von welchen aus sie noch einige unschädliche Kugeln auf die Angreifer abschossen.

Auf die Stimme von Karl aus dem Löwen liefen seine Leute auf die Wälle und schwenkten ihre Hüte, indem sie durch ein schallendes Kriegsgeschrei den Sieg verkündeten.

Dieser Anblick erweckte eine donnernde Antwort von Seiten der sämmtlichen Schaaren des Bauernheeres.

»Vorwärts! vorwärts!« erschallte es nun von allen Seiten.

Der General ließ die Trommeln rühren, und gab das verlangte Zeichen; aber die Begeisterung war zu groß; anstatt in geregelter Ordnung hinein zu marschieren, setzten sich alle Abteilungen in Lauf und strömten wie eine brausende Fluth jauchzend und jubelnd in die Stadt hinein[13].

XI.

Obgleich die Patrioten wider Erwarten die Stadt Diest von Vortäthen ganz entblößt fanden, so beschlossen sie dennoch, dieselbe zum Standort ihrer ferneren Kriegesrüstungen zu machen, und sie gegen die Angriffe der Franzosen hartnäckig zu vertheidigen

Einige Tage zuvor hatte man bereits in Brüssel mit Erstaunen die unerwartete und drohende Vergrößerung des Heerhaufens der Bauern erfahren. Von dem Obergeneral Colaud waren nach allen Gegenden des Landes Befehle gegeben, ja selbst deshalb nach Paris geschrieben worden, um in aller Eile zahlreiche Hilfstruppen zu schicken.

In Briefen und in öffentlichen Blättern sprach man wohl, wie gewöhnlich, mit spottendem Mitleiden von dem erbärmlichen Haufen fanatischer Brigands, allein innerlich war man so ruhig nicht.

Dies Feuer konnte über ganz Belgien sich ausbreiten, und selbst die Städte konnten sich erheben; die fremden Mächte und die französischen Emigranten konnten vielleicht darin ein Mittel finden, um Frankreich längs der ganzen Grenze unseres Landes anzufallen. Kaum erst hatte man im Westen den Aufstand in der Vendée in Blutströmen erstickt, und im Norden schienen die Königlichen alle ihre Kräfte zu vereinigen, um einen erneuerten und nicht minder hartnäckigen Kampf zu eröffnen. Es mußte deshalb Seitens der französischen Republik eine möglichst große Macht zusammengebracht werden, um mit einem Schlage den Aufstand zu vernichten.

Die Patrioten sahen bereits am Tage nach der Einnahme von Diest, fliegende Kolonnen der Stadt von verschiedenen Richtungen nahen, und in einer ziemlichen Entfernung besondere Lager bilden, in der unverkennbaren Absicht, die Stadt zu umringen und von der Verbindung mit dem Lande abzuschneiden.

Zuerst unter-nahmen die Franzosen noch nichts gegen die Festung; sie hielten sich unbeweglich in ihren Feldlagern und schienen absichtlich ganz unthätig zu bleiben. Inzwischen fingen sie alle Zufuhr an Nahrungsmitteln und Kriegsvorräthen auf und verfolgten oder überwanden die kleinen Schaaren, welche den Bauern zu Hilfe nach Diest sich begeben wollten.

Wenn jedoch ein angekündigter Wagen mit Vorräthen, oder eine ansehnliche Hilfsschaar sich in der Ferne zeigte, zog ein Theil der Besatzung von den Patrioten aus der Stadt, und durchbrach mit Gewalt die

fliegende Kolonne, um die Vorräthe oder die Hilfstruppen in die Festung hineinzuführen

Bei diesen kleinen Gefechten. welche weder für die Belgier, noch für die Franzosen eine Entscheidung bewirken konnten, büßte man viel Volks ohne merklichen Vortheil ein.

Der General de Roumiroir sah wohl ein, daß es vielleicht vortheilhafter wäre, mit seiner ganzen Macht sich ins Feld zu stellen, um die fliegenden Kolonnen anzugreifen, ehe sie eine zu große Verstärkung erhielten, allein mancherlei Ursachen hielten ihn davon ab, und veranlaßten ihn, das Gegentheil zu thun.

Er wollte die Stadt Diest, aller etwa nothwendigen Opfer ungeachtet, in seinen Händen behalten. Er zweifelte nicht, daß der Besitz dieser Festung im Lande eine große Begeisterung hervorrufen und eine große Anzahl Leute veranlassen würde, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen; er hoffte, daß die Nachricht von seinem Siege und das Behaupten einer solchen Festung alle versprengten Flüchtlinge unter seine Fahne zusammenströmen lassen würde. Dazu war er über die Absichten der Franzosen nicht im Klaren; denn er glaubte annehmen zu dürfen, daß sie blos darauf warteten, ihn mit seinem ganzen Heere in’s offene Feld zu locken, um alsdann durch Ueberraschung die Stadt in ihre Gewalt zu bringen.

Was auch einige der obersten Offiziere ihm sagen mochten! und so sehr seine Truppen murrten, der General blieb bei seinem ersten Entschluß. Man machte einige kleine Ausfälle; allein da man beiderseits ein ernstliches Gefecht vermeiden zu wollen schien, so blieb es meistentheils bei unbedeutenden Scharmützeln.

Bruno hatte die ganze Nacht mit der Hälfte seiner Truppen-Abtheilung die Wache bei einem der Stadtthore gehabt. Die andere Hälfte mußte an einem Ausfalle theilnehmen, welcher an diesem Morgen vorgenommen werden sollte; da Bruno indeß zu sehr ermüdet war, so hatte er den Befehl über dies halbe Fähnlein an Karl aus dem Löwen anvertraut. Von der Wache abgelöset, war er nun nach seiner Wohnung zurückgekehrt und hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, um auszuruhen

In dem Zimmer eines vornehmen Bürgerhauses lag er, mit dem Kopfe aus den Tisch gestützt und schien zu schlummern.

Nicht weit von ihm an einem andern Tische saßen seine Mutter und Genoveva, ganz still mit einander sprechend. Man konnte an ihren freundlichen Blicken sehen, daß in beider Frauen Herzen Freude und Hoffnung zurückgekehrt waren.

Sie warfen zuweilen einen liebevollen Blick auf Bruno, doch störten sie seine Ruhe nicht. Neben ihnen, ein paar Schritte davon saß der alte Pastor von Waldeghem, ganz einsam in einem Gebetbuche lesend.

Jan, der Diener, stand im Hinterende des Zimmers, beschäftigt, den Degen und die Pistolen seines Herrn zu putzen.

Plötzlich wurde an der Thüre ein sonderbares Wehklagen laut; alle geriethen in Angst und Schrecken, Bruno selbst sprang auf . . .

Die Thüre öffnete sich; der alte Brauer, Simons Vater, stürzte ins Zimmer und fiel wehklagend vor Bruno's Füßen nieder. Thränen strömten über die Backen des Greises, er erhob bittend die Hände zu Bruno und wollte sprechen, doch Alles, was er hervorstammeln konnte, war das Wort, »Hilfe, Hilfe!«

Der junge Mann, erstaunt über die Haltung des Brauers und tief gerührt bei dem Anblick seines Schmerzen- hob ihn vom Boden auf, und ihn tröstend bei der Hand nehmend, fragte er:

»Armee Freund Meulemans, was für ein Unglück hat Euch getroffen, daß Ihr so betrübt seid?«

»O Bruno, klagte der Brauer, Ihr allein könnt mir helfen, mich retten. Aber Ihr werdet meine Bitte zurückweisen, nicht wahr? Er hat Euch zu viel Leides angethan . . . . «

»Was wollt Ihr sagen? o Himmel, von wem redet Ihr?« rief Bruno mit einem ängstlichen Vorgefühl.

»Mein Sohn, erzählte der Brauer, »mein Sohn ist gefangen, Karl hat ihn in die Stadt gebracht, der General hat ihn zum Tode verurtheilt. Zwei Stunden, zwei Stunden noch, und die Kugel soll ihn treffen . . . O Gnade, Gnade für das einzige Kind, welches mir Gott gegeben hat!«

Bruno sprang bebend auf. Es zeigte sich auf seinem Gesicht ein freudiges Lächeln, welches dem Brauer einen peinlichen Angstschrei entlockte

Jan, der Diener, welcher inzwischen etwas näher getreten war, rief freudig aus:

»Endlich ist die Schlange gefangen! Man wird ihr den Kopf zertreten; sie wird Niemand mehr beißen . . . «

Die anderen Personen, die sich im Zimmer befanden, waren ebenfalls aufgestanden und starrten mit großem Erstaunen auf diesen traurigen Auftritt.

»Ach Bruno«, flehte der Brauer von Neuem, »ach Vergebung, Gnade, vergeßt das Böse, was er Euch gethan hat!«

»Aber was begehrt Ihr denn von mir?« fragte Bruno in einem verdrießlichen Tone.

»Ein einziges Wort, ein einziges Wort, antwortete der Brauer: »Karl hat seinen Tod verlangt; er ist unerbittlich wie ein Mensch ohne Herz! Der General hat meinen unglücklichen Sohn zur Kugel verurtheilt. Ihr allein auf dieser Welt seid im Stande, mir seine Rettung zu schenken. — Und Bruno, seht, wie sehr ich auf Eure Seelengüte vertraue, — Euch hat er am meisten gehaßt und verfolgt; und doch liegt sein armer Vater hier zu Euren Füßen, von Euch flehet er seine Erlösung. Seid barmherzig, o verstoßt mich mit meiner Bitte nicht!«

»Wie?« rief Bruno mit einer Art von Grauen, »Ihr fordert von mir, daß ich Simon-Brutus, den bösen Unterdrücker, den feigen Mörder retten soll? Daß ich das Leben eines Ungeheuers erbitten soll, der sein Vaterland verrathen, der das Blut seiner Brüder mit schändlicher Freude vergossen hat? Aber, wie ist es möglich, Baas Meulemans, daß Ihr so weit auf meine Schwachheit, ans meine Nachgiebigkeit rechnen wollet?«

»Ach, ich bin sein Vater!« schrie der Brauer in angstvollem Tone; »es ist ja mein Blut« was da fließen soll!«

Der Schrei, welcher wie ein spitzer Dolch ins Herz fuhr, rührte Bruno tief; zwei Thränen rannen ihm über die Backen und er sagte mit hohler Stimme:

»Armer Freund, Euer Leiden preßt mir die Thränen aus den Augen, aber ich bin gezwungen, unerbittlich zu bleiben. Für Simon-Brutus thue ich keinen Schritt; im Gegentheil kann ein Wort von mir seinen Tod beschleunigen, so werde ich es sprechen müssen!«

Der unglückliche Vater wendete sich um und kroch mit aufgehobenen Armen vor Bruno’s Mutter.

»O, Ihr seid Mutter!« klagte er, »Ihr habt mir gesagt, was Ihr zu Herenthals gelitten habt, als Euer Kind verurtheilt war. Ich habe Thränen vergessen bei Eurer Erzählung, weil ich fühle, welches grausame Leid Euch den Mutterbusen erdrückte. Ach, ich leide dieselbe Marterpein; ach, bei dem Gedächtnis Eurer bitteren Leiden, helfet, helfet doch!«

Der Priester war zu Bruno gegangen und versuchte ihn mit väterlichen Worten zur Barmherzigkeit zu vermögen; aber der junge Mann stand, den starren Blick zur Erde gerichtet da, und antwortete nur durch ein unerbittliches: »Ich kann nicht, es kann nicht sein!«

Die Mutter und Genoveva, durch den Schmerz des Brauers auf's Innigste bewegt, hatten sich auch Bruno genähert.

Die Mutter ergriff seine Hand, und sprach mit Thränen in den Augen:

»Mein Sohn! zu Herenthals hat deine Mutter auch deinen bevorstehenden Tod beweint. Solcher Schmerz, eine solche Verzweiflung, ein solches unaussprechliches Leiden mag ja ein Christ selbst nicht den Feinden seines Vaterlandes gönnen. Baas Meulemans ist unser Freund; du mußt ihn befreien von seinem tödtlichen Kummer. Hat Simon uns Böses gethan, um so schöner wird die Vergebung vor Gottes Angesicht erscheinen. O, ich bitte dich, höre nicht auf die Stimme der Rache; rette deinen Feind, wenn es dir möglich ist. Ich werde dich für diese That segnen als für den größten Beweis deiner Seelengüte!«

»Es kann nicht sein, Mutter«, sagte Bruno im Tone eines unabänderlichen Entschlusses.

»Nein, nein, keine Gnade! Es kann nicht sein!« wiederholte der alte Diener, zu aller Erstaunen.

»Gott, Gott, sind Eure Herzen denn von Stein?« heulte der Brauer, daß Ihr so grausam und so unbarmherzig meine Leiden mit ansehen könnt?«

Genoveva, die bis jetzt wie verstummt sprachlos dagestanden hatte, näherte sich dem Jüngling und sagte:

»Bruno, ich erkenne dich nicht mehr. Ich hätte vielleicht den Tod von Simon-Brutus gewünscht, als er noch in voller Macht uns mit neuem Unglücke bedrohen konnte; aber nun er überwunden ist, nun er Niemand mehr schaden kann? O, ahme nicht das Beispiel der Sansculotten nach; laß hier die Bruderliebe deinen Haß überwinden. Willst du nichts für Simon thun, so thue es für seinen unglücklichen Vater. Bruno, liebster Bruno, höre auf meine Stimme, gedenke, daß wir Christen sind und Barmherzigkeit üben sollen . . . «

»Veva, Veva, um Gottes Willen schweig!« antwortete Bruno zitternd. »Was du erbittest, ist unmöglich!«

»Himmel, bist du es wohl, Bruno, der so spricht?« sprach Genoveva, indem sie einen strengen Blick aus Bruno warf. »Wie! ein armer Vater liegt zu deinen Füßen; ein greiser Priester flehet im Namen Gottes bei dir um

Gnade, deine Mutter, deine Geliebte strecken bittende Hände nach dir aus . . . und du bleibst gefühllos, unbarmherzig, wie ein Henker! . . . «

Bruno, von Allen umringt, und mit Flehen, Thränen und Bitten bestürmt, schien heftig zu leiden.

»Mutter, Vera«, sagte er in einem hastigen Tone, indem er die beiden Frauen bei der Hand nahm und nach der Thüre wies, »gehet, verlaßt dieses Zimmer auf einen Augenblick . . . . ich bitte, ich flehe darum. ich verlange es, ich will es!«

Seine Stimme war so befehlend geworden, seine Gemüthsbewegung so groß, daß seine Mutter und Genoveva ihm geduldig Gehorsam leisteten: wahrscheinlich in der Hoffnung, daß in ihrer Abwesenheit Bruno's Herz günstiger gestimmt werden möchte.

Als der junge Mann in's Zimmer zurücktrat, war er todtenbleich und bebte an allen Gliedern. Er lief zu dem Brauer, zog ihn in einen entfernten Winkel des Zimmers und sprach mit verstörter Stimme:

»Ach, Ihr haltet mich für grausam? unmenschlich? Aber seid selbst Richter zwischen Eurem Sohne und mir. Urtheilt, ob Gott es mir vergeben würde, wenn ich der Retter des abscheulichsten Mordbrenners werden wollte . . . Euer Sohn — hat meinen Vater ermordet . . . seine Leiche in eine Modergrube geworfen! Bruno, ganz erschöpft, fiel mit dem Kopfe auf den Tisch.

»O Weh! Wehe!« heulte der Brauer. mit den Händen über dem Kopf zur Thüre laufend: »Ich Unglückseliger, der ich hier um Gnade flehen kam!«

Er wollte aus dem Zimmer flüchten, allein der Priester wies ihn gebietend zurück. Der arme Vater ließ sich weinend auf einen Stuhl nieder.

Der greife Priester näherte sich Bruno und sagte in einem ruhigen feierlichen Tone:

»Bruno, Bruno, Ihr habt gegen Gott gesündigt. Also Ihr glaubt, daß Euer seliger Vater dort oben im Himmel noch Rachegefühl nährt und Menschenblut zu seiner Versöhnung verlangt? Heidnische Gedanken sind dies, mein Sohn. Wenn eine Seele in Gottes Schooße noch für Schmerz empfänglich wäre, Euer Handeln würde der Seele Eures Vaters Thränen der Trauer und des Kummers entströmen lassen. Wißt Ihr, was das Gesetz der Bruderliebe Euch gebietet? Jesus hat es selbst verkündigt, damals an seinem blutigen Kreuze, als er von seinem ewigen Vater für seine Feinde und für seine Mörder Vergebung der Sünden erflehte. Diesem heiligen Vorbilde müßt Ihr folgen, wenn Euch Eurer Seele Seligkeit theuer ist.

Sprecht, Bruno, wollt Ihr Eurer Leidenschaft, Eurer Rache Gehör geben, oder soll die Stimme des himmlischen Seligmachers, die vom Kreuz zu Euch ruft, Anklang in Eurem Herzen finden?«

Der junge Mann stand bebend da, und schien einen heftigen Streit mit sich selbst durchzumachen; doch er schwieg.

Der Priester fuhr in einem strengeren Tone fort:

»So schuldig er auch ist, so ist Simon dennoch Euer Bruder: er ebenso ein Mensch wie Ihr. Als solcher aber seid Ihr ihm Vergebung schuldig. Ich verbiete es Euch im Namen desjenigen, dessen Diener ich bin. Er ergriff in diesem Augenblick die Hand des jungen Mannes und sprach in einem sanfteren Tone:

»Bruno, mein vielgeliebter Sohn, willst du taub bleiben bei der Stimme deines Gottes? o, erhebe dein Herz zu dem höchsten Edelmuth, erreiche sie, erreiche die christliche Vollkommenheit. Gib Vergebung und Vergessenheit und bitte für ihn, der dich mit Kummer und Leiden überschüttet hat . . . !«

»Gott, Gott«, rief der Brauer, »die Uhr! Eine Stunde ist schon vorbei! «

»Wohlan?« fragte der Priester den bebenden Jüngling.

Bruno stand auf einmal auf, sprang zu dem Brauer, ergriff seine Hand und sprach, indem er ihn nach der Thüre fortzog:

»Wohlan! Ich will vergeben . . . Gott fordert ein furchtbares Opfer von mir. Kommt, kommt, ich werde ihn retten, ihn, der meinen armen Vater . . . O macht hastig, schnell, mich möchte sonst die Kraft verlassen; kommt!«

Indem er diese Worte aussprach, lief er mit dem Brauer aus dem Zimmer und verschwand auf der Straße.

Diesen Morgen hatte man einen ziemlich bedeutenden Ausfall gemacht, und war ernstlicher, denn bisher mit den Franzosen handgemein geworden. In diesem Kampfe war das Pferd von Simon-Brutus todtgeschossen worden; und da er nun wehrlos heruntergestürzt war, hatte Karl aus dem Löwen ihn eigenhändig zum Kriegsgefangenen gemacht.

Simon-Brutus war nach dem Hauptquartier geschleppt und daselbst von dem General sein Tod verlangt worden. Die Kriegsgefangenen, welche die Bauern des Tages vorher bekommen hatten, waren in dem großen Wachgebäude eingesperrt worden. Man behandelte sie mit Güte und

besorgte sie mit Allem in Ueberfluß, was ihr Loos zu erleichtern im Stande war.

Es war deshalb zu vermuthen, daß der General die rachsüchtige Bitte Karls und seiner Leute nicht bewilligen würde. Allein die Beschuldigungen, die gegen Simon-Brutus angebracht wurden, waren äußerst beschwerend; dazu kam noch, daß er Belgier, Brabänder und Kempener war, daß er seine eigenen Dorfgenossen auf das mörderischeste verfolgt, den Pastor gefangen genommen, die Kirche entheiligt und geplündert hatte . . . Aber noch heftiger als Alles dies, sprach gegen ihn das höhnische Lächeln, welches über seinem Gesichte schwebte, selbst, als ihm der General sein unpatriotisches Benehmen verwies.

Einige Stabsoffiziere bildeten augenblicklich einen Kriegsrath, und Simon-Brutus wurde einstimmig zum Tode verurtheilt. Zwei Stunden Zeit wurden ihm vergönnt, um sich dazu vorbereiten.

Man hatte ihn unmittelbar in ein besonderes Haus eingesperrt und ihm dieselbe Mannschaft zur Wache gegeben. die nach Ablauf der zwei vergönnten Stunden, auf der offenen Stelle hinter seinem Gefängnis ihn zu erschießen bestimmt war.

Indessen der arme Brauer zu Bruno’s Füßen um Gnade flehte, saß Simon-Brutus in seinem Kerker auf der Kante einer hölzernen Pritsche. Man konnte auf seinem Gesicht weder Angst noch Beklemmung lesen. Er hielt den Blick starr vor sich hin gerichtet, und schüttelte bisweilen ärgerlich den, Kopf.

Endlich nahmen seine Gedanken eine deutliche Gestalt an und schwebten, ohne daß er sich dessen bewußt war, als ein stilles Gemurmel um seine Lippen.

»Die verhaßten Brigands, nun haben sie mich doch! Wie heulten die Tiger nach meinem Blute, wie glühten ihre Augen bei dem Anblicke ihrer Beute! Also es ist vorbei mit Simon-Brutus; sein Faden ist abgesponnen . . . Sterben? Es ist der schönste Theil des Lebens nicht. — Für die abergläubischen Schwärmer muß der Tod minder bitter sein; man hat ihnen vorgeschwatzt, daß nach dieser Welt es noch Etwas geben soll. Für mich ist die Kugel- das Allerletzte: die Vernichtung! . . . Komm, komm, was kann mir alles Nachdenken nützen? Gibt es kein Gutes mehr, so kann auch kein Böses mehr bestehen. Und dann, worüber soll ich klagen? Die Guillotine hat zehnmal ihren blutigen Rachen aufgerissen«,um mich zu verschlingen — Und ebenso oft hat das Schicksal mich aufgespart, während tausend Andere, — edler, muthiger, verständiger als ich, — in den

unersättlichen Abgrund versunken sind. Nun, es ist dennoch vorbei. Alle schöne Träume von Erhebung, von Größe, von Ruhm, — es waren nur Träume . . . Ich träumte, um endlich in dem endlosen Nichts zu erwachen! — Aber was ich habe aufrichten helfen, das wird nicht verloren gehen: die französische Republik, die Befreiung der Menschheit, die Freiheit, das Licht, die Vernunft, dies Alles wird fortdauern; — und vielleicht wird mein Name nach meinem Tode zuweilen noch mit Anerkennung genannt werden . . . Eitelkeit! Was hilft es dem Vernichteten, ob man sich seiner erinnert oder nicht? — Und dessenungeachtet ist dieser Gedanke tröstend und süß . . . Es ist also in der Seele des Menschen ein angeborner Trieb zum Fortleben nach dem Tode. Aber wenn dieses geheime Sehnen einst zur Wahrheit würde? Wenn in der That etwas unvertilgbares in uns lebte, was wir nicht begreifen können?«

Dieser letzte Gedanke schien eine Reihe von ergreifenden Vorstellungen in ihm zu erzeugen. Er heftete den starren Blick auf den Boden und fuhr nach einer Weile wieder fort:

»Oh, was ist er doch schrecklich, der dunkele Abgrund, welchen man Ewigkeit nennt! Das also sollte das Ende des Menschen sein: sterben und vergehen wie ein unvernünftiges Geschöpf, wie ein Hund! Warum ist ihm denn aber nicht wie dem Hunde auch der Begriff von einer endlosen Vernichtung genommen? Warum, wenn er doch vernichtet werden muß, warum ihm der Trieb nach Unsterblichkeit in die Seele gesetzt? Es ist vielleicht die Wirkung unserer ersten Erziehung, die Folge der Dummheiten, welche man uns eingeredet hat . . . aber die menschliche Natur empört sich gegen den Gedanken, daß Alles mit dem Tode des Leibes in uns vernichtet sein sollte. Alle Völker, die Wilden sogar hassen auf ein besseres Leben. O, schreckliches Räthsel!«

Simon-Brutus setzte diese Betrachtungen noch eine Weile fort. Seine Seele war offenbar im Streite mit seinen ungläubigen Grundsätzen und strebte in seinem Geiste den Glauben an eine jenseitige Zukunft zu erwecken.

Endlich schienen sich andere Gedanken seines Geistes zu bemeistern. Er sprach mit ruhiger Stimme:

»Es ist wunderbar, wie der nahende Tod Alles klar und deutlich uns vor die Augen zaubert. Es ist ein Spiegel, worin wir uns selbst, und Alles, was wir hoffen oder lieben, betrachten können, von der Wiege bis an das uns erwartende Grab! Mein armer Vater! Ich habe ihm nichts als Schmach und Aerger verursacht . . . und er, er hätte sein Leben hingegeben, um mich

glücklich zu sehen. Wird er meinen Tod beweinen, oder sich nicht im Gegentheil über die Vernichtung desjenigen freuen, welcher ihm sein Leben vergiftet hat? — Genoveva, auch dir habe ich Leiden verursacht, meine Liebe zu dir war dein Unglück . . . Ach, ich habe Alles an das große Werk geopfert . . . Meine Pflicht, meine tiefe Ueberzeugung fand euch alle zu leicht auf der Wange gegen die Erlösung einer ganzen Welt, gegen die Erhebung einer entarteten Menschheit . . . Ach! sich möchte nichts destoweniger meinen, alten Vater noch einmal sehen, ihn umarmen, ihm sagen, daß ich im Innersten meines Herzens stets eine innige Kindesliebe für ihn gefühlt habe.«

Er rieb sich die Stirn« wie um die peinigenden Gedanken zu zerstreuen; nach einigen Augenblicken aber sprang er aus« und sagte laut und bitter lachend:

»Simon, Simon, sollte der Gedanke an den Tod dich zu einem Feigling machen? Du, der du hundertmal dein Leben den Kugeln und der Guillotine Preis gegeben hast ohne den mindesten Kleinmuth; du solltest nun schwach werden und erliegen, weil du die Gewißheit hast, daß du gleich sterben mußt? Komm, komm, was geschehen ist, ist geschehen; was das Schicksal beschlossen hat, muß vollführt werden. Heute oder morgen, wir sind doch einmal dem Tode verfallen . . . Ich würde lieber auf dem Schlachtfelde geendet haben,aber es scheint, daß ich eine schlechte Nummer aus dem Glücksrade gezogen habe. Wohlan denn, keine Schwachheit! Zeigen wir doch diesen dummen Feinden der französischen Republik, daß Simon-Brutus sterben kann, wie er gelebt hat, unerschrocken und des Todes spottend! . . . Nun wollen wir versuchen, ob uns die letzte Pfeife schmecken wird . . . «

Indem er dies sagte, holte er eine silberbeschlagene Pfeife aus seiner Tasche, stopfte sie voll Tabak, schlug sich Feuer, und begann große Rauchwolken in die Höhe zu blasen.

In tiefe Träumereien versunken« blickte er auf die kräuselnden Wölkchen, welche in blauen Ringen aus seiner Pfeife emporstiegen; er verfolgte ihre wechselnden Bewegungen, bis sie mit der Luft sich vermischten und gänzlich verschwanden.

»Das wäre das Leben?« murrte er mit bitterem Lachen. »Man sagt es so; aber wie falsch! Das Leben ist ein Kampf gegen Alles ein brennendes Fieber nach eitelm Ruhm, ein närrisches Rennen nach dem Unsicheren, eine wüste Fahrt auf dem Meere des Zweifels . . . Und so sanft entwickelt es sich nicht; so unsichtbar verschwindet es nicht . . . denn nach dem

blutigen Streite, den man Leben nennt, kommt endlich noch der Tod, der Alles in dem Menschen mit Gewalt in Stücke zerreißt und zerbricht . . . Der Tod, der um sein Schlachtopfer noch mehr zu peinigen, es zum Lohn und Erfolg all seines Kämpfens in einen bodenlosen Abgrund verweiset, — in einen Abgrund, aus dessen Tiefe uns ein unauflösliches Räthsel spottend angrinset . . . !«

In diesem Augenblicke wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch das Geräusch eines Schlüssels, der in das Schloß der Thüre gesteckt wurde, abgelenkt.

»Nun schon!« rief er: »Ich meinte noch eine Stunde zu leben, So sei es denn, die Pfeife ist doch ausgeraucht . . . «

Er hatte den Blick mit einem Ausdruck von Verachtung nach der Thüre gerichtet: aber dieselbe war nicht sobald geöffnet, als ein Schrei aus seiner Brust sich Luft machte, und er mit offenen Armen aufsprang und rief:

»O, Vater, Vater! Ich kann Euch noch einmal umarmen, ehe ich sterbe!«

Der alte Mann hing weinend und sprachlos an seinem Hals und erlag beinahe vor Rührung unter dem feurigen Kuß, den ihm sein Sohn auf die Lippen drückte.

Simon-Brutus führte seinen Vater nach der Pritsche und sprach mit gerührter Stimme, indem er die Hände seines Vaters mit fieberhafter Zärtlichkeit drückte:

»Ach Vater, was freue ich mich, daß ich Euch noch einmal anschauen kann! Der einzige Wunsch, der in meinem Herzen noch übrig war . . . er ist erfüllt! Seid starkmüthig, Vater; der Tod erschreckt mich nicht.

»Die Thränen, die meinen Augen entrinnen, sind Thränen der Reue, darüber, daß das unerbittliche Loos mir die Pflicht auflegte, Euch Leiden zu verursachen. O, ich liebe Euch doch . . . an dem Rande des geöffneten Grabes stand Euer Bild allein vor meinen Augen!«

Der Greis drückte auf’s Neue seinen Sohn in die Arme und sagte in liebreichem Tone:

»Schweig, schweig, Simon! es ist noch Hoffnung. Gott wird mein Gebet erhören: man wird dich begnadigen.«

»Armer Vater!« sagte Simon-Brutus, warum Euch neue Schmerzen bereiten? Laßt uns das Schicksal, so wie es ist, hinnehmen . . . «

»Nein, Simon, verzweifle nicht,« mein Sohn! Vielleicht unterzeichnet der General in diesem Augenblick deine Begnadigung. Ein ungläubiges

Lächeln schwebte in den Gesichtszügen des Verurtheilten, indem er seinem Vater mitleidig in die Augen sah und sagte:

»Tausend Wölfe haben einen Löwen gefangen. Ihr meint, daß die Wölfe den Löwen laufen lassen sollten . . . ? Nein, irret Euch nicht, Sie haben Durst nach meinem Blute; und ich bekenne es, ich habe ihnen wohl auch Grund dazu gegeben.«

»Simon, mein Sohn, du weißt nicht, was im Werke ist, sprach der Vater mit Freudigkeit: du sollst nicht sterben, Bruno selbst ist hingegangen, einen Fußfall beim General zu thun, um deine Begnadigung zu erhalten.«

»Bruno? Bruno?« rief Simon mit einem häßlichen Gelächter: »Bruno sollte mich retten? Unglücklicher Vater, war er grausam genug, um Euch das glauben zu machen? O der Falsche! Könnte er mein Fleisch fetzenweise von meinen Knochen reißen, das wäre ihm eine Wollust! Er ist mein Todfeind seit seiner Geburt; ich haßte ihn seit seiner Geburt; ich haßte ihn seit dem Erstenmal, wo ich ihn sah. O, man hat Eurer gespottet, Vater; man wollte sich an Eurem Kummer erfreuen, Euren Schmerz verlängern durch eine eitele Hoffnung. — Schändliche! feige Peiniger!«

Der Greis legte die Hand auf den Mund seines Sohnes, und sagte mit Abscheu:

»Simon, schweig, du lästerst Gott! Deine Worte machen mich zittern. Ich sage dir, es ist wahr; ich selbst habe Bruno bis zum General begleitet.«

»Und habt Ihr wirklich gehört, was Bruno zu ihm sagte?«

»Ich bin nicht mit eingetreten; mein Vatergefühl trieb mich unmittelbar zu dir, meinem Kinde hierher . . . «

»Und wer kann wissen, Vater, was Bruno dort sagt und thut?«

»Ich, Simon; er bittet um deine Gnade, er vergißt alle seine Leiden,« er bietet alle seine Verdienste für diese einzige Gunst.«

»Aber es ist unmöglich! Ich habe seinen Vater erschießen lassen; ich habe seine Mutter abgewiesen Bruno muß es wissen.«

»Er weiß es; und dennoch will er dich vom Tode retten . . . «

Der Gefangene ließ, wie überwunden, den Kopf auf die Brust sinken und starrte auf den Boden hin. Bald aber kämpfte er gegen die Ueberzeugung von Bruno’s Edelmuth, die wider seinen Willen in seinem Herzen Platz griff.

»Es kann nicht sein,« brummte er, »ich habe dem Tode Bruno’s als einem langersehnten Glücke nachgejagt; ich habe seinen Vater meiner Rache geopfert; ich habe ihn mit Leiden überschüttet, ich sparte ihm weder

Verfolgungen und Schmerzen . . . Und er sollte mich retten? Ist er denn nicht ein Mensch wie ich?«

Der Vater ergriff die Hand seines Sohnes und sagte in ruhigem feierlichen Tone:

»Simon, mein armer Sohn, du hast in der Wüstheit deines Lebens die schönste Blume deiner Seele eingebüßt. Ach, der Unglaube hat dir die Kraft geraubt, einen solchen Edelmuth, ein solches über-menschliches Opfer zu begreifen, nicht wahr? Und dennoch, ein Wort ist hinreichend, um Alles zu erklären: — Bruno ist ein Christ!«

»Christ, Christ!« brummte Simon-Brutus mit bitterem Spott! »So unbedeutend sind die Beweggründe meines Feindes nicht. Ach, ich begreife, was es ist, Genoveva hat sich erinnert, daß sie mich einst geliebt hat; Genoveva beherrscht ihn; sie will mich retten.«

»Du betrügst dich, Simon,« sprach der Vater, »Genoveva bat bei Bruno für dich gebeten; er hat auf ihr Flehen ebenso wenig gehört, als auf das meinige und das seiner Mutter. Aber als unser alte Pastor ihn auf den gekreuzigten Jesus hinwies, und ihm vor das Gemüth führte, wie der Herr sterbend um Gnade für seine Verfolger gerufen, da hat Gottes Stimme Bruno’s Herz getroffen. Sollte der General unerbittlich bleiben, so würde er, den du deinen Todfeind nennest, trauern, als wärest du ihm ein theurer Bruder. Also Simon, lieber Sohn, lästere seine Gutherzigkeit nicht mehr!«

Eine lange Pause entstand, der Gefangene blieb in tiefes Nachdenken versunken und schüttelte den Kopf, indem das Wort Christ! noch seinen Lippen entschlüpfte.

Der Greis drückte auf’s Neue seine Hand und fragte mit süßer Zärtlichkeit:

»Simon, wenn man dich nun begnadigte, würdest du dich dann weigern, die Bitterkeit meines Lebens noch zu versüßen? Würdest du nicht aus bessere Gedanken zurückzukommen suchen?«

»Bessere Gedankens wiederholte Simon. Nichts aus Erden kann meine republikanische Ueberzeugung schwächen . . . «

Der harte unbeugsame Ton, mit welchem diese Worte ausgesprochen wurden, betrübten den Greis sichtlich; nichts destoweniger schien er diesen Schmerz zu unterdrücken und fügte hinzu:

»Es sei denn so . . . aber du würdest dies wüste und gottlose Leben verlassen, nicht wahr? Deinem alten Vater noch einige friedliche Tage

gönnen? Mit ihm wohnen und seine letzten Jahre sanft und trostreich durch deine Gegenwart machen?«

»In den Kempen? In Waldeghem?« fragte Simon.

»Oh, das ist mir gleichgültig, wenn du nur bei mir bist,« antwortete der Vater.

»Ich würde meine Ländereien verkaufen; wir würden in eine andere Gegend gehen, ja, wäre es selbst in Frankreich. Ueberall, wo meine Blicke dich sehen, werde ich glücklich sein. Und könnte es sein, daß der Frieden unseres Lebens dein Herz für die Wahrheit öffnete, könntest du einen einzigen Strahl von dort oben empfangen, ich würde Gott danken, mein Kind segnen, und voll Hoffnung die Augen schließen in den Armen eines vielgeliebten Sohnes.«

»Zwei Thränen, die ersten, welche er als Mann vergossen hatte, rollten über Simons Wangen. Er legte seinen Arm um den Hals seines Vaters und küßte ihn.

»O Vater«, sagte er, »was ist Eure Liebe unendlich groß! Also, Ihr wollt mir meine republikanische Ueberzeugung ungestört im Herzen lassen? Habt Dank1 Was Ihr von mir verlangt, ist ausführbar. Dieser Krieg wird bald zu Ende sein: bis dahin kann ich meinen angenommenen Obliegenheiten nicht entsagen. Aber dann wollen wir thun, was Ihr eben gesagt habt . . . Und vielleicht, o Vater, vielleicht kann sich Eure süßeste Hoffnung doch theilweise verwirklichen. Ich fühle es, es ist eine leere Stelle in meinem Herzen, etwas Eiteles, das mich erschreckt. Vielleicht hat mich der Hochmuth getäuscht . . . Ach, wie es auch sei, ich will Euch Alles opfern; meine Laufbahn in der Welt, meine Zukunft, meinen geträumten Ruhm. Möchte ich als Preis für dies Alles euch den erlittenen Kummer vergessen machen können«!

Der Brauer sank von der Pritsche aus die Knie, die Hände zum Gebete in die Höhe hebend und rief in größtem Entzücken aus:

»Dank, o Gott, daß Du meinen Sohn mir wiedergegeben! Ach, erfülle Dein Werk, erleuchte sein Herz, es ist nicht ganz verdorben, es hat ja noch Liebe . . . !«

Die Thüre des Gefängnisses wurde geöffnet; der Wachoffizier erschien auf der Thürschwelle und sagte:

»Noch eine Viertelstunde! Macht Euch bereit. Der Befehl ist gemessen: auf den Schlag elf Uhr soll das Urtheil vollstreckt werden.«

Mit einem schrecklichen Angstruf sprang der Brauer auf. Er zog in fieberhafter Eile seine Uhr aus der Tasche heraus und rief, indem er die Augen starr auf dieselbe gerichtet hielt:

»Oh, es ist leider wahr; wir waren so vertieft! Noch eine Viertelstunde! Ich laufe, ich fliege, ich kehre wieder . . . «

Und mit diesen Worten rannte er zum Gefängnis hinaus und sprang mitten durch die verwunderten Wachen auf die Straße.

»Ich hatte es wohl gedacht«, murmelte Simon-Brutus, sich aus die Pritsche niedersetzend, »sie kennen mich nicht schonen. Armer Vater!«

Der Wachtmeister schloß das Gefängnis wieder ab.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Wachhause.

Simon-Brutus saß unbeweglich den Kopf in seinen Händen . . . die Minuten erschienen ihm wie Jahrhunderte. Endlich hörte er ein Klirren von Säbeln und ein Geräusch von gehandhabten Gewehren.

Der Wachtmeister trat mit vier Mann in das Gefängnis und sagte:

»Die Stunde hat geschlagen. Es ist traurig, Kamerad. Wir bedauern Euch, aber so ist das Schicksal des Krieges. Macht uns die harte Pflicht durch Gehorsam minder peinlich.«

Bei diesen Worten bot er dem Gefangenen ein weißes Tuch an, und gab ihm ein Zeichen, daß er es über die Augen binden sollte.

Aber Simon-Brutus wies dies Anerbieten mit einem stillen Lächeln zurück und sagte, indem er aufstand, um seinen Wächtern zu folgen:

»Glaubt Ihr denn, daß ein Soldat der französischen Republik dem Tode nicht ins Antlitz sehen kann? kommet nur, ich werde selbst das Zeichen zum Schießen geben.«

In diesem Augenblick erschien der Brauer im Gefängnis. Er fiel wehklagend seinem Sohne um den Hals, und rief wie außer sich den Wachen zu:

»Nein, nein, der General ist in dem Kriegsgericht . . . Bleibt, verziehet noch einen Augenblick, es wird über sein Loos berathschlagt. Wartet nur, man muß kommen, noch einige Minuten . . . «

»Habt Ihr den General gesehen und gesprochen?« fragte der Offizier.

»Ach nein«, war die Antwort, »er ist nicht zu sprechen, er überlegt, er wird die Begnadigung geben . . . aber schnell, sogleich, nun im Augenblicke . . . «

Der Offizier wischte sich eine Thräne aus dem Auge, schien jedoch unerbittlich und fest entschlossen, seinen Auftrag zu vollführen.

Er rief einige andere Soldaten aus der Wache und gab ihnen ein Zeichen, den Greis aus dem Gefängnis zu führen.

Der Brauer, der dies bemerkt hatte, fiel wehklagend an die Brust seines Sohnes. Beide küßten einander in fieberhafter Aufregung. Simon-Brutus sprach ein Lebewohl aus, indem er feinem Vater noch einige Trostworte in's Ohr flüsterte. Dann machte er seine Arme los und überlieferte ihn denjenigen, die ihn abhalten sollten, dem traurigen Austritt vom Tode seines Kindes beizuwohnen.

Simon-Brutus wurde auf einen offenen Platz geführt, wo die Strafvollziehung stattfinden sollte. — Sein unglücklicher Vater stand bei der Thüre des Wachhauses und blickte voll Unruhe zitternd nach der Straße hin, die vom Stadthause herführte.

Plötzlich entfuhr ein Schrei seiner Brust, so schneidend und doch so freudig, daß er die Wache ganz bestürzt machte.

Der Brauer war mit erhabenen Armen vorausgesprungen, und eilte einem Manne entgegen, welcher von weitem in aller Hast heranlaufen kam.

»Bruno, Bruno!« rief er, »eilig, eiligst, ehe es zu spät ist.«

Aber Bruno stürmte, ohne ein Wort zu sprechen« an ihm vorbei, flog durch das Wachhaus auf den offenen Platz zu den Soldaten, die bereits in Reihe und Glied standen, und auf den Befehl warteten, um dem Verurtheilten ihre Kugeln durch die Brust zu schießen.

»Haltet an! Haltet an!« rief Bruno, »der General hat ihn begnadigt!«

Mit diesen Worten überreichte er einen schriftlichen Befehl an den Offizier; aber in demselben Augenblick fielen seine Augen auf Simon-Brutus.

Beide wurden todesbleich . . . Bruno wendete sich um und eilte durch das Wachhaus aus die Straße.

Der alte Brauer erschien aus dem Platz und fiel beinahe sterbend seinem Sohn um den Hals.

Dieser lehnte wie vernichtet an der Mauer; er schien die Gegenwart seines Vaters nicht zu bemerken und sprach halb bewußtlos zu sich selbst:

»Bruno! . . . Bruno! . . . hat mich . . . gerettet!«

XII.

Es war Tages darauf ungefähr neun Uhr Morgens. Eine Todtenstille herrschte in der Stadt Diest; man hörte nur das Wiederhallen des Kanonendonners, das Getöse des mörderischen Eisens, und das Klirren der Fensterscheiben, die durch das Platzen der Haubitz-Granaten oder Bomben zerbrochen wurden[14].

Kein einziger Bürger war aus der Straße zu sehen; alle Thüren waren verschlossen. Es ließ sich denken, daß die Bewohner bei nahender Todesgefahr aus Furcht sich in ihre Keller verbargen hatten, um vor den Kanonenkugeln und Bomben geschützt zu sein, und nach dem Ende des Kampfes der Rache des Siegers zu entfliehen.

Mit Ausnahme einiger Fähnlein standen die Patrioten auf den Wällen, um jeden Anfall des Feindes zurückzuschlagen oder zu verhindern. Sie hatten Laufgräben aufgeworfen, und hielten sich in denselben verborgen vor den Kanonenkugeln, welche über ihre Köpfe in die Stadt flogen.

Da sie kein grobes Geschütz hatten, und die Franzosen absichtlich außer der Gewehrschußlinie blieben, so konnten die Bauern dem Feinde keinen Schaden zufügen, und sahen sich zu einer entmuthigenden Untätigkeit gezwungen. Wenn sie einen Blick in die Ferne über die umliegenden Felder und Gebirge warfen, so zitterten die meisten bei der Ueberzeugung« daß ihnen keine Hoffnung zu einem Siege mehr übrig blieb. Wie weit ihr Blick auch tragen mochte, überall war der Boden mit wimmelnden Feindesschaaren überdeckt, die in dichten Haufen in die Tiefen hinabstiegen, oder sich auf der Fläche ausbreiteten, über die Höhen hinzogen, und so die Stadt wie mit einer Mauer von Stahl und Eisen umringten.

Aus dem Markte, an der Häuserreihe, die durch ihre Lage vor den Schüssen des Feindes sicher gestellt war, standen die übrigen Fähnlein des Heeres der Patrioten.

Bruno wandelte hier mit langsamen Schritten auf und nieder; seine Gesichtszüge waren traurig und niedergeschlagen. Bisweilen sprach er bei sich selbst in abgebrochenen Lauten, und stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden, wie wenn ein unterdrückter Aerger ihn beschäftigte.

Bei dem Waldeghemschen Heerhaufen stand Karl aus dem Löwen, mit dem Kopf auf die Brust gesenkt, zu Boden blickend und ganz muthlos.

Dieselbe dumpfe Stille herrschte unter den tausend Mann, die sich auf dem Markt und in den angrenzenden Straßen aufgestellt hatten. Außer einigem Gemurre gegen die unbegreifliche Untätigkeit des Generals de Roumiroir hörte man nichts als das Getrappel einzelner Reiter, die vor einem großen Gasthofe auf dem Markte hielten, um Berichte zu bringen, oder Befehle zu empfangen.

Aus diesem Gasthofe traten in dem Augenblicke einige Stabsoffiziere, die in größter Eile zu den einzelnen Fähnlein gingen. Gleich darauf verließen die Hauptleute ihre Mannschaften, um sich nach dem Gasthofe, wo der General wohnte, zu begeben.

Innerhalb desselben auf dem freien Hofe stand der General de Roumiroir. Seine Züge trugen zu gleicher Zeit das Gepräge des Verdrusses und des Mißmuths. Zuweilen schüttelte er den Kopf wie hoffnungslos, indem er seinen Blick auf ein Blatt Papier gerichtet hielt, welches aller Wahrscheinlichkeit nach sehr schlechte Nachrichten enthalten mußte.

Als er nun die herbeigerufenen Hauptleute sämmtlich um sich versammelt sah, sprach er in einem muthlosen Tone:

»Freunde, unsere vaterländische Sache befindet sich in einer großen Gefahr. Ich weiß nicht« was ich thun soll; ich wage es nicht, über das Leben so vieler tapferer Männer einen Beschluß zu fassen. Gebet mir Euern Rath. — Wir haben mit vollem Rechte gehofft, das der Besitz einer Festung uns kräftigen, und daß die Städte selbst zur Erkämpfung der Unabhängigkeit des Landes sich erheben würden, aber der Feind sah unsere Absicht zu früh ein, und vereinigte alle seine Kräfte, um uns zu vernichten, noch ehe sich unsere Hoffnungen verwirklichen konnten. Zwei Tage schon sind für ihn hinreichend gewesen, um ein furchtbares Kriegsheer rund um Diest zu vereinigen. Alle Augenblicke rücken neue Verstärkungen zu ihrer Hilfe heran; das Ankommen von Truppen aller Gattungen und von Kriegsgeräth dauert ununterbrochen fort. Ausfülle können wir nicht mehr machen; wir würden unsere tapfersten Krieger nutzlos opfern, und dann auch ist der Feind bereits zu mächtig im Felde, als daß es möglich wäre, gegen ihn aufzukommen. Andererseits aber bitte ich, zu bedenken« daß die Mundvorräthe in Diest völlig fehlen; wir können es, keine zwei Tage mehr aushalten, ohne daß der Hunger uns zur Stadt hinaustriebe. Und nun hört, welche Nachrichten man aus der Hauptstadt meldet:

Brüssel, 14. Brumaire.

7. Jahr der französischen Republik, — einig und untheilbar. Gestern und vorgestern sind hier einige Schwadronen Husaren und verschiedene Kolonnen Infanterie angekommen. Wir erwarten noch die Husaren von Chamborent, die von Paris kommen, ebenso wie auch ein Regiment reitender Jäger aus dem Lager von Metz. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß die Straße von Paris hierher mit Truppen und Artillerie bedeckt ist, welche das Direktorium nach Belgien schickt, um damit dem Aufstande der Brigands ein Ende zu machen. Ferner sind viele Kolonnen National-Garden aus Ryssel, Douai und anderen in der Nähe gelegenen Orten von Frankreich an unseren Grenzen angelangt. —

»Ihr seht es ein«, Freunde, es ist keine Aussicht mehr: ganz Frankreich scheint rund um Diest sich schaaren zu wollen, um uns unter der Uebermacht zu erdrücken. Meine Ansicht ist nun, daß wir die Stadt verlassen müssen . . . und da wir, um der Gefahr gänzlicher Vernichtung zu entgehen, bei Tage dies nicht ausführen können, so wird es am besten sein, dünkt mich, des Abends oder in der Nacht durch Ueberraschung die Feindeslinien zu durchbrechen, und in die Wälder uns zu begeben. Wenn Jemand einen besseren Rath weiß, so will ich ihn dankbar entgegennehmen.«

Ein dumpfes Gemurmel von Aerger und verhaltener Wuth entstand unter den Hauptleuten, doch Niemand antwortete noch auf des Generals Frage.

Bruno stand bebend mit über der Brust gekreuzten Armen da, als ob das Fieber ihn ergriffen hätte.

»Mein eigenes Herz sagt mir, wie kränkend Euch das; Gefühl unserer Schwäche sein muß«, sagte der General. Hätten wir nur einige Kanonen, vielleicht wäre es noch eine Möglichkeit, Zeit zu gewinnen, und auf Beistand zu warten . . . «

Bruno ging einen Schritt vor, und sprach mit einer Stimme, welche von heftiger Aufregung zeugte:

»Kanonen, Generals Es stehen zehn Kanonen auf dem Allerheiligenberg. Diese Batterie beherrscht die ganze Stadt; sie speiet seit diesem Morgen Vernichtung und Tod über uns aus; sie ist der Schlußstein der Macht unserer Feinde. Wohlan denn, wenn unsere Gewehre auch nicht so weit, reichen, so laßt uns zum Feinde eilen, um ihm so nahe zu kommen, daß unsere Bajonette lang genug werden zu unserer Rache. Wenn wir das noch

sind, was wir vor vier Tagen waren, dann müssen wir die Kanonen auf dem Allerheiligenberg holen gehen . . . «

»Ja, ja, er hat Recht!« riefen die Zuhörer: »Siegen oder erliegen, kämpfen müssen wir; die Untätigkeit ist unser Todt.

»Es ist ein gefährliches Unternehmen,« bemerkte der General. Dazu ist viel Muth und Unerschrockenheit nöthig. Ich zweifle, daß in dem Zustande, in welchem wir uns befinden, unsere Leute mit der erforderlichen Verwegenheit, einem beinahe gewissen Tode entgegen laufen werden. Das mindeste Wanken wäre unser aller Verderben.

»General!« rief Bruno mit verhaltener Entrüstung; die Vorsicht kann unter gewissen Umständen mehr Schaden thun, als die Schwäche. Warum zweifelt Ihr an unserem Muth? Haben wir seit dem Augenblick, daß Ihr den Befehl über uns führt, Euch das Recht gegeben, an unserer Tapferkeit zu zweifeln? Wie könnten wir den Tod fürchten, der doch unser Loos sein würde, wenn wir die Niederlage überleben sollten; Ich beschuldige Euch nichts aber fürwahr, Ihr habt gefehlt. Hätten wir« vom Anbeginn der Belagerung die sich nahenden Kolonnen eine nach der anderen angegriffen und besiegt, so wäre es den Franzosen gewiß nicht möglich geworden, uns so eng einzuschließen. Nun ist der Schaden geschehen; allein wer weiß, ob wir durch eine kühne Unternehmung die Sache nicht zu unserem Vortheile verändern können? Wenn unsere Leute müßig stehen, wird uns das Glück nicht aufsuchen! Wohl mit Recht sagt das Sprichwort:

»Helft euch selber« so hilft euch Gott!«

Die Hauptleute, welche Bruno umringten, bestätigten seine kühne Rede durch beifälligen Zuruf, und gaben genugsam zu erkennen, daß sie eben so thatendurstig als er, und alle bereit seien, ihren ganzen Muth zu einem entschlossenen Unternehmen daran zu setzen.

Der General blickte einige Augenblicke ruhig zu Boden, erhob dann den Kopf wieder, und sprach mit Entschlossenheit:

»Ich würde mich als Mensch und als Feldherr an meiner Ehre beleidigt fühlen können über die Worte, welche der Kapitain der Waldeghemschen Männer mir gesagt hat; aber ich vergesse und verzeihe gern, was etwa Kränkendes für mich darin liegen könnte. Die Zeit ist nicht geeignet, um über die minder oder mehr geziemenden Ausdrücke in der Rede zu streiten. Und dann«, was er gesagt hat, das ist wahr. — Ihr glaubt also, Freunde, daß wir einen Ausfall auf die Batterie auf dem Allerheiligenberg wagen können? Wohlen, es geschehe nach Eurem muthigen Wunsche! Ich werde Euch zum Angriff führen und Euch beweisen, daß es auch mir nicht an

persönlicher Tapferkeit fehlt. Als Feldherr muß ich aber nichts desto weniger in aller Eile einige Einrichtungen vornehmen, um, falls unser Unternehmen mißglücken würde, uns den Rückzug möglich zu machen. Versprechet mir, Freunde, daß Ihr allen meinen Befehlen pünktlich Folge leisten wollt; die geringste Verwirrung könnte sehr gefährlich für unsere Sache sein. Ihr, Kapitain von Waldeghem, sollt mit Eurem Fähnlein vorangehen; ich habe Vertrauen in Eure geprüfte Unverzagtheit. Während Ihr nun, gefolgt von allen Fähnlein der Ober-Kempenden Allerheiligenberg ersteigen und den Feind angreift, müssen die Fähnlein von Klein-Brabant, mit den Leuten von Lier und Mecheln die Wälle innerhalb des Thores besetzen, um unseren Rückzug im Nothfall zu ermöglichen, um einen jeden Ueberfall abzuwehren. Geht nun zu Euren Mannschaften, steigert deren Muth zu derjenigen Höhe, welche dieses Unternehmen erfordert, und bringt Eure Schaaren nach dieser Seite des Markts.

Die Hauptleute wendeten sich um, und liefen mit erhobenem Säbel freudig rufend über den Markt zu ihren Fähnlein. Manche hatten kaum die Stelle erreicht, wo ihre Truppen standen, als schon ein freudiger Jubel sich bei ihren Schaaren erhob. Es waren vor Allen die Waldeghemschen Leute, die, mit Karl aus dem Löwen an der Spitze, die Luft durch ein anhaltendes Kriegsgeschrei erfüllten.

Die Fähnlein setzten sich in Bewegung, und bildeten eine dichte Kolonne an dem Eingang der Straße, welche zum Allerheiligen-Thore hinaufführte.

Alsbald erschien der General mit einigen Stabsoffizieren auf dem Markt, und ritt hinter die Waldeghemsche Schaar, die sich an der Spitze der Kolonne befand. Einige Reiter wurden nach dem hintersten Theil des Heerhaufens geschickt, um überall die grüßte Stille anzubefehlen, bis zu dem Augenblick, wo die Trommeln und Hörner das Zeichen zum Sturm geben würden.

Als nun alles Geräusch verstummt war, und der General merkte, daß seinem Befehle überall gehorsamet worden, gab er Bruno das Zeichen, voranzumarschiren.

Die rothe Kreuzesfahne der Waldeghemschen Schaar bewegte sich fort, und die ganze Kolonne folgte im langsamen Schritt, und in der tiefsten Stille aus der langen Straße, welche nach dem Thore hinausführte.

Auf der Spitze des Allerheiligenberges stand eine ziemlich große Kapelle. Neben derselben hatten die Franzosen die furchtbare Batterie von zehn schweren Geschützen angelegt. Diese Stelle war dazu äußerst

vortheilhaft, denn da die Kanoniere immer hinter der Kapelle Schutz fanden, war es den Belagerten unmöglich, von der Festung aus einen Einzigen zu treffen.

Weiter, hinter der Kapelle, an einem Abhange, standen fünf- oder sechshundert Soldaten aufgestellt, um« wenn es erforderlich wurde, die Batterie gegen einen Angriff zu decken.

Die Bauern näherten sich immer mehr dem Thore. Hier wurde indeß ihre Absicht dem Feinde sichtbar, weil höher hinauf keine Häuser standen, welche den Blick hätten hindern können.

Man hörte aus der Ferne auf den französischen Lagerplätzen Alarm blasen, und man konnte ebensobald bemerken, wie der Feind in aller Eile seine Schaaren heranzog, um der bedrohten Batterie Unterstützung zuzuführen.

Auf Befehl des Generals fingen nun in den Kolonnen der Patrioten die Trommeln und Hörner zu schallen an.

Aus dem vaterländischen Heereszuge erhob sich alsbald ein donnerndes Gejauchze, ein tausendstimmiges Kriegsgeschrei, und mit beschleunigten Schritten verfolgten die Bauern ihren Marsch zum Thore hinaus, und erstiegen den Berg.

Aber kaum war die Waldeghemsche Schaar aus der Stadt gerückt, als die fünfhundert Soldaten sich auf der Höhe zeigten, und einen Kugelregen auf die Patrioten entsendeten.

Bruno bemerkte mit Schrecken, daß seine Leute anhielten, und durch das Losfeuern ihrer Flinten sich vertheidigen wollten. Dort Stand zu halten, war unmöglich, da zugleich die Kanonen ihren betäubenden Donner zwischen den Knall der Feuerröhre mischten, und Kartätschen und Kugeln unter seinen Leuten auftürmten.

Er sprang vor, und rief mit aller Kraft:

»O Freunde, noch einen Versuchs folgt mir! Mit gefälltem Bajonette! Marsch vorwärts, vorwärts für Gott und Vaterland!«

»Vorwärts, Vorwärts!« schrie Karl aus dem Löwen, indem er mit Bruno den Berg erstieg, und durch sein Beispiel seinen Leuten Muth gab, ihm zu folgen.

Unter dem mörderischen Feuer der Franzosen verloren sie viel Leute. Dessenungeachtet, so sehr Kartätschen und Kugeln ihre Glieder verdünnten, gaben sie den Angriff nicht auf, sondern liefen mit einer

unbeschreiblichen Unerschrockenheit den Berg hinan, wo eine dichtgeschlossene Schaar sie erwartete.

Nun entspann sich ein verzweifelter Kampf, Mann gegen Mann, mit dem Schwerte und dem Bajonett. Man hieb, man schlug, man stieß, man rang eine Zeitlang fort, so daß bald ein Haufen Leichen in Blut gebadet da lag.

Die Waldeghemsche Schaar wäre hier gewiß bis auf den letzten Mann vernichtet worden, — denn gegen so viele Feinde konnte weder Löwenmuth, noch Unverzagtheit sich halten, - allein eben zeitig genug erschienen hier nächst die anderen Fähnlein der Bauern oben auf der Höhe, und die Franzosen wurden von allen Seiten umringt und überwältigt.

Bruno und Karl, mit Blut und Schmutz bedeckt, kämpften wie wüthende Löwen, und trieben ihre Leute immer weiter vorwärts in den Feind hinein.

Dieser wich auf die Kanonen zurück, und gab sich ungeheure Mühe, die Batterie zu behaupten, bis einige französische Heerhaufen, welche von allen Seiten mit fliegenden Fahnen anmarschiert kamen, Ersatz bringen würden.

Bruno, welcher einsah, was sie beabsichtigten, und durch den Kampf zu einer blinden Unerschrockenheit verleitet wurde, erhob von Neuem seinen vaterländischen Siegesruf, und stürzte mit seinen Leuten so unwiderstehlich auf die Franzosen ein, daß diese die Kapelle verließen, und sich langsam auf die zu Hilfe kommenden Truppen zurückzogen.

Die Waldeghemschen Männer standen mitten unter den verlassenen Kanonen freuderufend da: das feindliche Geschütz war nun in ihrer Macht!

Voll Freude sprang Karl aus dem Löwen auf eine Kanone; und seinen Hut auf der Spitze seines Schwertes herumschwenkend, verkündigte er durch fröhlichen Kriegsruf den erfochtenen Sieg.

Aber in demselben Augenblick stieß er einen Schmerzensschrei aus. Er schlug sich mit der Hand vor die Brust, um die erhaltene Wunde zu schließen; doch das Blut strömte zwischen seine Finger hindurch. Der unglückliche Jüngling sank in sich zusammen, und fiel kraftlos und sterbend in Bruno’s Arme.

»Mein Freund« Karl, liebster Karl!« rief Bruno, indem er die Kleider seines Freundes zu öffnen suchte, ach, verzweifelt nicht; ich will dein Blut stillen. Wo, wo ist deine Wunde? . . .

Und mit Hast riß er Karls Rock in Stücke, um seine Brust zu entblößen. Indessen flogen die Kugeln mit erneuerter Kraft über seinen Kopf weg; doch von Anstrengung und Schmerzen gänzlich erschöpft, schien er nicht

mehr zu wissen, wo er sich befand. Der verwundete Jüngling lag in seinem Arme, mit geschlossenen Augen und mit todtblassem Gesicht. Wie nun Bruno ihm endlich die Brust entblößt hatte, öffnete Karl noch einmal seine Augen; ein Lächeln erhellte seine Züge und mit beinahe unhörbarer Stimme murmelte er:

»Lebe wohl« Freund, meine Mutter . . . für Gott, für Gott und für's Vaterland . . .

Ein leichtes Zucken zitterte krampfhaft durch seine Glieder, er dehnte sich noch einmal und blieb dann unbeweglich liegen.

Aus Bruno's Brust drang ein Schreckens- und Schmerzensruf; er fiel beinahe gefühllos auf die Leute, welche die Leiche Karls aus seinen Armen nahmen, um sie zur Stadt zu bringen.

Wie wenn das Gefühl der Rache mit neuer Gluth in seiner Brust entbrannt wäre, sprang er dann plötzlich auf, ergriff sein Schwert und wollte sich nach dem Platz, wo der Kampf noch immer fortdauerte, stürzen, obgleich die beiden Heere einander nur noch aus der Ferne mit Flintenschüssen begrüßten.

Aber der tapfere junge Mann wurde mit Schrecken erfüllt, als er sah, daß das vaterländische Heer zurückwich, und nach der Stadt sich zurückzuziehen schien. Voll Wuth lief er zu einigen Stabsoffizieren, welche hinter der Schlachtlinie in einem Kreise standen, und wollte seiner Verachtung durch heftige Vorwürfe Luft machen, allein, was er hier erblickte, machte ihn verstummen.

Der General de Roumiroir stand in der Mitte einiger Oberoffiziere, die Brust ganz voll Blut und das ganze Gesicht zerfetzt. Eine Kugel hatte ihm die Unterlippe und einen Theil des Kinn's weggerissen[15].

Bruno verließ diese Stelle und eilte auf den rechten Flügel der Schlachtlinie, wo er die rothe Kreuzesfahne wehen sah. Unterweges begegnete ihm einer der Stabsoffiziere, welchen er kannte.

»Was heißt denn Das?« rief er, »Warum weichen wir zurück? Wer hat solche schlechte Befehle gegeben? Die Ströme vergossenen Blutes sind also ganz unnütz geworden?«

»Schweigt, Bruno«, antwortete der Stabsoffizier. Wenn wir nicht eilen, zur Stadt zurück zu kehren, ist Alles verloren. Sehet dort auf die Felder hin: fünf bis sechstausend Feinde, ganze Regimenter Reiterei und Feldgeschütz nahen dem Allerheiligenberg. Es ist hier nicht gut, für uns zu bleiben. Der

Rückzug ist befohlen: wir sollen den Kampf hinter den Wällen fortsetzen, wenn es nothwendig wird . . . «

Der Stabsoffizier entfernte sich.

Die ganze Schlachtlinie war bereits in ihrem Rückzug bis zu Bruno gekommen. Er begab sich stillschweigend zu der Waldeghemschen Schaar, und folgte ihr mit hängendem Kopf und trauernd, als ob er Allem ganz fremd gewesen wäre, was sich hier zugetragen hatte.

So zogen die Bauern nach und nach, sich tapfer wehrend zur Stadt hinein, und stellten sich hinter die Verschanzungen auf, um dem Feinde Widerstand zu leisten, wenn er einen Angriff gegen das Thor unternehmen würde.

Aber die Franzosen begnügten sich mit dem Wiederbesitz ihrer Kanonen und fingen an, die Stadt von Neuem heftig zu beschießen. Uebrigens blieben sie sorgfältig auf der Schußweite zurück.

Die französischen Feldherren schienen überzeugt, daß sich die Stadt wohl von selbst ergeben würde, ohne daß es nothwendig wäre, sie durch einen blutigen Sturmlauf zu nehmen.

Die Sachen blieben den ganzen Nachmittag hindurch in demselben Zustand. Die Stadt wurde gegen Abend mit verdoppelter Gewalt beschossen; allein sobald die nächtliche Finsternis über die Festung und über die Felder gelagert war, setzte man von beiden Seiten das Feuern wieder aus, um einer kurzen Ruhe zu pflegen für den am kommenden Tage fortzusetzenden Kampf . . .

Es war eine finstere Nacht,

Einsam und todt waren die dunklen Straßen der Stadt Diest. Kein lebendiges Wesen unterbrach durch seine Gegenwart die ängstliche Stille, welche die belagerte Festung einer ausgedehnten Grabesgruft ähnlich machte. Als ob man die Einsicht in diese undurchdringliche Finsternis noch hätte erschweren wollen, so waren auch noch alle Lichter auf dem Markte ausgelöscht.

Diese traurige Stille, diese geheimnißvolle Ruhe, diese schreckliche Einsamkeit dauerte ununterbrochen fort, bis daß die Glocken von Kirchen und Kapellen durch zwölf klagende Schläge die feierliche Stunde der Mitternacht ankündigten.

Da veränderte sich plötzlich die Szene, als ob die Glockentöne eine ganze Bevölkerung aus dem Todesschlafe erweckt hätten. Viele Thüren wurden vorsichtig geöffnet und wieder verschlossen. Unmittelbar darauf

erschienen von allen Ecken schwarze Menschengestalten, welche mit leisen Tritten und stumm wie Schatten längs den Häusern vorbeischlüpften, als wollten sie eine Beute erhaschen, oder eine Missethat begehen.

Man konnte bei der undurchdringlichen Finsternis nicht erkennen, welcher Art die Leute waren, die in's tiefste Geheimnis gehüllt, durch die Straßen eilten, wenn nicht zuweilen ein schwacher Schimmer oder ein Rasseln von Eisen begreiflich gemacht hätte, daß sie zum Kampfe gerüstet waren.

Die Zahl dieser nächtlichen Wanderer wuchs mehr und mehr; demnächst kamen ganze Haufen von den Wällen her ab nach dein niederen Theile der Stadt: es waren Straßen, welche von Menschen zu wimmeln schienen. Dessen ungeachtet schwieg Alles, und that sich Gewalt an, das Geräusch der Tritte und der Waffen zu vermeiden. Schweigend und mit Umsicht fortschleichend folgten Alle derselben Richtung nach derjenigen Stadtseite hin, wo sich der Beguinenhof mit seiner Kirche, unfern der Stadtwälle befand.

Rund um diese Stiftung und in den umliegenden Straßen befanden sich bereits tausende von Menschen, theilweise in Glieder geschaart, oder in gewaltige Haufen aufgestellt, oder noch in der Finsternis nach Freunden und Genossen suchend.

Näher an der Mauer des Beguinenhofes standen eine Anzahl Tragbahren, von welchen nicht selten unterdrückte Schmerzenslaute aufstiegen; es waren Verwundete, von Freunden umgeben, welche sie zu trösten suchten, und ihnen leise Versicherungen gaben, daß sie sie nicht verlassen würden.

Unter den Verwundeten befanden sich auch einige Frauen und Mädchen.

An dem Fuße des Festungswalles war mehr Bewegung, und zuweilen erhob sich wohl von da ein lauteres Geräusch; man schien damit beschäftigt, an einem Kriegsgeräth zu arbeiten, denn man trug schwere Holzstücke zusammen.

Bei den Arbeitern standen die bedeutendsten Offiziere der Patrioten. Der General de Roumiroir, ungeachtet seiner schmerzlichen Wunde, ermuthigte sie durch seine Gegenwart; neben ihm, und selbst mit arbeitend, befand sich Bruno, der tapfere Hauptmann der Waldeghemschen Schaar.

Es kamen von Zeit zu Zeit einige Stabsoffiziere zum General, um über die Lage der Dinge in den angrenzenden Straßen rund um den Beguinenhof Bericht zu erstatten. Endlich wurde ihm gemeldet, daß nunmehr Alle gegenwärtig und bereit seien.

Der General gab ein Zeichen. Die Arbeiter luden die Stücke Holz auf ihre Schultern, und gingen langsam und vorsichtig über den Wall.

Bruno verließ diese Stelle in aller Schnelligkeit, und eilte nach dem Beguinenhof. Er ging gerade nach einer dunkelen Ecke der Mauer, welche den Hof umgab, ergriff in der Finsternis Jemand bei der Hand, und sprach mit gedämpfter Stimme:

»Mutter, Veva, kommt, Alles ist bereit!«

Die Frauen folgten ihm nebst noch zwei anderen Personen. Bruno wendete sich um, und sagte beim Gehen:

»Jan, mein getreuer Freund, o raffet in diesem verhängnisvollen Augenblick allen Euren Muth zusammen, und alle Vorsicht, denn ich habe ein ahnungsvolles Vorgefühl; ich zittere und bebe bei der Besorgnis vor einem großen Unglücke. Beschützet unseren armen Pastor, daß er in der Finsternis nicht verunglückt . . .

»Gott hat mein Schicksal in seiner Hand, murmelte der alte Priester, seid um mich nicht in Aengsten.

Bruno fragte der alte Diener, »was ist beschlossen worden? Sagt es uns, damit wir wissen, wie wir uns zu benehmen haben.«

»Es ist eine Brücke über das Wasser neben der großen Spuy gelegt; über diese müssen wir die Stadt verlassen. Es ist die einzige vom Feinde nicht besetzte Stelle. Also, wenn Ihr über die Brücke gegangen seid, geht immer gerade voraus, ohne diese Richtung zu verfehlen . . . Wir ziehen nach Hasselt . . . «

»Aber, Bruno, der alte Brauer ist nicht bei uns?«

»Er ist bei seinem Sohn; ich habe Simon die Freiheit verschafft . . . «

Bruno brachte seinen Arm um den Hals seiner Mutter und sprach in süßem Tone:

»Ihr bebet, Mutter? Ihr weinet? O, erhaltet Euren Muth- Ich bleibe bei Euch, ich werde Euch vertheidigen, und gegen eine jede Gefahr beschützen . . . Und, sollte es etwa sein, daß die schreckliche Stunde erschienen wäre, ach, so ist doch etwas Seliges in unserem Loose . . . Ihr werdet mich und Genoveva in Eure Arme drücken, und wir werden Alle zusammen durch das heilige Band der Liebe vereinigt zu Gott emporsteigen, der uns die Märtyrerkrone . . . «

In diesem Augenblicke näherten sie sich dem Stadtwalle.

Der übrig gebliebene Theil der Waldeghemschen Schaar stand bereits in Gliedern aufgestellt; weiter nach dein Beguinenhof zu, und tiefer in die

Stadt hinein hatten die übrigen Fähnlein sich zu einer dichten Kolonne gesammelt. Einige Schaaren, welche des Generals Befehle mißverstanden, und in ängstlicher Befangenheit sich übereilt hatten, drangen nun von der entgegengesetzten Seite vor, um als die Ersten über die Brücke hinüber zu gelangen.

Bis hierher war Alles mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit und in der größten Stille bewirkt worden.

Der General gab der Waldeghemschen Schaar ein Zeichen, und diese ging voraus über den Wall hinüber.

Der ganze Zug bewegte sich langsam; aber diejenigen Abteilungen, die neben den Festungswerken standen, hatten eine zu große Eile, um aus der Stadt zu kommen, so daß sie an fünf bis sechs verschiedenen Stellen über den Wall stiegen, und in großer Menge gegen die Brücke drangen.

Sei es nun, daß die beabsichtigte Flucht der Bauern verrathen war, oder daß die französischen Schildwachten den Lärm gehört hatten, welchen die Verwirrung bei der Brücke verursachte, denn es erscholl in diesem Augenblick ein gewaltiger Kanonenschuß, welcher durch seinen donnernden Schall wie ein furchtbarer Schreckensruf über die Stadt dröhnte.

Dieses unglückliche Zeichen bewirkte unter den Patrioten ein unbeschreibliches Entsetzen; die hintersten Fähnlein drängten die ersten mit einer unwiderstehlichen Gewalt gegen den Wall; Alle, selbst die Unerschrockensten mußten endlich diesem Andrange weichen.

Es erhob sich ein furchtbares Nothgeheul, ein schreckliches Gekreisch, welches alle Herzen mit Angst erfüllte. Hiernächst verlor sich auch alles Gefühl für die gemeinschaftliche Erhaltung; Jeder eilte vorwärts; ganze Schaaren liefen über den Wall, und stürmten wie eine rollende Fluth gegen die Brücke. Ein schauderhaftes Krachen vermengte sich mit dem Kanonengebrüll und dem Knallen der Flintenschüsse: — die Brücke brach unter dem Gewicht der Flüchtigen und fiel krachend mit ihrer Last in’s Wasser . . .

Dies Unglück hinderte aber den Andrang der Flüchtigen nicht. In der unbeschreiblichen Finsternis, und durch den Schreck erblindet, kamen sie unaufhörlich von dem Walle gelaufen, und fielen kopfüber in den Graben, welcher alsbald ganz mit Leichen gefüllt wurde. Das Geschrei, das Wehgeheul ihrer umkommenden Brüder, statt sie von dort zurückzuhalten, trieb sie im Gegentheil in denselben hinein, um nur aus der Stadt zu

entfliehen. Es war eine so gründliche Verwirrung, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann.

Inwischen waren die französischen Schaaren von den nächsten Lagerplätzen unter die Waffen getreten, und hatten sich unsern der großen Spuy in Glieder aufgestellt. Von dort schossen sie unaufhörlich nach der Stelle, wo sich das Nothgeschrei erhob.

Nicht genug, daß die Patrioten zu hunderten im Wasser ertranken oder einander erstickten, auch noch die Kugeln flogen wie ein mörderisches Hagelwetter unter sie, um die Schlachtopfer zu erreichen, welchen es geglückt war, lebend aus dem Graben zu entkommen.

Nach einer halben Stunde des schrecklichen Jammerns und Klagens wurde Alles wieder still . . . Aber die nächtliche Dunkelheit barg fünfhundert Leichen in ihrem Schoß![16]

XIII.

Die Nacht ist noch finster. Erst in zwei Stunden werden die ersten Sonnenstrahlen ein furchtbares Schauspiel erleuchten, und die Franzosen selbst sollen erstarren bei dem Anblick von fünfhundert Leichen, die aufgeschichtet sind auf den Rändern des Grabens, oder erstickt im Morast. —

Die Patrioten, denen es geglückt war, über die Leichname ihrer Brüder auf's Feld zu gelangen, hatten sich nach verschiedenen Richtungen vertheilt, um der Todesgefahr zu entgehen.

Dessenungeachtet, so sehr die Ueberbleibsel des Bauernheeres auch zerstreut waren, hatte doch ein ansehnlicher Theil die große Landstraße nach den Limburgischen Kempen verfolgt.

An der Spitze dieser Flüchtlinge befand sich die Waldeghemsche Schaar, welche wenig gelitten hatte, weil sie über die Brücke gezogen war, ehe deren Einsturz das Zeichen zu dem gräßlichen Unglück geworden.

Durch Angst und Verzweiflung fortgetrieben, beschleunigten die Bauern ihren Gang, so daß die Schwächsten zurückbleiben mußten und unter bitterem Gejammer zu ganzen Haufen auf der Straße niederfielen. Als ob diese Unglücklichen es ahnten, daß sie nun in die Hände ihrer Feinde fallen würden, riefen sie noch von Weitem ihren Freunden ein letztes und schmerzliches Lebewohl zu.

Nach drei Stunden Weges endlich waren auch die Waldeghemschen Leute dergestalt ermüdet und erschöpft, daß Bruno bei einem kleinen Gehöft, das an der Straße stand, anhalten ließ, um daselbst bis zum anderen Morgen auszuruhen.

Alle vertheilten sich auf dem Gehöft, um einen Ruhepunkt zu finden. Die Bewohner der paar Häuser wurden herausgeklopft, und als Ställe und Scheunen bis zum Erdrücken mit Leuten angefüllt waren, legten sich die übrigen an den Mauern und Hecken aus den feuchten Boden nieder.

Von der Seite der Stadt Diest her kamen unausgesetzt viele Flüchtlinge, welche den anderen in ihrem raschen Gang nicht hatten folgen können. Bei dem Gehöfte wurde ihnen gesagt, daß man bis zum anderen Morgen verweilen werde.

So drängte sich nach und nach eine so zahlreiche Menge zwischen diese wenigen Häuser, daß man zuletzt Mühe hatte, noch zwischen durch zu

gehen, indem der Boden mit Menschen übersäet war, die sich in der Finsternis auf die erste beste Stelle nebeneinander niedergelassen hatten.

Eine Todtenstille herrschte über diesem Gehöft; die meisten Bauern vor Ermüdung erschöpft, waren in tiefen Schlaf versunken; die wenigen, welche wachten, hielten ihre Augen unbeweglich in die Finsternis hinaus gerichtet, und vergossen in Stille Thränen bei dem Nachdenken über ihr trauriges Schicksal.

Alles blieb also schweigsam; keine Bewegung, kein Laut verrieth die Gegenwart der Unglücklichen. Sie lagen im Schooße der Finsternis still und unbeweglich wie in einem Grabgewölbe beigesetzte Leichen.

Hätten sie gewußt, welche Gefahr ihnen drohete, sie würden ihren entkräfteten Leibern kaum einmal diese kurze Ruhe gegönnt haben. Ihre grausamen Feinde wachten, und waren auf ihre Vertilgung und Ermordung erpicht; sie schlichen haufenweis durch die nächtliche Finsternis und suchten mit blutgieriger Ungeduld nach der Beute, die ihnen entgangen war . . .

Kaum war dem französischen Feldherrn das Unglück, welches die Patrioten bei Diest getroffen hatte, mit einigen Einzelheiten bekannt geworden, so hatte er auch unmittelbar darauf Maßregeln genommen, um den größtmöglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Während eine starke Heeres-Abtheilung von der Festung Besitz nahm, erhielten die übrigen Kolonnen, ebenso wie die Reiterei, den Befehl, stehenden Fußes sich auf alle Straßen zu zerstreuen, welche nach Hasselt führten und in der Finsternis bis zum andern Morgen zu marschieren. Solchergestalt glaubte man die zerstreuten Bauern beim ersten Morgenschimmer noch in völliger Unordnung überraschen zu können, und ohne große Mühe alle diejenigen zu vernichten, welche der nächtlichen Niederlage entronnen waren. — Es mußte Jagd auf sie gemacht werden, wie auf wilde Thiere, und Alles ohne Gnade niedergesäbelt und ermordet werden, was ihnen in die Hände fiel.

Die mobilen Kolonnen hatten sich nun in Folge der empfangenen Befehle nach verschiedenen Richtungen fortbegeben; nichts desto weniger trafen sie, da sie eine Stunde später als die Patrioten ausgezogen waren, unterweges keinen an, als hier oder dort einen Verwundeten, der nicht weiter hatte gehen können und an der Straße niedergefallen war. Ein Bajonettstich oder ein Säbelhieb machten den Leiden der Unglücklichen ein Ende, — und die französischen Soldaten verfolgten dann ihren Weg.

Zwei Stunden sind abgelaufen. Der erste Morgenschimmer beginnet den Osten zu färben, — der Tag nahet.

Obgleich Alles noch in grauem Nebel gehüllt war, und sich nur zweifelhafte Formen dem Auge darstellten, so hatten die Patrioten dennoch ihre feuchte Lagerstätte bereits verlassen . . .

Auf der Straße, welche durch das Gehöft zwischen weite Felder fortläuft, knien hunderte von Menschen. Man sollte glauben, daß ein Vorgesetzter es also angeordnet habe, denn sie sind in Gliedern zu einer dichten Kolonne geschaart, und alle haben das Angesicht nach einer und derselben Seite des Gehöfts hingewendet, wo das Fähnlein der Waldeghemschen Schaar sich erhebt und das blutrothe Kreuz im Winde flattert.

Viele heben die Arme gen Himmel und scheinen Gott um Hilfe anzurufen; einige lassen die Perlen von einem Rosenkranz durch ihre Finger gleiten; andere knien, haben ihre Hände gefalten und sind in inbrünstige Gebete vertieft

Die Meisten halten das Gewehr im Arme, oder lassen es an ihrer Schulter ruhen; die Bajonette stecken oben auf und glitzern in dem zweifelhaften Lichte des werdenden Tages.

Unglückliche Menschen! Ihre Kleider sind zerrissen und mit Koth bedeckt; einige haben Kopf oder Arme mit blutbefleckten Tüchern umwunden; alle sind in jämmerlichem Zustande: bleich, mit unordentlichem Haar, mit verwirrten Blicken, vor Kälte zitternd, und steif von der nächtlichen Feuchtigkeit; und so muthlos, so betrübt, daß auf ihren Gesichtern nichts weiter zu entdecken ist, als die bitterste Hoffnungslosigkeit und die größte Ergebung in das schaudervolle Schicksal, was ihnen bescheeret ist.

Sie wissen es nur zu wohl, daß kein Entkommen möglich, daß fortan in ihrem Vaterland keine Stelle mehr für sie ist, wo sie ihr ermattetes Haupt für einen Augenblick niederlegen können, sondern daß über kurz oder lang eine feindliche Kugel sie tödten werde. Sterben ist ihre einzige Aussicht: sterben heute oder morgen . . . Und vielleicht ist der Tag, welcher eben heller im Osten anbricht, der Verbote der Vernichtung Aller.

An dem Ende des Weges, in welchem die Unglücklichen knien, stehet ein offener Stall. Von daraus erschallt zu- weilen der helle Ton eines Glöckleins. Dann beugen die Betenden sich tiefer, bekreuzen sich und schlagen sich wiederholentlich an die Brust.

Der Stall selbst ist ganz voll Menschen, die ebenfalls auf dem Stroh, was auf dein Fußboden ausgestreut liegt, niederknieen. Zwei Frauen befinden sich mitten unter den bewaffneten Männern; es sind die Mutter von Bruno und Genoveva. — Jan, der Diener und sein Herr, Bruno, knien neben den

Frauen. Im Hintergrunde des Stalles steht ein greiser Priester, dessen Stimme und Hände vor Kälte erstarrt, zittern. Er ließt die Messe, um Gott das heilige Sühnopfer darzubringen, ehe die betrübte Schaar ihren nächtlichen Zufluchtsort verläßt. Ein junger Conscribirter, mit dem Gewehr auf dem Rücken, kniet als Meßdiener da.

Die Krippe ist der Altar . . . . ein zinnerner Trinkbecher der Kelch . . . eine Laterne die demüthige Lampe vor des Herrn Antlitz angesteckt!

Betrübt und traurig ist diese Feierlichkeit. Nichts stört die Todtenstille, als allein das Murmeln der Gebete des Pristers, oder die beinahe unhörbare Antwort des Dieners . . . Und kommt zuweilen der helle Klang des Glöckleins unerwartet durch die Finsternis gedrungen, dann erfüllt dessen zitternder Ton Jedermann mit Angst und Beklemmung . . .

Wenn der Priester sich umwendet, so fällt der rothe Schein des Laternenlichts auf sein bleiches, entstelltes Gesicht; seine silbernen Stirnhaare glänzen; aber sein Wesen ist dergestalt abgespannt, seine Augen stehen so matt in ihren Höhlen, die Falten der Abgelebtheit und des Schmerzes sind so traurig aus Stirn und Wangen vertheilt, daß er wie ein Geist erscheint, der aus dem Grabe erstanden ist, um einem traurigen Todtenfeste beizuwohnen.

Seit einiger Zeit liegt der Priester mit dem Kopf über die Krippe gebückt; das Gesäusel des Gebets selbst hat aufgehört: die Stille ist noch ängstlicher geworden, alle Herzen sind von Gottesfurcht beklemmt. Das unaussprechliche Geheimnis des Altars soll sich verwirklichen . . .

Aber, Himmels Welch ein schrecklicher Lärm kommt auf einmal die heilige Handlung zu unterbrechen? Hundert Flintenschüsse, zusammen abgefeuert, geben einen einzigen Schlag und donnernden Wiederhall über das Gehöft, während die Kugeln zischend die Luft durchschneiden . . . Der Jüngling, welcher die Messe diente, ließ einen schneidenden Schrei hören und stürzte in seinem Blute leblos nieder . . .

»Zu den Waffen! Zu den Waffen! heulte es dort draußen . . . «

Bruno springt auf, hebt sein Schwert in die Höhe und ruft mit mächtiger Stimme:

»Märtyrer, aufs rächet Euren Gott!«

Alles läuft in Verwirrung aus dem Stall. Bruno eilt zu seiner Mutter, umhalset sie in aller Eile, heftet seine behenden Lippen zugleich aus

Genovevas Stirn, lispelt ihnen noch ein Lebewohl zu und ruft sofort den alten Diener heran, indem er seine Flinte ergreift:

»Jan, schnell, meine Mutter, Genoveva, weg, weg! rette sie; ich werde für sie dort oben bitten! Ach, heute noch soll ich meinen Vater wiedersehen!«

Und, ohne erst noch einen Blick auf seine Mutter schlagen zu dürfen, welche kniend und mit erhabenen Armen zu ihm hin wollte, um ihn aufzuhalten, sprang der junge Mann auf die Straße und lief zur Waldeghemschen Schaar, welche gerade vorgetreten war und ein heftiges Feuern gegen den Feind begonnen hatte.



Es schien, als ob der Eindruck der ernsten Feierlichkeit und das Erscheinen der Franzosen in einem solchen verhängnisvollen Augenblick, die Bauern mit einer wunderbaren Unverzagtheit und glühenden Raserei erfüllt hätte, denn sie marschierten so unerschrocken gegen den Feind an und würden sich zweifelsohne wie ein entfesselter Strom gegen seine Schlachtordnung geworfen haben, wenn Bruno ihnen nicht befohlen hätte, in regelmäßigen Gliedern stehen zu bleiben.

Indem die Kugeln sich ohne besonderen Erfolg kreuzten, kam auch der alte Priester aus dein Gehöft gelaufen und näherte sich der Waldeghemschen Schaar. So sehr auch Bruno ihn von weitem durch hastige Zeichen und Worte nach dem Gehöft zurückwies, der alte Priester verließ die Kämpfenden doch nicht. Als einzige Antwort hob er Hände und Augen in Begeisterung gen Himmel, als ob er Gott um die Märtyrerkrone gebeten hätte.

Dieses Scharmützel dauerte eine Weile fort, Bruno machte große Anstrengungen, um seine Leute am Vorwärtslaufen zu hindern: er selbst war verwundert über ihre unbegreifliche Streitlust, und fühlte seine Brust von Hoffnung und Unverzagtheit anschwellen bei dem Anblicke des Heldenmuthes seiner Brüder. Langsam, jedoch unaufhaltsam näherten sich die Bauern dem Feinde. Es schien endlich, daß die Franzosen nicht auf einen so hartnäckigen Widerstand zu stoßen erwartet hatten und zurückzuweichen beabsichtigten.

Wirklich wurde das Feuer von ihrer Seite schwächer, und schon bemerkten die Patrioten, daß der Feind mehr und mehr, und mit einer gewissen Eile sich vom Gehöft entfernte. Da konnte Bruno das Siegesgeschrei seiner Leute nicht mehr beherrschen, sie begannen mit donnernden Gejauchze:

»Vorwärts, vorwärts! für Gott und Vaterland!«

Die Bauern, weit entfernt zu ahnen, daß in dem Rückzuge der Franzosen eine Kriegslist verborgen liege, eilten mit verdoppelten Schritten auf den Feind los. Dieser wartete ihrer Ankunft nicht ab, sondern zog sich gleich mit großer Eile über eine große Fläche zurück, scheinbar, um einige Sandhügel zu erreichen, und von dort aus sich mit mehr Nutzen zu vertheidigen.

An dein Fuße der sandigen Höhe, und in dem Augenblicke, wo die Patrioten unter anhaltendem Siegesgeschrei mit gefällten Bajonetten sie anfielen, kehrten die Franzosen um, und schossen beinahe zugleich ihre Gewehre los.

Eine Anzahl Bauern stürzte nieder, die Anderen« durch diesen Verlust überrascht, blieben stehen und schienen auf das feindliche Feuer durch Gewehrschüsse antworten zu wollen, aber Bruno's Stimme klang noch vernehmbar durch den mächtigen Kriegeslärm:

»Zum Sturm! Mit gefüllten Bajonetten vorwärts!« rief der heldenmüthige junge Mann.

Und als wenn sein Wort neuen Muth und verdoppelte Raserei in die Herzen seiner Brüder gebracht hätte, eilten sie sogleich vorwärts, und fielen wie wuthentbrannte Löwen auf den Feind los. Die Kämpfer waren in Rauchwolken gehüllt, das Knallen der Gewehre, das Gejammer der Verwundeten, die Stimmen der Befehlshaber, das aufmunternde Kriegsgeschrei der beiderseitigen Schaaren, dies Alles schmolz zu einem verwirrten Gebrause, welches aus der Rauchwolke aufstieg, in deren Schooß ein furchtbares Gemenge von Menschen, Waffen, Blut sich hin und her wälzte.

Indessen nun aber bei diesem ersten Angriff die zwei feindlichen Haufen im Handgemenge mit einander waren, und Tod und Vernichtung in ihren Gliedern gegenseitig verbreiteten, entstand hinter den Sandhügeln eine Bewegung« die für die unglücklichen Patrioten von größtem Nachtheile sein mußte.

Die Franzosen hatten ihre Feinde absichtlich aus dem Gehöft in das große Feld gelockt, und darum nur einen kleineren Theil ihrer Macht gezeigt.

Nun entwickelte von der entgegengesetzten Seite eine Kolonne Soldaten ihre ausgedehnten Flügel über die Ebene.

Ein freudiger Jubel und ein furchtbares Siegesgeschrei erscholl hinter den Bauern . . . und fünfhundert Kugeln schlugen zugleich in ihre Schaar ein!

»Freunde«, rief Bruno seinen Genossen zu, »wir sind umringt! Unsere Sterbestunde hat geschlagen! Durch den Feind gebrochen! Folgt mir! folgt mir!«

Die tapfere Waldeghemsche Heldenschaar kehrte urplötzlich um, und warf sich mitten in die feindlichen Glieder. Die Verzweiflung und die Gewißheit ihres bevorstehenden Todes verlieh diesen armen Leuten eine solche übernatürliche Kraft, daß sie Wunder der Tapferkeit thaten, und wirklich den linken Flügel des Feindes durchbrachen, Alles niederstürzend, was ihren wilden Lauf hemmte.

Aber Allen war es nicht geglückt, aus dem mörderischen Kreise hinauszukommen, welcher sich eben so schnell wieder geschlossen hatte. Etwa hundert Mann, mit Bruno an der Spitze« eilten in schnellem Lauf nach dem Gehöft. Der alte Pastor, jämmerlich am Kopfe verwundet, wurde von zwei Mann unterstützt oder vielmehr fortgezogen; viele Andere umringten ihn mit Besorgnis, wie um ihn mit ihren Leibern vor den Kugeln, welche über ihre Köpfe in Menge flogen und durch die Luft pfiffen, zu schützen . . .

Noch einen Bogenschuß weiter und die Waldeghemsche Schaar hatte die ersten Häuser des Gehöftes wieder erreicht.

Da zeigte sich in dem Gehöfte selbst plötzlich eine zahlreiche Reiterschar.

Der Befehlshaber, der sich aus dem rechten Flügel der französischen Reiterei befand, bemerkt die rothe Kreuzesfahne und erkennt die Waldeghemsche Schaar . . . Er spornt sein Pferd an und kommt in stärkstem Trabe auf die Patrioten zugeritten. Diese richten die Läufe ihrer Flinten auf ihn und drohen ihn zu erschießen; aber er nimmt seinen Säbel bei der Spitze und hält das Gefäß desselben in die Höhe Bruno erkennt ihn, und ruft mit Wuth und Verachtung aus:

»O, Simon! Simon! Ihr, dem ich das Leben schenkte, Ihr hier!«

»Bruno, Bruno, Freund, schnell ergib dich«, antwortet Simon-Brutus, ich will dich retten! Ich kam . . .

Aber er kann nicht mehr als das sagen, das Wort erstirbt ihm aus den Lippen. Eine der Kugeln, welche sich von allen Seiten kreuzen, hat ihn getroffen; er gibt einen durchdringenden Schrei von sich, fällt vornüber und stürzt aus dem Sattel . . .

Bei diesem Anblick erhebt sich ein rasendes Rachegeschrei von der Reiterschar aus; der Befehl chargez! setzt sie in Bewegung, sie lüften die Zügel und drücken den Pferden die Sporen in die Seite.

Wie eine Gewitterwolke kommt der dichte Reiterhaufen übers Feld herangesprengt und fällt vernichtend über die Waldeghemsche Schaar her. Diese vertheidigt sich noch eine Weile; die Erde bebt unter dem heftigen Pferdegetrappel, man hört Gewehre und Schwerter gegeneinander schlagen, Pferde wiehern. Der Platz ist mit Todten bedeckt, das Blut spritzt auf die Kämpfenden . . .

Die Reiterschar sprengt weiter; nichts kann ihrem Andrange wiederstehen, sie werfen Alles über den Haufen, und mähen mit ihren

langen Schwertern die Bauern nieder.

Diese sehen endlich ein, daß keine Gegenwehr mehr helfen kann; der letzte Funke von Muth erlischt in ihnen; sie werfen die Gewehre weg und fliehen querfeldein . . .

Aber Reiter und Fußvolk folgen ihnen auf der Ferse, schießen, stechen und hauen auf sie ein, bis ihre Arme vor Ermüdung erlahmt sind. Kein Einziger soll davon kommen. Es ist eine abscheuliche Menschenschlächterei, welche von furchtbarem Geschrei, von Hilferuf, von gräßlichen Verwünschungen, von herzbrechendem Nothgeheul begleitet ist; aber Alles treibt in wilder Flucht weiter und weiter weg, und verschwindet nach und nach aus dem Gesichtskreise . . . bis man aus der ganzen Ebene nichts mehr erblickt, als Haufen verstümmelter Leichen und breite Lachen von Blut.

Simon-Brutus« von einer Kugel in den Unterleib getroffen, lag mitten unter vielen Todten, mit dem Kopfe neben dem Leichnam eines Pferdes, durch dessen Gewicht sein rechter Arm gequetscht war.

Oberhalb des Pferdes hing die Leiche eines Greises, dessen Schädel durch einen Hieb zerspalten war. Das Blut, welches aus dieser gräßlichen Wunde sickerte, fiel tropfenweise in’s Gesicht von Simon-Brutus.

Wenngleich der Kommissar der Central-Regierung tödtlich verwundet war, so hatte ihn das Leben noch nicht verlassen. Die furchtbare Pein, welche ihm das Gewicht des Pferdes auf seinem Arme verursachte, weckte ihn aus seiner Ohnmacht.

Er öffnete langsam die Augen, doch schloß er sie gleich wieder vor jähem Schreck, während er mit zerknirschter Stimme ausrief:

»Gott, der Pastor! ach, sein Blut auf mich!«

Er drückte sich gewaltsam die Augen zu; denn er wagte keinen Blick mehr auf das bleiche Angesicht des Priesters zu richten, welches über seinen Kopf hing, als ob ein Racheengel des Herrn ihn dort hingelegt hätte.

Zwei Schritte von Simon-Brutus entfernt, lag Bruno mit einem zerbrochenen Beine; obgleich der Schmerz ihm selbst bittere Klagen entlockte, so hatte er doch die Seufzer von Simon gehört, und seine Stimme erkannt.

Mit über-menschlicher Kraft-Anstrengung kroch er auf den Händen fort und schleppte seinen zerbrochenen Fuß hinterher, bis er sich neben Simon-Brutus befand. Indem er sich nun auf das eine Knie erhob, bog er den Kopf

über seinen Feind, wischte ihm das Blut von dem Gesichte ab und sagte in mitleidigem Tone:

»Simon« armer Simon!«

Simon-Brutus öffnete die Augen; ein schwaches Lächeln verbreitete sich über seine Züge; er sprach leise mit sichtbarer Freude:

»Bruno, Freund, ich muß sterben. Ist es Gott, der Euch sendet? Vergebung, ach Vergebung!«

»Ich vergebe Euch Alles!« sprach der junge Mann. »Was Ihr heute thatet«, sagte mir, daß ein Bruder zu mir zurückkehrte . . . »Aber Simon, ich will Euch retten, meine Kraft aufbieten« um Euren Arm los zu machen, vielleicht- . . . «

»Nein, nein,« sagte Simon-Brutus. »Es ist umsonst . . . Eine Kugel durch meine Eingeweide . . . Ich fühle es, der Tod ist da . . . in meinen Gliedern.«

Der peinliche Ton dieser Worte schmerzte Bruno sehr; er brach in Thränen aus, bog sich aufs Neue über Simon-Brutus und sagte mit liebreicher Stimme:

»Simon, Bruder, möge Gott Euch auch barmherzig sein. Es gibt noch ein anderes Leben. Ach, Ihr werdet vor dem allerhöchsten Richterstuhl erscheinen! Gnade, Gnade für Eure arme Seele; überliefert sie nicht der ewigen Rache!«

»Ist denn die Liebe zur Freiheit . . . eine Missethat vor Gott?« fragte der Sterbende beinahe unhörbar.

»O, nein, nein«, antwortete Bruno, »sie ist eine Pflicht: der göttliche Seligmacher selbst hat sie verkündigt.«

»Freiheit, Erlösung den Sklaverei«, murmelte Simon-Brutus, keine Missethat . . . Ach, ich habe gesündigt, der Hochmuth . . . Gott sei mir gnädig! Bruno, der Tod, er kommt . . . Höret mir zu . . . in meiner Tasche, eine Schrift, der Lohn für Alles, der General . . . diese Nacht . . . gib mir einen Kuß . . . Bruder, ach habe meinen armen Vater lieb, bitte für mich . . . Lebewohl . . . Lebe . . . wohl!«

Bruno ließ seinen Kopf auf Simons entseelten Körper fallen und blieb so eine lange Zeit, indem er ihn mit seinen Thränen benetzte.

Endlich erinnerte er sich der geheimnisvollen Worte Simons.

Er glaubte, daß die lederne Tasche, die dem entseelten Körper vor der Brust hing, den letzten Willen seines Dorfgenossen bewahre, und daß er ihn gebeten habe, denselben seinem Vater einzuhändigen.

In dieser Meinung öffnete er die Tasche, und fand wirklich ein zusammengelegtes Papier darin.

Aber, wie groß war seine Verwunderung, wie zitterte er vor Rührung, als er diese Schrift entfaltet hatte, und die folgende Bestimmung in französischer Sprache verfaßt, las:

Französische Republik.

Freiheit und Gleichheit.

In Rücksicht von ausgezeichneten Diensten, welche der Bürger Bruno Halinx der Republik erwiesen, indem er unter anderen den Citoyen Meulemans, genannt Simon-Brutus, Kommissar von der Central-Regierung des Departements der beiden Nethen, von einem offenbaren Tode gerettet hat, bitte ich, der unterzeichnete Brigade-General, Befehlshaber des 4. Korps der Armee der neun vereinigten Departements, alle krieges- und bürgerliche Behörden der Republik, den vorgenannten Bruno Halinx frei gehen und kommen zu lassen, ihn und die Seinen in Noth und Gefahr zu beschützen.

Gegeben im Hauptquartier vor Diest, in der Nacht vom 6. und 7. Frimaire, des Jahres VII. der französischen Republik, einig und untheilbar.

Jordan.

Bruno hielt eine Zeitlang mit Thränen in den Augen, seine Blicke auf das Papier geheftet, dann aber, durch die edelmüthige Absicht Simons gerührt, bückte er sich über die Leiche nieder, und drückte einen dankbaren Kuß auf die Lippen seines entseelten Freundes.

In demselben Augenblick richtete er sich auf, und sah mit Verwunderung etwa zehn französische Soldaten und einen Oberoffizier, die mit äußerstem Erstaunen sein sonder bares Benehmen beobachtet zu haben schienen, und ihn nun durch ihre Blicke zur Erklärung desselben aufforderten.

Statt aller Antwort zeigte ihnen Bruno das Papier, welches ihm Simon-Brutus als Erbschaft hinterlassen hatte.

Der Offizier las es, gab es Bruno zurück, und sagte zu seinen Soldaten:

»Man hebe diesen Bürger vorsichtig auf, und bringe ihn nach der Scheune an der großen Straße. Der Stabes-Chirurgus verbinde schleunigst seine Wunde.

Dieser edelmüthige Befehl wurde ausgeführt: vier französische Soldaten trugen Bruno nach dein Gehöft hin.

Schluß.

Bruno wurde nach dem Gehöfte getragen und unter eine große Anzahl verwundeter Franzosen in die Scheune niedergelegt. Der Wundarzt untersuchte sogleich sein Bein, und ein Jeder behandelte den leidenden jungen Mann mit Sorgsamkeit und Ehrerbietung; denn der General Jardon, welcher den Schutzbrief unterschrieben hatte, war bekannt als ein Mann, der seine Unterschrift nicht ungestraft mißachten ließ.

Als Bruno späterhin zu erkennen gab, daß auch seine Mutter sich in dem Gehöfte befände, und den Wunsch, sie zu sehen verlautbarte, so wurde augenblicklich Jemand hingesandt, um sie aufzusuchen.

Seine Mutter und Genoveva wurden zu ihm geführt und konnten um ihn sein und ihn trösten, ohne daß irgend einer der französischen Soldaten sich erlaubt hätte, sie durch das geringste ungeziemende Wort zu stören. Dahingegen nahmen sich aber auch die beiden Frauen mit Mitleiden und Liebe der anderen Verwundeten an und leisteten ihnen hilfreiche Hand, wofür sie von Allen mit Dankbarkeit und wahrer Achtung behandelt wurden.

Nach vierzehn Tagen brachten die Franzosen ihre Verwundeten in die Stadt Hasselt, Bruno blieb aber auf dem Gehöfte. Da erst bekam er Nachricht von dem Schicksale seiner unglücklichen Waffengenossen; aber die Aufklärungen waren so schrecklich, daß er öfter darüber stille Thränen vergoß.

In zwei verschiedenen Nummern der Antwerpener Zeitung las er die folgenden Bekanntmachungen:

Offizieller Bericht. — 500 Brigands sind geblieben bei Gheel, Moll, Meerhout und Holmes (Olmen?). Man hat ihnen zwei Wagen abgenommen, mit sechs Fässern Pulver, welche ihnen von Holland zugegangen waren. Die übrigen sind alle in die Flucht getrieben worden . . .

Brief von dem General Colaud.

Aus dem Hauptquartier zu Brüssel, den 16. Frimaire, Jahr VII. der französischen Republik, einig und untheilbar.

Der Divisions-General Colaud, Befehlshaber der neun vereinigten Departements an die Central-Administration vom Departement der beiden Nethen.

Bürger Administrateurs!

Mit dein größten Vergnügen zeige ich Ihnen an, daß die Truppen, die ich aus Löwen, den 14. dieses, unter dem Befehl des Brigade-Generals Jardon und des General-Adjutanten Lacroix habe marschieren lassen, die Aufrührer bei Hasselt angegriffen haben.

Die republikanischen Truppen haben ihnen mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit so zugesetzt, daß sie nach der ersten Niederlage gezwungen worden sind, mit der größten Unordnung in die Stadt Hasselt hinein zu flüchten.

Bei dem zweiten Angriff haben sie die Stadt verlassen, doch sie haben eine vollständige Niederlage auf der Straße nach Tongeren erlitten, und mehr als 700 Mann Todte auf dem Platz liegen lassen. Die Erde war mit ihren Leichen bedeckt; auf einer Fläche von mehr als einer Stunde.

Der Rest der Brigands hat die Waffen weggeworfen und ist geflohen. Man hat ihnen die Kriegs-Kasse, Bagage, verschiedene Trommeln und ein Fähnlein mit einem rothen Kreuze abgenommen. Man hat unter den Todten verschiedene Priester erkannt.

Das namhafte Haupt der Anführer, Constantin de Roumiroir, Municipal-Agent dieser Gemeinden und verschiedene Offiziere sind gefangen genommen.

Mehrere Fähnleins, Meßgewänder und andere priesterliche Gewänder, nebst zwei Munitionswagen sind erbeutet.

Es lebe die Republik. Heil und Brüderlichkeit.

Colaud[17].

Nach sechs Wochen fuhr Bruno mit seiner Mutter, mit Genoveva und mit seinem treuen Diener Jan in einem Reisewagen nach Waldeghem, seinem theuren Geburtsdorfe zurück.

Den Tod seines Vaters konnte er nun seiner Mutter nicht länger verbergen; dieses schreckliche Geheimnis mußte, ihr endlich enthüllt werden-

Mit der größten Vorsicht, welche das Gefühl einer unendlichen Liebe nur einzuflößen vermag, theilte Bruno seiner unglücklichen Mutter nach und

nach das Unglück, was sie zu beweinen hatte, mit.

Er setzte auch gleichzeitig Genoveva davon in Kenntnis, wie beklagenswerh der Zustand war, in welchem er ihren alten Vater gesehen, und bereitete sie so einigermaßen vor, daß sie diesen harten Schlag ertragen konnte.

Aus solche Weise war die Reise nach ihrem gemeinsamen Geburtsorte eine sehr peinliche Fahrt, voll Klagen, Thränen und Seufzer.

Bei ihrer Ankunft in Waldeghem erfuhr Genoveva, daß ihr Vater wirklich, bald nach der Flucht der Conscribirten gestorben war.

Die theuren Todten wurden lange Zeit beweint; erst nach und nach verwandelte sich die tiefe innige Trauer ihrer Kinder in einen stillen Schmerz.

Bruno und Genoveva wurden durch das heilige Band der Ehe mit einander verbunden und lebten viele Jahre in Waldeghem, ungehindert und so glücklich, als dies nur möglich sein kann, wenn man die Sklaverei des Vaterlandes, ohne auf Erlösung zu hoffen, mit ansehen und erleben muß.

Bruno wurde Vater von drei Kindern.

Mit der Zeit starben einige seiner Verwandten und Freunde, Zuerst der alte gute Diener Jan, dann der Brauer, und späterhin Bruno’s eigene Mutter . . . Und, als er seinen ältesten Sohn in seine Stelle als Amtsschreiber eingesetzt hatte, entschlief auch er ruhig in dem Herrn.

Genoveva lebt noch; sie ist eine alte Frau von fünf und siebzig Jahren, jedoch noch wohlaufs und geisteskräftig.

Als sie mir vor einiger Zeit von dem Bauernkriege erzählte und meine ganze Aufmerksamkeit durch ihren Ideenreichthum und die Blitzfunken von Heldenmuth und Begeisterung, welche bei der Erinnerung in ihren Augen aufleuchteten, gefesselt hielt, beendete sie die Geschichte desselben durch nachstehende treffende Schlußworte:

Und dies war das beklagenswerthe Ende unseres Unternehmens . . . Man hat seit jener Zeit von den Brigands, als von einem Haufen thörichter Schwärmer gesprochen, hätten sie aber gesiegt, und dem Vaterlande seine Freiheit wieder verschafft, so würde man ihren Heldenmuth als Nationalruhm geehrt und besungen haben. Jetzt aber sprechen unsere Geschichtsschreiber kein Wort von den armen Brigands, welche ihr Blut in Strömen für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes vergossen haben, während die Städte in ihrer Feigheit den Nacken unter das fremde Joch beugten. Keiner der noch lebenden Patrioten wagt zu gestehen, daß er an

jenem Heldenkampfe Theil genommen. Gibt denn also das Gelingen einer Sache derselben lediglich in den Augen der Menschen Geltung und Rechtfertigung? Muß denn die unterdrückte Tugend sich vor der siegenden Bosheit schämen? — Der heilige Gott da oben weiß es besser. Er wird Jedermann richten, nicht nach dem glücklichen Erfolge seiner Werke, sondern nach den Triebfedern, welche seine Handlungen geleitet haben.



Anmerkungen

[1] Man lese über diese traurige Periode unserer Geschichte das schöne Werk: Histoire-des Belgas à la fin du dix-huitième siècle, par Ad. Borgnet. — Bruxelles 1844.

[2] Dies Lied ist getreu in der Art der flämischen Volkssänger gehalten — der Autor bittet, ihm aus Liebe für die Wahrheit den etwas sonderbaren Zuschnitt seiner Verse zu verzeihen. (Der Verfasser.)

Die Nachsicht des Publikums, an die der Verfasser hier appelliert, wagt der Uebersetzer in einem noch viel höheren Grade in Anspruch zu nehmen. »Ländlich, sittlich, trifft wohl nirgends so sehr ein, als gerade in solchen volksthümlichen Reimen — ich habe mein möglichstes versucht, um die originelle Form zu bewahren. (Der Uebersetzer.)

[3] Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod.
An den Bürger, der Vater meines Lebens ist.

Dieser Brief dient dazu, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Sohn, der von der Zentralverwaltung des Departements Deux-Nèthes delegiert wurde, in drei oder vier Tagen in sein Heimatdorf reisen wird, um dort die vollständige Durchsetzung der Gesetze der Republik zu gewährleisten und seine alten Bekannten von den Ohnmächten des Dospotismus und allen Anhängern des höllischen Fanatismus dieser verfluchten Heuchler zu befreien, die Sie unter der Maske des Priestertums im Schlamm der Verblödung halten.

Danken Sie der Französischen Republik: Wenn Sie noch als Menschen gelten, wenn Unterwürfigkeit und Ignoranz nicht die letzten Fähigkeiten derer ausgelöscht haben, unter denen ich das Licht empfangen habe, dann wird für Waldeghem ein guter Tag anbrechen.

Ich bringe Ihnen die Freiheit und mit ihr den Schutz und die Unterstützung dieser erhabenen französischen Republik, die in ihrer unendlichen Liebe alle Völker der Erde mit einer einzigen, großzügigen Umarmung umfasst, und beauftragt mich, den Unwürdigen, Ihnen das unaussprechliche Glück zu bringen, zu ihren Kindern gezählt zu werden.

Sollte ich wider Erwarten feststellen, dass die Einwohner von Waldeghem noch immer im schmutzigen Schlamm der alten Sitten versinken, werde ich als wahrer Republikaner meine unerbittliche Pflicht erfüllen.

Bitte lassen Sie den Müller Cuylen wissen, dass ich bei ihm wohnen möchte, um näher an der großen Straße zu sein. Ihr Sohn, Simon-Brutus.

[4] Im Namen des Gesetzes: Niemand darf sich hier bewegen! Schließen Sie alle Ausgänge!

[5] Es lebe die Französische Republik! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod!

[6] Nehmen Sie Ihre Waffen! Vorwärts, Marsch!

[7] Du bist ein Dummkopf, über den sich eine Französin der französischen Republik amüsieren würde!

[8] Du siehst aus, als würdest du die Unteroffiziere der französischen Republik austricksen. Komm, zieh ins Dorf, oder ich töte dich!

[9] Aber wie ist es möglich, dass ein Mensch die französische Sprache nicht kennt.

[11] Die Hospital-Nonnen waren damals zu Herenthals bereits aus ihrem Stiftungshause vertrieben, jedoch waren sie nach dem Beguinenhof gezogen. Anmerk. des Verfassers.

[12] Nach einem Schreiben des Generals Duruth selbst unter dessen Brigade diese Colonne mobile gehörte, sollen bei diesem Brande an 400 Menschen umgekommen sein. Man sehe die Geschichte von Antwerpen von F.H. Mertens und K. L. Torfs. 6. Theil, S. 497. Anmerkung des Verfassers.

[13] Brüssel, 25. Brumaire. — Am 22. Morgens fiel ein zahlreiches Korps Aufständischer die Stadt Diest so unerwartet an, daß keine Zeit zum Fliehen übrig blieb. Die Garnison, obgleich nur 120-130 Mann stark widersetzte sich dennoch tapfer gegen die Meuterer, obwohl sie wohl einige Tausende betrügen, und vertheidigten sich kräftig. Allein die Rebellen erstürmten die Thore drangen in den Platz ein.

Antwerpensche Zeitung, 7. Frimaire, Jahr VII. nr. 19.

[14] Brüssel, 29. Brumaire. — Fünf Colonnen unserer Truppen haben den 24. dieses, die Stadt Diest umringt, und 5400 Rebellen darin eingeschlossen. Viele Artillerie von Maestricht und Mecheln hingeschickt, ist angekommen, um diese Stadt zu beschießen. Man vermuthet, daß keiner von den Rebellen entschlüpfen soll.

Antwerpensche Zeitung, Docadi, 10. Frimaire, Jahr VII.

[15] In der Handschrift eines Zeitgenossen dieser Begebenheiten, die uns zugekommen ist, steht unter Anderm Nachfolgendes:

Desselben Tages machten die Bauern wieder einen Ausfall, der so zweckmäßig angeordnet war, daß, wären sie besser mit dem Kriegeshandwerk vertraut gewesen, die Kanonen des Feindes alle in ihre Hände gefallen wären, und sie die Franzosen in die Flucht getrieben haben würden, nachdem diese ihre Kanonen auf dem Berge im Stich lassen mußten. Doch sie gingen nach der Stadt zurück. Man sagt, daß die Verwundung ihres Kommandeurs an der Unterlippe den Muth der Patrioten vermindert habe, und daß dies die Ursache ihres Rückzuges gewesen sei.

[16] Die Revolutionäre, als sie sahen, daß dies kein Plan war, um festen Fuß darin zu lassen; daß die Lebensmittel nicht zureichten; daß sie umringt waren u. d. m. beschlossen die Stadt zu verlassen, auf solche Weise, daß das Militair es nicht gewahr wurde. Um Mitternacht schlugen sie eine Brücke über das Wasser, zwischen den zwei Spuyen längs des Batardeaus, wo, indem zu viele auf einmal herüber wollten, oder durch Verwirrung, weil ein Schuß losging, gegen 500 ertrunken oder geblieben sind, der übrige Rest sich aber rettete. — Aus der erwähnten Handschrift — Die Antwerpensche Zeitung jener Zeit sagt, daß 500 ertrunken und 200 an den vorigen Tagen umgekommen waren.

[17] Dieser Brief befindet sich als offizielle Bekanntmachung in der Nummer 23. vom 21. Frimaire, Jahr VII. der Antwerpenschen Zeitung.

[18] Die Bürgerinnen der Schwestern des Krankenhauses sollen überall, wo sie auftauchen, ungehindert passieren können. - Überall?